BIBLIOTHEQUE DE LA
VILLE DE MONTREAL

COLLECTION
GAGNON

G
971.0781
M334cag

31075

4

BIBLIOTHÈQUE
PHILÉAS GAGNON,
QUÉBEC, CANADA.

Geschichte

der Mutter

Maria von der Menschwerdung,

erſten Oberin der Urſulinerinnen in Canada

(1599—1672).

Mit einer geſchichtlichen Einleitung über die Gründung dieſer Colonie

von

H. R. Casgrain,
Prieſter zu Quebec.

BIBLIOTHEQUE
S.M.E.
QUEBEC

Autoriſirte Ueberſetzung nach der zweiten franzöſ. Auflage.

Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Puſtet.
1872.

Entered, according to Act of Congress, in the year 1872, by
HERMAN BLÜMELING,
of the firm of Fr. Pustet & Co.
in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Vorbemerkung.

Heute sind es 200 Jahre, seitdem die ehrwürdige Frau, deren markirte Züge H. R. Casgrain zeichnete, im Kloster der Ursulinerinnen zu Quebec in Nordamerika gestorben ist. Auf eine Zinkplatte ihrer Gruft setzte man damals die Worte: „Hier ruht die ehrwürdige Mutter Maria Guyard von der Menschwerdung, erste Oberin dieses Klosters. Gestorben am letzten April 1672 im Alter von 72 Jahren."

Millionen von Grabschriften, die vor 200 Jahren geschrieben wurden, darunter solche von berühmten Staatsmännern und Generälen, von Prälaten und Gelehrten, von hochadeligen wie von bürgerlichen Geldkönigen, sind seitdem vergilbt oder vom Finger der Zeit gänzlich verwischt worden, während das Epitaph von Maria Guyard heute noch gelesen wird. Und

doch — sie war nur einr schwache Frau, ohne Geld und hohe Lebensstellung und ihr Wirken gehörte großentheils nicht einmal Europa an: was hat diese Frau gethan, daß ihr Pilgergang noch nach zwanzig Jahrzehnten diesseits und jenseits des Weltmeeres geschildert wird; ja daß ihr Leben in unserer spätern Zeit ungleich berühmter ist, als da es sich auf Erden abrollte?

Es scheint überhaupt ein göttliches Gesetz zu sein, daß der Ruhm irdischer Größe mit den Jahren schwinden, der Ruhm der Heiligen aber mit den Jahrhunderten wachsen müsse; ein Gesetz, das namentlich bei der allerseligsten Jungfrau wie beim heiligen Joseph unverkennbar hervortritt.

In Betreff unserer Heldin — denn eine heroische Erscheinung war Maria Guyard sowohl in ihrem innern Leben, wie in ihrem äußern Wirken — ertheilte der Erzbischof Franz Baillargeon von Quebec vor nicht langer Zeit dem Canonicus Moreau den Auftrag, er möge unserm vielgeliebten heiligen Vater Pius IX. jene Urkunden überreichen, welche auf deren **Seligsprechung** sich beziehen. Da außerdem die Volksstimme Maria von der Menschwerdung

ſchon lange als Heilige bezeichnet hat*), iſt es möglich, daß der römiſche Stuhl ihr ſchon bald die Ehren des Altares zuerkennen wird. Jedenfalls wird Maria Guyard während der mannigfaltigen Entwickelung ihres langen und reichen Lebens — in der Welt als Mädchen, Gattin, Mutter, Wittwe; dann im Kloſter als Novizin und Nonne zu Tours in Frankreich, wie ſpäter als Oberin und Miſſionärin in Nordamerika, wohin ihr großes Herz den Liebeshauch der chriſtlichen Urzeit trug — als eine friſche Moſaik von ſeltener Vollendung beachtet werden müſſen. Amerika würde durch die Beatification dieſer großen Perſönlichkeit einen Zuwachs ſeiner Heiligen erhalten, und gerade dieſem Erdtheile hat die Gnade nicht allzuviele Heilige geſpendet. —

Der Spiritual der Urſulinerinnen zu Beaujeu (Rhone) in Frankreich war es, der mich vor vier Jahren mit der Biographie, welche Abbé Casgrain mit ſo viel Wärme und Liebe geſchrieben, bekannt gemacht hat. Er wies mich

*) Boſſuet nannte ſie die Thereſia von Neufrankreich, wohl auch im Hinblick auf ihr literariſches Wirken und den echten Metallklang ihrer geiſtreichen geſchichtlichen Briefe.

in einer Zuschrift an den hochwürdigen Herrn Verfasser, dessen Thätigkeit zunächst dem Kloster der Ursulinerinnen in Quebec gilt. Letzterer ertheilte mir unterm 17. Juli 1868 seine und seines Verlegers Erlaubniß, eine deutsche Uebertragung seines herrlichen Buches besorgen zu dürfen.

Möge sie beitragen, die Ehre Maria's von der Menschwerdung bei den Lesern deutscher Zunge in Europa wie in Amerika zu fördern!

München am 30. April 1872.

Hermann Geiger,
Pfarrprediger.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Hinweis auf die Werke, die in dem Leben der Mutter von der Menschwerdung angeführt sind 47

Erklärung des Verfassers 48

Erster Abschnitt.
Häusliches Leben. (1599—1631.)

1. Kapitel. Geburt der Mutter von der Menschwerdung. Ihre Kindheit. Ihre Jugend 51

2. Kapitel. Verehelichung. Prüfungen. Umgang mit Gott . 59

3. Kapitel. Wittwenstand. Verzückungen. Zurückgezogenheit. Maria geht zu ihrer Schwester 68

4. Kapitel. Offenbarung der mystischen Vereinigung . 81

5. Kapitel. Neigung zum klösterlichen Leben. Bußübungen. Innere Trostlosigkeit 87

6. Kapitel. Entzückung über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. Die mystische Verbindung . . . 96

7. Kapitel. Nächstenliebe. Aufopferung 104

8. Kapitel. Der Bischof von Dol. Die Mutter vom hl. Bernard. Schreckliche Prüfung. Eintritt bei den Ursulinerinnen 111

Zweiter Abschnitt.
Klosterleben. (1631—1639.)

1. Kapitel. Noviziat. Kummer über ihren Sohn. Das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit. Einkleidung . . 127

2. Kapitel. Maria erhält das Verständniß der hl. Schrift. Furchtbares Kreuz. Die Besessenen von Loudun . . 137

3. Kapitel. Profeß. Neue Prüfungen. Erlösung . 144

4. Kapitel. Offenbarungen über Canada. Die Mutter von der Menschwerdung wird Novizenmeisterin . . 148

5. Kapitel. Die Schülerinnen der Mutter von der Menschwerdung 154

Seite

6. Kapitel. Ihre Viſion über Canada wird ihr klar . 162
7. Kapitel. Frau von la Peltrie 166
8. Kapitel. Berufung der Mutter von der Menſchwerdung nach Canada 178
9. Kapitel. Frau von la Peltrie in Paris und in Tours 187
10. Kapitel. Die Mutter vom heiligen Joſeph . . 195
11. Kapitel. Abreiſe von Tours 204

Dritter Abſchnitt.

Apoſtoliſches Leben. (1639—1672.)

1. Kapitel. Paris. Anna von Oeſterreich. Neue Hinderniſſe 211
2. Kapitel. Ueberfahrt auf dem Ocean. Ankunft in Quebec 218
3. Kapitel. Wohnung in der untern Stadt. Ueberblick auf die Colonie. Epidemie. Neue Organiſation der Urſulinerinnen 228
4. Kapitel. Frau von la Peltrie in Montreal . . 237
5. Kapitel. Die Mutter von der Menſchwerdung bringt ſich Gott als Sühnopfer dar 248
6. Kapitel. Die Urſulinerinnen in ihrem neuen Kloſter. Die Huronen flüchten nach Quebec 260
7. Kapitel. Gefahren in der Colonie. Treffliche Sitten . 266
8. Kapitel. Brand des Kloſters der Urſulinerinnen . 272
9. Kapitel. Wiederaufbau des Kloſters. Tod der Mutter vom heiligen Joſeph 282
10. Kapitel. Verzweifelte Lage der Colonie . . . 292
11. Kapitel. Erdbeben des Jahres 1663 . . . 299
12. Kapitel. Krankheit der Mutter von der Menſchwerdung. Tod der Frau von la Peltrie 309
13. Kapitel. Tod der Mutter von der Menſchwerdung . 320

Anhang.

Urtheile Boſſuets, des Biſchofs von Laval, des Pater Hieronymus Lalemant, des Herrn von Camus und des Herrn von Emery über die Mutter von der Menſchwerdung . 333

Seite
. 162
. 166
ung
. 178
urs 187
. 195
. 204
der-
. 211
ebec 218
blick
Ur-
. 228
. 237
ringt
. 248
loster.
. 260
ten . 266
. 272
utter
. 282
. 292
. 299
ung.
. 309
g . 320
iero-
errn
. 333

Einleitung.

In dem reizend gelegenen Quebec, der Hauptstadt Untercanadas in Nordamerika*), befindet sich ein Kloster der Ursulinerinnen mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen. Ein Bild in jenem Kloster erinnert an eine rührende Ueberlieferung aus der ältesten Zeit Canada's. Das Gemälde, nach alten Skizzen von einem unserer einheimischen Künstler gefertigt, ist mittlerweile von mancher Elevin nachgebildet und zur Erinnerung an die unvergeßlichen Institutsjahre aufbewahrt worden. Weithin dehnt sich rückwärts der Urwald (Quebec's Vorgebirg bei Gründung der Colonie), im Mittelgrund erhebt sich zwischen Ahornen und stämmigen Fichten Canada's ältestes Kloster, wie Frau von Peltrie es 1641 angelegt hat**), während im Vordergrund das Haus vor uns steht, das dieselbe Frau drei Jahre später sich selbst erbaut hat. Friedliche Schäfchen weiden auf der umzäunten Wiese, die zwischen beiden Gebäuden sich ausdehnt. Links zeigt die Perspective den Waldesjahn, wovon später nur mehr

*) Quebec — Quel bec, welche Spitze! — wurde 1608 von Franzosen angelegt und ging 1763 an die Engländer über.

**) Neun Jahre später ward das Kloster der Ursulinerinnen ein Raub der Flammen; 1686 erlitt es dasselbe Unglück und wurde sofort zum dritten Male hergestellt.

die stattliche Allee übrig blieb, die an der Straße nach St. Louis hinläuft, eine Straße, die früher das Dorf Sillery berührte. Als Staffage sieht man zwei Reiter im Costüm aus der Zeit Ludwig's XIV., die sich auf jener Straße begegnen: Hr. von Aillebouſt, Gouverneur der Colonie, ist der eine, Herr von Pleſſis-Bochart, Gouverneur der drei Flüſſe, der andere. Ein Häuptling bietet ihnen einen Biberpelz an. Eine andere Gruppe ist weiter vorne angebracht, wo Frau von Peltrie vor ihrem Hauſe sitzt, einen Häuptling im Christenthum unterweisend, der demüthig ihren Worten lauscht. Als Gegensatz zu dieſer Scene entdeckt man nicht weit davon einen wilden Kriegsmann, der ſeiner ſchwarzen Gattin, die ſich gleich einer Sklavin beugt, Befehle ertheilt. Chriſtenthum und Heidenthum ſtehen ſich demnach in dieſen beiden Gruppen gegenüber. Auch P. Hieronymus Lalemant hat ſein Plätzchen auf unſerm Bilde gefunden. Neben einigen Hütten, die ſich nahe dem Hauſe der Frau von Peltrie erheben, wandert er dahin auf ſchmalem Pfade, der ſich im Dickicht des Urwaldes verliert. Hier alſo die Hütten der Wilden und dort das Kloſter chriſtlicher Jungfrauen — Wolf und Schaafe wohnen beiſammen, ſagt Iſaias! Endlich noch eine allerliebſte kleine Geſellſchaft von friſchen Kindern, die unterm Schattendach einer üppigen Eſche auf eine Kloſterfrau blicken, die ſie unterrichtet. Von dieſem Gemälde hinweg ſchweift unſer Blick durch jene Fenſteröffnung hinaus in des Kloſters Hofraum — ſieh, hier ſteht heute noch die große alte Eſche, wo dereinſt die Mutter von der Menſchwerdung, deren Opferleben dieſe Blätter ſchildern ſollen, den Kindern der Wilden Unterweiſungen im Katechismus gab. Die Eſche zählt wohl ihre 300 Jahre.

Wer dieſes Gemälde längere Zeit betrachtet, wird unwillkürlich nachdenkend. Erzählt es doch ſo beredt von der Urgeſchichte Canada's: von heroiſchen Zeiten, von

beständigen Wechseln an Freuden und Opfern, an Jubel und Trauer, an Blut und Triumph!

Man sieht im Geiste auf's Neue die Ankunft jener allerersten Schiffe, die der Rücken des „großen Flusses" vom „großen See" her übernahm, man gedenkt der Eingebornen des Landes, die damals das Uferschilf auf die Seite drückten, um jene Schiffsbevölkerung einer ganz fremden Race zu betrachten, man folgt den Schritten dieser Wilden in die Urwälder, wo sie den Europäern neugierig zuschauen, wie sie gewandt die Axt führen, deren dumpfschallende Hiebe millionenmal auf hundertjährige Stämme fallen, bis durch den finstern Wald endlich eine Gasse geschlagen ist.

Auf diesen weitgedehnten Räumen standen unsere Glaubensboten, die ersten Martyrer Canadas. Wie zu Christus dem Herrn die Massen herbeiströmten, wenn er auf Israels Bergen predigte, so eilten die Eingebornen des Landes von allen Enden hieher, um jene Männer zu sehen, die hier segnend ihre Arme ausstreckten und betend ihren Blick nach dem Himmel erhoben, als sie die frohe Botschaft den Heilsbedürftigen verkündeten.

Ein halbes Jahrhundert hindurch haben auf diesem Boden die Missionäre gepredigt. Wie trieften die Grashalme vom Blute der Gemarterten, bis die Wahrheit ihre ersten Siegeshymnen in Canada singen konnte! O glücklicher Tag, an welchem das Echo jener Hymnen sich brach an den Stirnen der alleganischen und laurenzischen Gebirge; o glückliche Stunde, da jene Triumpheslieder zum ersten Mal von den Gestaden des großen See's zum Busen des St. Lorenzostromes hinüber erschallten!

Einen sanften und segnenden Genius wird das Auge des Forschers in diesen Gauen immer wieder finden: der ehrwürdigen Mutter von der Menschwerdung, die man so treffend als die Theresia von Neufrankreich bezeichnet hat.

Wie oft habe ich mich an das Gemäuer unseres Klosters in Quebec gelehnt und mich in süße geschichtliche Erinnerungen versenkt! Hat doch dieses Haus der Ursulinerinnen für manchen Canadier und auch für mich ein persönliches Interesse. Unter den beglückten Schülerinnen, die einst die Mutter von der Menschwerdung umgaben, war eine, die ich meine Ahnfrau nenne. Was mag Letztere alles von ihrer Lehrerin gehört, was durch ihr Beispiel gelernt haben? So kann dieses Buch als ein Werk meiner Dankbarkeit, als ein schwaches Denkmal angeschaut werden, das ich der Mutter von der Menschwerdung errichte.

*

Wer die Zeitläufte nicht kennt, worin Maria von der Menschwerdung lebte, kann ihren Charakter nicht beurtheilen. Wir werden nothwendig vorerst jenen Sternenkranz unvergeßlicher Geister, der über Neufrankreich damals leuchtete, schildern müssen, einen Kranz, in welchen Maria's Geschichte innig verwebt ist. Selbstverständlich brauchen hier nur die Hauptmomente aus den religiösen Vorgängen jener denkwürdigen Zeit hervorgehoben zu werden.

Die neue Welt war noch nicht entdeckt, aber deren Volksstämme waren von der Erwartung durchdrungen, es müßten Gesandte von weiter Ferne zu ihnen kommen. Diese Sonnenkinder wurden von Sonnenaufgang her erwartet. Die Menschenopfer — so hieß es — würden dann abgeschafft und die Völker umgewandelt werden. Dieß war der Grundton jener Prophezeiungen. Freilich fand sich diese Hoffnung wie ein Ueberbleibsel aus einer Uroffenbarung bei allen Nationen der Erde, und keine Form des Heidenthums vermochte dieses letzte Dämmerlicht des Paradieses zu umnachten. Jedwedes Volk, wenn auch unter dem eisernen Joch des Irrthums gebeugt, hat seine Periode gehabt, worin es vor den Altar der unsichtbaren Gottheit mit dem Versuch hintrat, seine Bürde

abzuschütteln, worin es nach einem Helfer — einem Erlöser — seufzte. Und je näher „die Fülle der Zeiten" heranrückt, desto lebhafter trat jene Sehnsucht hervor.

Der Ersehnte war bereits gekommen — und Amerika wußte nichts von ihm. Ach, wie viele Jahrhunderte richteten doch diese Bewohner des äußersten Westens — die Kinder jener Atlantis, wovon im Alterthum die Seher träumten — vergeblich ihre erwartungsvollen Blicke nach dem Aufgang! Ihre Stunde hat wahrlich spät geschlagen.

Europa war von Gott vorherbestimmt, den Friedenszweig vom Kreuz zu holen und ihn der andern Halbkugel zu überbringen. Uns däucht, als hätte Europa die Würde solcher Mission sich erst verdienen müssen durch Vollbringung irgend eines großen Opferwerkes im Dienst des Glaubens, und als solches Riesenwerk erscheinen uns Europas Kreuzzüge.

Gerufen vom Oberhaupte der Kirche eilte die europäische Christenheit mehrmals nach Asien, um den Halbmond zu vernichten und das Grab unseres Herrn dem Christenthum zu erobern. Glaubensbegeisterung hat dort Wunder der Tapferkeit und der Selbstaufopferung vollbracht. Für solch' namenloses Abmühen hatte Europa nichts anderes als Lohn verlangt — als ein Grab. Dieses Grab sollte nach Gottes Wille nicht sein bleibendes Besitzthum werden, aber sein Lohn sollte ihm nicht vorenthalten werden, und dieser Lohn war — die Entdeckung der neuen Welt[1]).

Der innere und natürliche Zusammenhang zwischen den beiden Völkerexpeditionen liegt nahe: die Kreuzzüge entwickelten jenen ritterlichen, wenn man so sagen darf abenteuerlichen Geist, welcher allenthalben zu fernen Auszügen, und sollte es bis zum äußersten Ende sein, den Impuls gab. Zurückgekehrt aus Asien schilderten die

*) Rohrbachers Kirchengeschichte.

Kreuzfahrer mit lebhaften Farben, was sie auf den Gefilden des fremden Welttheiles gesehen und erzählten von den Herrlichkeiten, die sie in Natur und Kunst dortselbst bewundert hatten. Das zündete und die Einbildungskraft drängte zu neuen Thaten. Das Losungswort war gegeben — es hieß: Entdeckungsreisen.

Jetzt tritt Christoph Columbus auf, ein Name, der mit jener ganzen Epoche identisch ist. Columbus mißt von den Küsten Europa's aus die Horizonte der Meere — jenseits derselben liegen neue Länder vor seinem Geistesauge. Kam solches Schauen nicht von Gott?

Ferdinand dem Katholischen und seiner Gemahlin Isabella behielt die Vorsehung die Ehre vor, den Gedanken des ungewöhnlichen Mannes zu erfassen. Kurz zuvor hatte dieses Fürstenpaar, das von der Idee der Kreuzzüge noch ganz durchdrungen war, die letzte Hand an's Werk gelegt und Boabdil, Granada's letzten Sultan, mit seinen Mauren aus Spanien verdrängt und auf die Küsten Afrika's zurückgeworfen.

Nachdem Amerika entdeckt war, lüftete sich täglich mehr und mehr der geheimnißvolle Schleier, der so viele Jahrhunderte die eine Hälfte der Welt der andern verborgen hatte. Die Geschichte beginnt über die Schicksale Neufrankreichs die erste Seite zu schreiben.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um voll Liebe und Ehrfurcht das makellose Titelblatt unserer Annalen zu küssen. Von dem Anfang dieser Begebenheiten hängt unsere Zukunft ab. Dieser Beginn schildert die Spuren unserer ältesten Wohlthäter, Fußstapfen, die sie auf dem Wege ihrer Eroberungen, die mehr Gott als ihrem Könige galten, zurückgelassen haben. —

Der Faden unserer Erzählung führt uns in eine etwas spätere Zeit, hinüber nach Europa.

Es war im Jahre 1535, als an einem schönen Lenzesmorgen die ganze Stadt St. Malo, die an nordwest-

lichen Frankreich am Kanal liegt, die freudigen Erinnerungen des Pfingstfestes erneuerte. In jenen Tagen weckten Kirchenfeste noch allgemeine Kundgebungen tiefer Sammlung und zarter Frömmigkeit. Dießmal aber war St. Malo's alter gothischer Dom zahlreicher besucht als gewöhnlich, denn am Schluße des Gottesdienstes sollte eine ergreifende Feier statthaben. Im mittlern Kirchenschiffe stand nämlich eine Gesellschaft von mehr als hundert Männern, deren Costüm sofort Seeleute errathen ließ. Sie wollten in den nächsten Tagen ein langes und gefahrvolles Unternehmen wagen, darum waren sie hieher gekommen, um in feierlicher Weise den Schutz desjenigen anzuflehen, der da Winden und Wellen gebeut. Junge Edelleute umgeben einen Mann, den sie als ihren Führer ehren und der auf sein Schwert gestützt im Gebet versunken ist. Der gefeierte Name dieses Führers ist Jakob Cartier.

Unter den Adeligen, die ihn umgeben, nennen wir Claudius von Pontbriand, Mundschenk des französischen Thronerben, dann Garnier von Chambeaux, Karl von Pommeraye, endlich von Goyelle und von Rougemont. Alle stärken sich an jenem Festtage durch Empfang des Sakramentes. Welchen Eindruck mag der Anblick dieser wackern Männer, so ritterlich wie Franz der Erste selbst, hervorgerufen haben? Hinter ihnen standen alte Seeleute, die manchem Wogengebrüll getrotzt haben mochten. Jetzt schritt alles zum Chor hinan, wo Bischof Bohier den Himmel beschwört, die Fülle seiner Segnungen auf diese Expedition herabzusenden.

Mit diesem Segen war Neufrankreichs Urgeschichte inaugurirt. Israel wanderte hinter einer Feuersäule, unsere Väter haben das Kreuz in die Wüste von Canada getragen.

Drei Tage nach der beschriebenen Ceremonie, es war Mittwoch den 17. Mai 1535, lichteten drei Schiffe ihre Anker und entzogen sich in westlicher Fahrt den Blicken derjenigen, die vom Ufer aus ihre letzten Grüße den

Reisenden nachsandten. Die Fahrzeuge führten die Namen: „Große Hermine", „Kleine Hermine" und „Lerchenfalke." Dieß war Cartier's kleine Flotte. Man kann es heut zu Tage kaum fassen, welcher Muth, um nicht zu sagen, welche Tollkühnheit dazu gehörte, sich auf unergründlichen Meeren einzuschiffen, um weitentlegene Länder aufzusuchen, wovon die überreizte Phantasie der Völker die schauerlichsten Mährchen erzählte.

„Das Wetter, erzählt Cartier, wurde bald äußerst stürmisch und am 25. Juni verloren sich unsere drei Schiffe aus den Augen." Die Trennung und die Besorgniß in ihrem Gefolge währte indeß glücklicherweise nicht allzulange. Die Schiffe fanden sich wieder, man sah Land, fuhr in eine weitgedehnte Bai und endlich einen riesigen Strom hinauf — Canada war entdeckt.

Mit welchen Eindrücken mögen jene kühnen Männer den Fuß an's Land gesetzt, mit welchen Wünschen das Zeichen der Erlösung an den Ufern des Lorenzostromes aufgerichtet haben! Das Symbol des Christenthumes breitete seine Arme weithin aus, alle wilden Nationen liebevoll zu sich ladend, und der Zielpunkt der Reise war erreicht.

Cartier's edle Erscheinung eröffnet den Reigen jener Heldengestalten, die Canada's älteste Chronik schmücken. Vielleicht hat das Christenthum unter den kriegerischen Palatinen, die es auf amerikanischen Ufern absetzte, keinen würdigern gesehen, als Jakob Cartier. Tiefer und kindlicher Glaube, der an die Zeit des Urchristenthums gemahnet, tritt uns im Wirken wie in Schrift und Wort dieses Heros vor allem entgegen. Cartiers starker Arm führt jenen neuen Odysseuszug, der Frankreich eine zweite Heimath plant und ihm einen Ländercomplex erwirbt, welcher die Ausdehnung Europas übertrifft. Er ist der Erste, der bis in die Mitte des amerikanischen Continentes vordringt, der mit wenigen Männern den langen Lauf des Lorenzoflusses stromauf-

wärts verfolgt und überall das Banner des Gekreuzigten und Frankreichs Fahne aufpflanzt.

Folgen wir Cartier auch in seine stille Einsamkeit von Limoilou.

Der berühmte Capitän war nach seinen langen Wanderzügen von seinem König in den Adelstand erhoben worden. Jetzt ward ihm Ruhe. Dort mißt sein Auge gar oft das Himmelsgewölbe und streift über den unermeßlichen Ocean hin, sein Ohr vernimmt jenes dumpfe Gemurmel, das nie erstirbt am Ufer Amerika's, sein Geist ruft aus der Ferne Donnacona herbei und bannt ihn in jene heiligen Einsamkeit, und vor seiner träumerischen Seele steigen die jungen Königreiche von Saguensy, von Canada und von Hochelaga empor. Der Künstler, der des berühmten Seefahrers Bild entwarf, das Cartier's Vaterstadt im Original bewahrt und dessen Copie bei uns viel verbreitet ist, hat den Charakter des großen Mannes wohl erfaßt. Seine nachdenkende Stellung, seine energischen Züge, sein geistvolles Auge, das die Grenze des Horizontes zu durchbrechen scheint, alles entspricht dem Nimbus, womit der Gefeierte noch heute nach so vielen Jahrzehenten vor uns steht. Welch' eine Frische der Seele liegt in diesen Zügen trotz der Fülle von weißen Haaren, die seinen Scheitel decken!

Noch immer hatte sich keine französische Colonie in den neuen Königreichen niedergelassen und Cartier's fortgesetztes Bemühen, Colonisten aus Frankreich herüberzubringen, war erfolglos geblieben. Cartier starb, ohne den schönsten seiner Träume erfüllt zu sehen.

Erst viele Jahre später, nämlich am 3. Juli 1608, sollte ein anderer französischer Chef — Champlain — die weiße Fahne auf Quebec's Vorbergen aufhißen.

Von da an entsteht eine neue Nation unter dem Schatten dieser Fahne. Der Stille und Einsamkeit, die ihren Sitz hier aufgeschlagen hatte, folgte nun rühriges

Leben und reges Treiben. Die Axt in geschäftigen Händen hatten eine unermeßliche Arbeit. Bald entstanden geräumige Wohnhäuser und die ersten Krystallisationspunkte der jungen Ansiedelung waren fertig. Das Lilienbanner flatterte lustig auf den Zinnen einer neuen Festung — ihr Name ist Quebec.

Das war die Wiege des jungen Volkes, über welche sich in einer spätern Zeit, die Champlain's Auge freilich verschlossen blieb, grünende Lorbeeren und mächtige Palmen ausbreiteten.

Einige Jahre später entstand die erste Kapelle in Quebec. Sie war ein sichtbarer Ausdruck für eine im Namen Gottes und der Religion vollbrachte Besitznahme. Der 25. Juni 1615 sah nämlich alle Colonisten im Festgewand zum neuerrichteten Heiligthum wandeln, worin der ehrwürdige Missionär P. Dolbeau die heilige Messe feierte. „Nichts fehlte, um den Akt möglichst feierlich zu machen, soweit es eben die Einfachheit der eben entstandenen kleinen Colonie gestattete. Vorbereitet durch das Bußsakrament empfingen alle den Leib des Herrn. Dem Te Deum folgten laute Jubelrufe, deren Echo in dieser Einsamkeit von allen Seiten feierlich wiederhallte. Das Land schien sich in ein Paradies verwandelt zu haben. Alles rief den Himmelskönig und die Schutzgeister dieser weitgedehnten Strecken um Hilfe an*)."

Diese Feier, anscheinend von untergeordneter Bedeutung, war, wie jeder Denkende sofort einsieht, für Quebec und seine Zukunft ein Ereigniß. Im Grunde liegt in ihr nicht weniger, als das Geheimniß einer totalen sittlichen Umgestaltung einer wilden Völkerschaft. Das Morgenroth, das an jenem Tage über Canadas dunkle Forste heraufzog, verkündete die Leuchte des Christenthums für die Urbewohner des Landes. Diese Sonne

*) P. Le Clerq.

gießt ihr Strahlenlicht sozusagen in dem Augenblicke über Canada aus, da der Priester bei jener Messe die heilige Hostie erhebt. Weihrauch und Gebet durchdufteten die Lüfte, jedes Blatt am Waldbaum ist von heiliger Freude durchschauert, und die Lippe der Woge scheint inniger als je den Saum des geheiligten Landes zu küssen. Bei alle dem verkünden kräftige Artilleriesalven eine weithin verständliche Sprache über Canada's Wiedergeburt.

Mag die kleine Colonie künftighin von allen Seiten auch feindliche Drohungen erfahren, zwei starke Flügel werden sie immer schützen — Frankreich und die Religion.

Leider kam es so. Kaum der Muttererde entsprossen, sollte das zarte Bäumchen dieser jungen Ansiedelung von der Ungunst fremder Verhältnisse ernstlich bedroht werden. Wiederholt halb entwurzelt, droht es zu welken; zu guter Stunde aber hebt ein Luftzug von anderer Seite des Baumes Krone aufwärts und auf's Neue faßt er kräftige Wurzeln. Siegreich hervorgegangen aus jedem Wetterdrang strebt sein Stamm hoch und höher, mächtig entfaltet er Aeste und Zweige, bis er zuletzt weit sich hin dehnt über das dießseitige und jenseitige Ufer des schönsten Stromes der Welt.

Neben der schaukelnden Wiege der jungen canadischen Nation steht leider ein Grab: — traurige Aufgabe der Geschichte, neben den Wiegen immer die Grabeshügel zu bezeichnen! Gegen Ende des Jahres 1635 befand sich Champlain eines Tages mitten unter seinen wackern Gefährten — da rührt ihn ein Schlagfluß und er sinkt zusammen. Der Tod des braven vielgeliebten Vaters von Neufrankreich verbreitete allgemeine Trauer. Canada hat niemals eine so tiefe brennende Wunde zu beklagen gehabt. Wir haben gottlob gelernt, in der Weltgeschichte noch andere Dinge zu bewundern, als jenen Ruhm, der über bluttriefenden Leichen sich erhebt. Die Größe eines

Characters, eines Wohlthäters der Menschheit, nöthiget uns die tiefste Huldigung ab. In der That ein großer, ein seltener Character war dieser Champlain, und wenn Schärfe des Geistes, Erhabenheit der Anschauung, tiefe Menschen- und Sachkenntniß, ehrenhafter biederer Sinn, Uneigennützigkeit, Muth, Seelengröße im Unglück und unveränderliche Ausdauer einen vollkommenen Menschen kennzeichnen, dann war Champlain ein solcher. Nicht Blut und Thränen ließ er auf Erden zurück — aus den Saaten, die er ausstreute, erwuchsen Liebe und Dankbarkeit einer Nation. Selten begegnet uns in der Geschichte ein Character von solcher Plastik, ja wenn man andere, von ähnlichem Berufe, mit ihm zusammenstellt, bleibt immer ihm der Ruhm, Urbild und Muster solcher Größen zu sein. Unter den Fürsten unserer Geschichte entwickelte keiner mehr Muth und zähere Ausdauer als er. Gottes Werk glaubte er zu erfüllen, als er, der fromme Mann mit dem Kreuz auf der Brust, Frankreich's theuern Boden und die Gräber seiner Väter verließ. Für unsere Zukunft trug er die Last einer 35jährigen Arbeit. Wie viel Kummer und Mühsal mußte er tragen und wie oft waren es einzig und allein des Glaubens frische Quellen, die ihm, dem Erschöpften, wieder aufhalfen! Dafür aber konnte ihn auch hohe Zuversicht erfüllen, als er von seinem Sterbelager aus auf den Kreis der muthigen Männer sah, die er „Kinder" nannte, während sie ihn „Vater" hießen, denn die Fortdauer seines Werkes war gesichert. Hinterließ er ihnen doch als Erbtheil das sicherste Unterpfand des Erfolges: Strenge der Sitten und Achtung vor den Tugenden, deren Ausübung er durch Wort und Beispiel sie gelehrt hatte.

Wunderbare Zucht und Ordnung kennzeichnete diese kleine Gesellschaft. „Unsere Festung, sagt ein Zeitgenosse, ist wie eine Akadamie. Viele kommen in unsere Einsamkeit, um frömmer, besser und unabhängiger hier zu leben, als zu Hause. . . Bei einem einzigen Anlaß im Jahre

ist hier die Sprache von Erpressungen, von Betrug, Todtschlag, Treulosigkeit und Feindschaft, wenn nämlich (was nur einmal im Jahre geschieht) die Zeitungen aus Frankreich einlaufen."

Nach Champlains Vorbild führten alle das erbaulichste Leben und gingen auch regelmäßig zu den heiligen Sacramenten. Um seine Leute des Tages wenigstens dreimal zu einem Memento an die Ewigkeit zu veranlassen, führte Champlain das Zeichen des englischen Grußes ein. Von Innen glich die Festung mehr einem Kloster, als einer Garnison. Bei jeder Mahlzeit wurde vorgelesen, Mittags aus einem Geschichtswerke, Abends aus der Legende. Freie Stunden pflegte man mit Heiterkeit zu würzen. Allabendlich versammelte der Patriarch seine Kinder, verrichtete mit ihnen das Abendgebet und nahm die Gewissenserforschung vor.

So war das Leben unserer ersten Ansiedler.

War es nicht das goldene Zeitalter unserer heiligen Kirche, von der man sagt, sie verjünge sich wie ein Adler? Die Funken, die so auf Quebec's Vorgebirge zu glimmen begannen, fachten allmälig ein helles Feuer an, dessen Lichtglanz weithin sich ergoß.

Blicken wir hinein in's Land der Huronen, jenes mächtigen Indianerstammes am gleichnamigen See,*) wohin der erste Apostel im Jahre 1616 kam. Pater Le Caron, Missionär aus dem Barfüßerorden, machte jene Wanderung gemeinsam mit Champlain. Sie drangen über 300 Meilen tief in's Land. Mitten im Herzen des heidnischen Götzendienstes feierte Le Caron die christlichen Mysterien.

„Wie kann ich Ihnen — schrieb er selbst einem Freunde — die Ermüdung jener Reise schildern? Wie oft mußte

*) Der Name Huronen ist eigentlich ein Spottname. Er ist von dem Haupthaare jenes Stammes genommen, das so geordnet war, daß es dem des Wildschweines (Hure) ähnlich sah. A. d. Uebers.

ich den ganzen Tag über mit den Wilden aus Leibeskräften rudern? Mehr als hundertmal schritt ich durch Bäche, meine Füße an scharfen Steinen verwundend. Bald ging es durch Schlamm und Moraſt, bald mußte das Schiffchen durch Wälder geſchleppt werden, nichts zu ſagen von dem beſchwerlichen Faſten, das uns nahezu krank machte. Dazu früh und ſpät keine andere Speiſe, als Backwerk aus indiſchem Korn!"

So hatte mit unbeſchreiblicher Mühe jener muthige Sohn des hl. Franciskus den Weg in's Land der Huronen eröffnet. Andere Glaubensboten ſollten ihm folgen und dort ihr Leben laſſen. Die Ernte verſprach reichlich zu werden; vorerſt aber war mit Schweiß und Blut der moraliſche Boden urbar zu machen. Kummer und Mühſal erwartete die Arbeiter des Herrn und erſt nach thränenvoller Ausſaat ſollte es ſpäter den Schnittern geſtattet ſein, volle Garben in die Scheune zu ſammeln.

Noch war dort, obwohl dem P. Le Caron mehrere Miſſionäre gefolgt waren, kein Ordensmann aus der Geſellſchaft Jeſu erſchienen. Erſt 1634 kamen die Jeſuiten Pater von Brebeuf, Daniel und Davoſt, jene regelmäßige Miſſionsthätigkeit dort gründend, die erſt mit der Auflöſung der Nation 1649 erloſch.

Hier nun ſtehen wir an einem der ſchönſten Schauſpiele, das je die Erde dem Himmel gegeben hat.

Wir reden vom Leben des Miſſionärs in den Urwäldern unter den wilden Stämmen.

Wer vermöchte die unzähligen Arbeiten dieſes Apoſtolates zu ſchildern: dieſe Gefahren, dieſe langen mühſamen Märſche, dieſe Entbehrungen, dieſes Faſten, dieſe Nachtwachen, dieſe unvergleichlichen Tugenden? Kaum anlandend in der neuen Heimath hat der Miſſionär das Labyrinth unabſehbarer Waldungen vor ſich. Bevor er hineintritt, gedenkt er vielleicht noch des Culturlandes, das er verlaſſen, gedenkt des Abſchiedes von der theuern alternden Mutter, der Ahnengräber, die er nie mehr beſuchen

wird, des Vermögens, das er den Anverwandten zurückgelassen hat. Nicht selten ist der demüthige Soldat Christi der Erbe eines schönen Namens; P. de Brebeuf z. B. stammte aus einem alten Adelsgeschlechte der Normandie, dem das berühmte Haus von Arundel in England seinen Ursprung verdanken soll. O wie oft mag ein solcher Bote des Glaubens deiner gedacht haben, schönes Frankreich, Land seiner süßesten Erinnerungen, das er täglich am Altare Gott von Neuem aufopferte! Auf seiner apostolischen Wanderung in diesen unwirthsamen Regionen wird der Missionär von einigen Wilden begleitet, deren Sprache ihm fremd ist; — möglich, daß sie eines Tages ihn verlassen, wenn Entbehrung und Müdigkeit seine Kraft lahm gelegt; möglich, daß sie in einer Anwandlung von Grausamkeit ihren scharfen Tomahawk an ihm versuchen; möglich, daß sie ihn an der Strömung eines Flusses aussetzen, wo er dem Tode kaum entgehen wird.*)

Betrachte einen andern Missionär. Er sitzt in einer elenden Barke, das Brevier hängt an seinem Hals, mit beiden Händen führt er das Ruder, die Strömung des Flusses ist bedrohlich, er fürchtet mit Recht, das Fahrzeug möchte umschlagen oder an jenem Riff zerschellen und wehe ihm, wenn er nach rechts oder links sich unvorsichtig bewegt! Alle Muskeln fühlen das Ungewohnte solcher Anstrengung; durch Bäche und Seen und Flüsse geht es so fort, bis etwa ein Wasserfall oder eine jähe Strömung Halt gebietet und sie ans Land steigen müssen. Jetzt wird Kahn und Gepäck auf der Schulter weiter geschleppt. Gestern brannte die Sonne heiß, heute strömt der Regen nieder, dort endlich winkt ein sicheres Schutzdach. Nach dem Gewitter soll er seine Wanderung fortsetzen, aber

*) Auf solche Weise erlag im Jahre 1625 P. Nikolaus Viel aus dem Barfüßerorden seinem schweren Beruf. Er fand seinen Tod mit einem jungen Neubekehrten in der reißenden Strömung bei Montreal, die seitdem „Barfüßersprung" heißt.

jeder Zweig, den er berührt, schüttet seine Regenfülle auf ihn nieder, der Boden ist weich, der arme Mann versinkt fast bis zum Knie. Spät findet der Abend ihn beim Bivouac. Abermals bildet indisches Korn seine Nahrung — es war zwischen zwei Steinen gemahlen, mit Wasser vermengt und eben gebacken. Sein Zelt ist das Sternenzelt, seine Matraze die feuchte Erde oder ein harter Felsen. Er wird nicht säumen, beim Schein des Feuers sein Brevier zu recitiren. Wohl sehnt er sich nach erquickendem Schlaf, aber die Nacht spinnt die Mühsal weiter, Wind und Rauch, Ermüdung und lästige Mückenstiche verscheuchen allen Schlaf von seinen Augenlidern. Auch Aergeres ist noch denkbar — er kann bei Nacht von Indianern überfallen und todt geschlagen werden; es ist vielleicht sein Glück, daß Schlaflosigkeit ihm zur rechten Zeit die drohende Gefahr verräth.*)

So geht es Monate lang fort, bis der Glaubensbote an seinem eigentlichen Missionsposten anlangt.

P. von Brebeuf schrieb aus dem Lande der Huronen einen Brief, woraus der Leser noch deutlicher ersieht, was es heißt, apostolische Mühen auf sich laden.

„Wie werden Sie, sagt er in jenem Briefe, in einer Hütte empfangen, die so ärmlich ist, daß sie eine elendere in Frankreich wohl niemals gesehen haben. Sie werden über Ermüdung von der Reise klagen; leider wird das Lager, das wir Ihnen anbieten können, nur aus einer elenden Matte und dem Fell eines Thieres bestehen. Kommen Sie aber nicht zur warmen Jahreszeit, denn die garstigen Insekten, welche man hier Taouhac heißt, werden Ihnen nicht gestatten, einzuschlummern . . . Der Winter hat hier zu Lande freilich auch sein Unbehagliches . . .

*) P. Bressani machte einmal bei Nacht die Entdeckung, daß Indianer sich heranschlichen, um einen Ueberfall zu versuchen. Schnell rief er zu den Waffen und rettete sich und seinen Begleitern das Leben.

Es ist keine Uebertreibung, wenn ich Sie versichere, daß unsere fünf bis sechs Wintermonate eine Kette von Unbequemlichkeiten sind; die Kälte ist ungewöhnlich scharf, sehr lästig wird Ihnen auch der Rauch in unsern Hütten vorkommen, ganz zu schweigen von den Behelligungen und Zudringlichkeiten der Wilden, denen man ausgesetzt ist. Wir haben eine Hütte, die aus einfachem Rindenwerk erbaut ist. Sie bietet wenig Raum, denn alles ist so eng zusammengefügt, daß wir hinausgehen müssen, um nach dem Wetter zu sehen; der Rauch ist oft so dicht und so hartnäckig, daß Sie Tage lang schwerlich etwas anderes werden thun können, als Ihr Brevier zu lesen. Fügen Sie zu dem Allem noch hinzu, daß Ihr Leben nur an einem Faden hängt. Ein unzufriedener Mensch kann Sie in's Feuer werfen oder Ihnen den Kopf spalten. Und dann sind Sie Schuld an Allem, an der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Erde, an der Trockenheit, und wenn Sie nicht regnen lassen, so droht man Ihnen mit dem Tode."

Nach all diesen glücklich überstandenen Gefahren widmet sich der von der Reise noch angegriffene fromme Gottesmann eifrig dem Studium der Sprache der Wilden, welche ihm tausend Schwierigkeiten bietet, und die mit unendlich vielen Mundarten vermischt ist. Jener Mann, eben so ausgezeichnet durch sein Wissen als durch seine Tugenden, wird nun der demüthige Schüler dieser rohen und ungebildeten Naturkinder. Er unterrichtet sodann einige in verschiedenen Dörfern lebende Neubekehrte in den Glaubenswahrheiten. Im Winter eilt er zu diesem Geschäfte durch Schneegestöber und ruht Nachts auf Tannenzweigen. —

Ein Boot der Wilden landete eines Abends an dem Ufer der drei Flüsse. Die Franzosen eilten herbei und waren bis zu Thränen gerührt, als sie unter den Indianern den Pater Daniel erkannten, der eben von einer solchen Mission zurückkam. Er sah glücklich und vergnügt

aus, seine Augen strahlten vor Freude; sein Gesicht aber war abgemagert und von der Sonne gebräunt. Barfuß,*) das Brevier um den Hals gebunden, das Ruder in der Hand, trug er einen alten zerlumpten Talar; das Hemd war auf seinem Rücken ganz vermodert. Er war aber heiter und zufrieden, denn er hatte die Freude gehabt, einen Unglücklichen, den man eben zum Tode führte, zu taufen. Alle warfen sich um seinen Hals und umarmten mit Rührung diesen edlen Apostel Jesu Christi. O wie schön sind auf den Bergen und auf den schmalen Pfaden der Wüste „die Füße derjenigen, die den Frieden bringen"!

Auf solche Weise sind die von den Ufern des großen Flusses bis zum Busen von St. Lorenzo und von der Hudsons-Bay bis zu den Küsten des atlantischen Meeres zerstreuten wilden Stämme in weniger als fünfzehn Jahren zum wahren Glauben bekehrt worden; — zu einer Zeit, wo die Kolonisten von Neu-England ihre eigenen Besitzungen noch nicht aus dem Auge lassen durften.

Aber von all' diesen Missionen ist die kleine Kirche der Huronen die berühmteste, sowohl durch die vielen Christen und Martyrer, die sie der katholischen Kirche gegeben, als auch durch ihre vielen Unglücksfälle. Die Geschichte aller andern Missionen umfaßt die verschiedenen Phasen der Bekehrung und der Auflösung dieses Stammes.

Wir werden hier eine ausführlichere Skizze liefern, um dem Leser einen vollständigen Begriff eines Missionswerkes zu geben; ist dasselbe doch eines der wichtigsten und bewunderungswürdigsten Ereignisse in den Annalen Kanada's ja so zu sagen die Geschichte der Re-

*) Die Wilden nöthigten die Reisenden ihre Stiefel auszuziehen, wenn sie in ein Boot von Baumrinde stiegen, aus Angst dasselbe könne brechen.

ligion und der Civiliſation der Umwohner des St. Lorenzo-Fluſſes.

Lange widerſtand die huroniſche Nation der Gnade. Schon acht Jahre waren ſeit Gründung dieſer Miſſion verfloſſen, und kaum waren dort einige Strahlen des Lichtes in die Finſterniß der Abgötterei gedrungen, kaum baten von Zeit zu Zeit einige Neubekehrte um die Taufe. Mochten zwiſchen Leben und Tod ſchwebend die Arbeiter dieſes Weinberges des Herrn noch ſo ſehr dieſen dürren Erdſtrich mit ihrem Schweiße benetzen — es wuchſen immer nur Dornen hervor. Wir ſprachen oben von dem, was die Miſſionäre körperlich auszuſtehen hatten; wer kann aber die Leiden ihrer Seele beſchreiben? Sollten denn ſo viele Opfer umſonſt gebracht worden ſein? Wollte der Herr denn nicht ihre Gebete und ihre Seufzer erhören? Aber da kommt nun ein ſchuldloſes und reines Opfer, ein makelloſes Sühnopfer, das die koſtbaren Keime, die der Erde anvertraut waren, mit ſeinem Blute befruchten ſollte — es war dieß der ſeraphiſche Pater Jogues. Kampfgerüſtet ſteigt er von den Bergen des Weſtens nieder, wo er eben den Ojibewais*) die frohe Botſchaft des Heiles gebracht hat, er verläßt die Ufer des Huron-Sees, wo jene Nation wohnt, für welche er ſeit fünf Jahren ſeine bittenden Hände zum Himmel erhebt.

Er fällt in die Hände der grauſamen Indianer (Irokeſen), und wird mit mehreren Franzoſen und Wilden gefangen (1642). Wer kann den Heldenmuth dieſes großen Zeugen des Glaubens würdig beſchreiben? Man müßte die Erzählung von ſeiner Gefangenſchaft und ſeinen Leiden, die er ſelbſt mit verſtümmelten Händen niedergeſchrieben, Seite für Seite wiederholen; — welch' koſtbares Werk, das ſelbſt die Bewunderung der Feinde des Glaubens erregt, und vor welchem die Chri-

*) Eine Miſſion, bei welcher er bis zum St. Mariefall vorgedrungen war.

sten demüthig das Haupt beugen! Während des Kampfes, wo er gefangen wird, denkt er weder daran, zu fliehen, noch sich zu vertheidigen. Sich selbst gänzlich vergessend, ist er nur für seine Unglücksgefährten besorgt; er hört sie Beicht und bereitet sie zum Tode vor. Einige Katechumenen empfangen die Taufe. Einer von ihnen, ein achtzigjähriger Greis, sagte zu seinen Henkern, als sie ihn mit den übrigen Gefangenen fortschleppen wollten: „Wie kann ich in meinem Alter in ein so entferntes Land gehen? Nein, ich sterbe hier.“ Und er empfing die ewige Krone des Himmels an derselben Stelle, wo er so eben die heilige Taufe empfangen hatte. Die Irokesen sättigten ihre Wuth an dem Pater Jogues, indem sie ihm mit ihren Zähnen fast alle Nägel ausrissen und seine beiden Zeigfinger ganz verbissen. Sie schlugen ihn der Art, daß er einige Zeit lang die Besinnung verlor.

Während einer dreizehn Tage andauernden Reise war jeder seiner Schritte von eben so vielen Foltern begleitet. Zu dem wüthendsten Hunger kamen noch die furchtbare Hitze des Tages, die Kälte der Nacht, die Müdigkeit, Drohungen und Grausamkeiten, deren Erzählung allein Schauder erregt. Würmer drangen in seine noch offenen und entzündeten Wunden und er konnte mit Job ausrufen: „Ich sagte der Fäulniß, du bist mein Vater, und zu den Würmern, ihr seid meine Mutter und meine Schwestern.“

Das Herz dieses heiligen Martyrers empfand jedoch noch weit lebhaftere Schmerzen, wenn er die vielen Christen betrachtete, die mit ihm zur Marter und zum Tode geschleift wurden.

Endlich langten sie in dem ersten Dorfe der Irokesen an, wo sie mit Prügeln und Stockschlägen empfangen wurden. Pater Jogues wurde, vor Müdigkeit dem Tode nahe, auf ein Gerüst geschleppt, wo ihm ein Wilder den linken Daumen abschnitt. „Ich nahm hierauf, sagt er, diesen Daumen in die andere Hand, und opferte ihn

dir, o lebendiger und großer Gott, zum Andenken an die Opfer, welche ich dir in deiner Kirche seit sieben Jahren gebracht hatte. Einer meiner Unglücksgenossen warnte mich aber, dieß nicht zu thun, aus Angst, meine Feinde möchten mir denselben in den Mund stopfen und mich nöthigen, ihn noch ganz blutig zu verschlucken." Zahllose Tage und Nächte vergingen so in unnennbaren Leiden, und Schlaflosigkeit und Nahrungsmangel erhöhten noch dieselben.

„Eines Nachts versammelte man uns in einer Hütte, wo junge Leute unser harrten. Sie befahlen uns dann zu singen, wie es Brauch bei den Gefangenen ist, und wir stimmten hierauf den Lobgesang des Herrn auf fremdem Lande an. Konnten wir etwas anderes singen? Dem Gesange folgten die Martern . . . . . Sie warfen heiße Asche und glühende Kohlen auf mich . . . . . Mit Stricken, aus Baumrinde verfertigt, hingen sie mich an den Armen an zwei in Mitte der Hütte aufgerichtete Pfosten auf. Ich erwartete mir, verbrannt zu werden, denn dieß ist die gewöhnliche Stellung, welche sie ihren Opfern geben. Um mich erkennen zu lassen, daß wenn ich bisher mit ein wenig Muth und Geduld gelitten hatte, ich es nicht meiner eigenen Tugend zu verdanken hätte, sondern Demjenigen, der den Schwachen Kraft gibt, überließ mich der Herr in dieser neuen Folter so zu sagen ganz mir selbst. Ich stöhnte, — o, ich rühme mich gerne meiner Schwachheit, damit die Tugend Jesu Christi in mir wohne, und bat im Uebermaß der Schmerzen meine Henker, die Banden zu lockern, aber Gott ließ mit Recht zu, daß dieselben je mehr ich jammerte desto fester die Stricke anzogen. Nach ungefähr einer Viertelstunde qualvoller Leiden ließen sie mich los, sonst wäre ich gestorben."

„Zu all diesem kam noch die Angst, jeden Augenblick zu den entsetzlichen Martern des Feuertodes geführt zu werden."

Endlich wurde der Pater in ein Dorf verbannt mit einem anderen französischen Gefangenen, Renatus Goupil, einem jungen Chirurgen von außerordentlicher Frömmigkeit, der nach Canada gekommen war, um sich dem Werke der Mission zu widmen. Nach so vielen Schlägen und Wunden, so vielen Fasten und Nachtwachen und besonders nach so vielen Aengsten und Kümmernissen der Seele, so zu sagen nur mehr damit beschäftigt, Schmerz zu empfinden, konnten die beiden erschöpften Gefangenen kaum gehen, noch sich aufrecht erhalten. Ihre Glieder, die nur mehr eine einzige Wunde waren, ließen sie weder bei Tag noch bei Nacht ruhen. Sie glaubten sich schon dem Tode nahe. Ihr einziger Trost unter so vielen Leiden war, sich mühsam auf einen Hügel, der das Dorf beherrschte, zu schleppen, und in dieser Einsamkeit, von dem Getümmel der Massen entfernt, ihre Seele vor Gott in Liebesseufzern auszugießen, und zu seinen Füßen ihr Kreuz, ihre Traurigkeit und die Bitterkeit ihres Herzens niederzulegen.

Eines Tages, als sie den Rosenkranz betend nach dem Dorfe zurückkehrten, streckte ein Wilder bei Renatus Anblick denselben todt zur Erde nieder. Als Pater Jogues den blutenden Tomahawk erblickt, wirft er sich auf die Kniee nieder, empfiehlt Gott seine Seele und erwartet dasselbe Loos. Allein der Wilde befiehlt ihm wieder aufzustehen.

Renatus Leichnam wurde durch das Dorf geschleift, den Hunden zur Beute überlassen und dann in den Bach geworfen. Bei der ersten günstigen Gelegenheit machte sich Pater Jogues daran die Ueberreste seines unglücklichen Freundes zu suchen, um dieselben zu begraben.

„In früher Morgenstunde, so erzählt er, ging ich hinaus und nahm eine Schaufel mit, um ein Grab zu graben; allein man hatte mir meinen theuern Freund geraubt. Ich eile zur Stelle, wo er war, ersteige den

Hügel, zu dessen Füßen der Bach fließt; gehe denselben wieder hinab, durchlaufe den Wald, der sich auf der anderen Seite hinzieht: Alles umsonst . . . . . Wie jammerte ich da! Wie viele Thränen flossen von meinen Wangen herab, während ich zu Dir, o mein Gott, die in unserer Kirche üblichen Todten-Gebete verrichtete! Nachdem der Schnee geschmolzen war, hörte ich jedoch von einigen jungen Leuten, daß sie Ueberreste vom Leichname des Franzosen gesehen hätten. Ich eile sogleich zur bezeichneten Stelle und sammle einige halb abgenagte Knochen, über welche die Hunde, Wölfe und Raben gekommen waren, und fand auch seinen ganz durchlöcherten Schädel. Mit Ehrfurcht küßte ich diese heiligen Reliquien und verbarg sie dann in der Erde."

Der heldenmüthige Martyrer blieb nunmehr allein in Mitte der Irokesen, und erlitt während nahezu einem Jahre eine Sklaverei, die tausend Mal ärger war als der Tod. In steter Angst war er der Gegenstand der Verachtung seiner Henker; Er, den die Erde nicht würdig war zu tragen, ward von Hunger und Kälte gemartert und glich bald nur mehr einem wandelnden Skelette.

Das Leben war ihm eine Qual und der Tod ein wahrer Gewinn. Seine einzige Zuflucht blieb das Gebet und die Betrachtung der heiligen Schrift. Jeden Morgen, sobald er abkommen konnte, zog er sich nach dem Beispiele des Herrn auf einen Berg in Mitte des Waldes zurück. Da verbrachte er am Fuße eines großen Kreuzes, das er in einen Baumstamm geschnitten, dessen Rinde er abgelöst hatte, einen großen Theil des Tages im Gebete und in der Vereinigung mit Gott, den er allein in dieser weiten Gegend liebte und anbetete. Er zog sich, trotz der strengen Kälte, vierzig Tage lang in die Einsamkeit der Wälder zurück.

„Wie oft, schrieb dieser herrliche Anachoret, setzten wir uns an die Ufer der Flüsse Babylons und vergossen Thränen in Erinnerung an Sion, nicht allein des im

Himmel triumphirenden Sions, sondern auch desjenigen welches Gott auf Erden preist! Wie oft, obwohl in fremdem Lande, sangen wir die Loblieder unseres Herrn, und ließen die Wälder und die Berge vom Ruhm ihres Schöpfers erschallen, die sie seit ihrer Erschaffung nicht gehört hatten! Wie oft grub ich den Namen Jesu in die hohen Waldbäume, damit die Teufel, die vor demselben erzittern, sich vor seinem Anblick flüchteten. Wie oft schnitt ich die Rinde der Bäume aus und bildete so das allerheiligste Kreuz meines Gottes, um seine Feinde in die Flucht zu jagen, und damit Du, o mein Herr und mein König, durch dieses Zeichen herrschen mögest in Mitte der Feinde des Kreuzes, der Irr- und Ungläubigen, der Bewohner dieses Landes, und damit du herrschest über die Teufel, welche dieses Land von der Ferne aus beherrschen."

Bewohner von Neu-Holland, die schon längst an seiner Befreiung arbeiteten, boten ihm eines Tages die Mittel zur Flucht; aber wie groß war nicht ihr Erstaunen, als er zuvor einige Tage Bedenkzeit verlangte. Denn er hatte das Glück gehabt, eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen und Kindern zu taufen und war entschlossen, an dem Kreuze, auf welches ihn der Herr geheftet hatte, zu leben und zu sterben. Und erst, nachdem er sich vollkommen davon überzeugt hatte, daß er seinen Feinden, die seinen Tod bereits beschlossen hatten, von keinem Nutzen mehr sein könne, entschloß er sich, die Flucht zu ergreifen.

Nach langen Gefahren und Irrfahrten landete er endlich in Frankreich an der Küste der Bretagne, wo ihn ein Bauer dieser Gegend gastlich aufnahm. Die ganze Familie weinte bei der Erzählung seiner Unglücke, und der Pater selbst konnte sich der Thränen nicht erwehren, als die beiden jungen Mädchen jenes Bauernhauses zu ihm traten und ihm schluchzend ein oder zwei Geldstücke anboten, das Einzige, was sie besaßen.

Sein Aufenthalt in Frankreich dauerte indeß kaum einige Monate. In seiner Liebe zum Kreuze seufzte er nur mehr nach seinen theuern Missionen Canadas, und war von keinem andern Wunsche mehr beseelt, als dort sein Opfer zu vollenden. Nach der Colonie zurückgekehrt, machte er auf Befehl seiner Obern drei Reisen zu den Irokesen. Vor der letzten hatte er eine Vorahnung seines nahen Todes. Ibo et non redibo, „ich werde gehen, schrieb er, und nicht wieder kommen"; aber wie glücklich würde ich sein, wenn der Herr das Opfer da vollenden würde, wo Er es begonnen hat, und wenn das wenige Blut, welches ich auf dieser Erde bereits vergossen habe, gleichsam das Unterpfand desjenigen wäre, welches ich noch aus allen Adern meines Körpers und meines Herzens zu geben hätte!"

Kaum war er bei den Irokesen angelangt, wurde er seiner Kleider beraubt und mit Schlägen überhäuft, und bald nachher, als er eben in eine Wohnung treten wollte, mit Axthieben erschlagen, am 18. Okt. 1646. —

Glaubt man nicht bei der Durchlesung des Lebens dieses erhabenen Gekreuzigten unseres Herrn eine Seite aus den Akten der Martyrer vor sich zu haben? In ihm lebt wieder gänzlich die Frische der vergangenen Tage auf, dieses Morgenroth des Christenthums, dessen erste Strahlen noch in glänzendem Schimmer erscheinen.

Der Stern des neuen Martyrers war kaum am Firmamente der Kirche erschienen, als auch schon der Frühling auf den Fluren der huronischen Mission sich zeigte*). Plötzlich erwachte eine wunderbare Fruchtbarkeit und bedeckte den bisher so sterilen Boden mit reichen Knospen.

*) Die Mutter von der Menschwerdung sagte, indem sie die Bekehrung der Huronen erzählte: „Man schreibt die Erfolge dieser Mission den Verdiensten und Gebeten des ehrwürdigen Pater Jogues zu, dessen vergossenes Blut gleichsam der Same so vieler opferfähiger Neophyten war." (Geschichtliche Briefe, 10. September 1648.)

In weniger als zwei Jahren nach dem Tode des Pater Jogues hatte die ganze Nation den wahren Glauben angenommen.

Aber der Himmel schien Gefahren für die junge Saat zu befürchten; denn, ohne ihre volle Reife abzuwarten, wollte er sie noch in der Blüthe pflücken, um sie in den himmlischen Scheunen in Sicherheit zu bringen.

Die irokesische Nation, die seit einigen Jahren mit den huronischen Stämmen Krieg führte, erlangte endlich nach abwechselnden Erfolgen und Niederlagen eine unbestreitbare Gewalt über dieselben und unternahm einen letzten Kampf, um sie gänzlich zu vernichten. Im Winter des Jahres 1649 stellte sich ein zahlreiches Heer vor den Thoren des Dorfes St. Ignaz auf. Schon im vorhergehenden Jahre hatten sie zwei Dörfer zerstört und Pater Daniel ermordet. Die Festung, mit unglaublicher Kühnheit und Geschicklichkeit vor Tagesgrauen angegriffen, wurde fast ohne Widerstand genommen. Die Huronen ahnten selbst nicht die Gegenwart des Feindes und waren noch in tiefem Schlafe versunken. Das Dorf wurde angezündet und all seine Bewohner, Männer, Frauen und Kinder kamen durch das Feuer oder das Schwert um. Nur drei Huronen gelang es, sich halb angekleidet zu flüchten, und sie liefen eine Meile weit durch Schnee und Eis, um die Bewohner des Dorfes St. Ludwig vor der nahen Gefahr zu warnen.

In Mitte der allgemeinen Bestürzung ertönte das Echo des Kriegsgeschrei's der Irokesen in den Wäldern und erfüllte alles mit Entsetzen. Die Feinde wollten ihren Opfern nicht Zeit lassen, sich zu sammeln, umzingelten den Platz und liefen Sturm. Zwei Mal schlugen die huronischen Krieger, die sich wie Helden vertheidigten, dieselben mit schwerem Verluste zurück; aber endlich erdrückt durch die Uebermacht, fielen sie unter den Trümmern der Schanzpfähle. Die grausamen Krieger drangen hierauf durch alle Sturmlücken und richteten ein ent-

setzliches Gemetzel an. Eine Rauchsäule, die sich aus den Hütten erhob, verkündete den benachbarten Dorfschaften die traurige Wahrheit.

Pater von Brebeuf und Pater Lalemant befanden sich damals in dem Dorfe St. Ludwig. Trotz der dringenden Bitten der Huronen, die sie beschworen, die Flucht zu ergreifen, zogen sie es dennoch vor, einem sichern Tode entgegen zu gehen, als die ihnen anvertraute Herde in der Stunde der Gefahr zu verlassen. In Mitte der entsetzlichsten Blutscenen, dem Geschrei der Sieger und dem Wimmern der Sterbenden, tauften sie die Katechumenen, absolvirten die Neophyten und befestigten alle in ihrem Glauben. Mit den anderen Gefangenen werden sie gefesselt auf die noch rauchenden Ruinen des Dorfes St. Ignaz geführt, um dem Martertod entgegen zu gehen. Dort werden sie mit Stockschlägen empfangen. Pater Brebeuf wirft sich am Fuße des Galgens, an welchem er gehängt werden soll, auf die Kniee nieder, und umarmt denselben voll Liebe und Ehrfurcht, wie einstens der heilige Andreas das Kreuz, nach welchem er schon längst geseufzt hatte. Als er hierauf die Menge Christen erblickt, die gleich ihm zur Marter bestimmt sind, erhebt er die Augen zum Himmel und sendet ein inniges Gebet zu Gott, ermahnt sie muthig zu leiden und bis zum Ende auszuharren, um die Krone des ewigen Lebens zu erwerben. „Echon*), antworteten ihm die guten Wilden, unser Geist wird im Himmel sein, wenn unsere Leiber auf Erden leiden. Bete für uns, daß Gott uns barmherzig sei; wir werden ihn bis zum letzten Augenblick anrufen.“ Der Character Pater Brebeuf's steht durch seine Größe einzig da in der Geschichte der Helden von Canada. Wir haben mit Gefühlen des Abscheu's und mit unaussprechlichem Mitleid dem Martyrium des Pater Jogues beigewohnt. Seine bewunderungswürdige

*) Name, den die Wilden dem Pater von Brebeuf gaben.

Beharrlichkeit in den Leiden, sein Heldenmuth, vereint mit einer englischen Reinheit und Einfalt rührt uns zu Thränen. Zuweilen jedoch verräth ein Seufzer, ein Stöhnen die Schwachheit seiner Natur; er ist das unter den Klauen des Tigers ergebene aber bittende Lamm. Pater v. Brebeuf hingegen ist der Löwe in seiner ganzen Kraft und Majestät. Bei ihm ist die Seele allein Herrin seiner sterblichen Hülle; die Natur scheint all' ihre Rechte verloren zu haben. Während man ihm ein Halsband von glühendem Eisen umhängt, — ihn mit einem von brennendem Harz überzogenen Gürtel von Baumrinde umgibt, — dann um die Taufe zu verhöhnen, ihm siedendes Wasser auf den Kopf gießt, Stücke aus seinem Fleische schneidet, die vor ihm gebraten und verzehrt werden, — während man seine Hände und Füße mit glühendem Eisen durchbohrt, auf sein wundes Haupt heiße Asche und glühende Kohlen wirft, — während seine klaffenden Wunden heftig bluten und glühende Eisen in denselben zischen und bis zu den Knochen eindringen, — während aus seinem halbverkohlten Körper Rauch sich erhebt, — entschlüpft seiner Brust nicht ein Schrei des Schmerzes, nicht ein einziger Seufzer. Sein strahlendes Antlitz behält den Ausdruck vollkommener Ruhe. Sein zum Himmel gerichteter Blick durchdringt die sichtbaren Sphären, und scheint in der Betrachtung einer himmlischen Vision vertieft zu sein; von Zeit zu Zeit senkt er denselben mit inniger Ruhe und Festigkeit auf seine Henker herab, daß sie wie vor einem übernatürlichen Wesen davor zurückschaudern. Mit starker Stimme verkündet er ihnen die Heilswahrheiten und ermuthigt die unglücklichen Gefangenen, welche dasselbe Loos mit ihm theilen. Die Irokesen verdoppeln ihre Wuth und ihre Grausamkeit, um ihn zum Schweigen zu bringen. Einige abtrünnige Huronen fügen zu seinen Qualen noch den Spott: „Du hast uns gesagt, Echon, je mehr man in dieser Welt leide, desto größer sei die

Belohnung in der andern Welt. So danke uns, weil wir deine ewige Krone verschönern."

Wüthend darüber, daß es ihnen nicht gelingt, ihn zum Schweigen zu bringen, oder daß kein Zeichen von Schwäche an ihm zu bemerken, spalten sie ihm das Kiefer in zwei Theile, schneiden ihm die Lippen, die Nase und einen Theil der Zunge ab und stoßen ihm ein glühendes Eisen in den Mund. In diesem schauderhaften Zustand sprach er noch durch Zeichen, um die andern Gefangenen zu trösten und zu stärken, besonders Pater Lalemant, dessen klägliche Seufzer und Klagen ihm das Herz durchschnitten.

Von zarter Natur war Pater Lalemant nur ein schwaches Kind im Vergleich zu Pater von Brebeuf, diesem Koloß, von außergewöhnlich starkem Körperbau. Für den alten Missionär war es ein herzzerreißender Anblick, seinen jungen Begleiter Lalemant, den er wie ein Kind liebte, in unerträglichen Qualen sich winden zu sehen. Bei den ärgsten Schmerzen faltete Lalemant die Hände, erhob die Augen zum Himmel und bat Gott unter tiefen Seufzern um Hilfe. Seine Henker bedeckten ihn mit Tannenrinden und ehe sie dieselben anzündeten, schleppten sie ihn noch vor Pater Brebeuf. Der junge Martyrer warf sich zu seinen Füßen nieder und empfahl sich seinen Gebeten, indem er die Worte des heiligen Apostels Paulus wiederholte: „Wir sind der Welt, den Engeln und den Menschen zum Schauspiele geworden."

In ihrem Blutdurste erfanden die Irokesen Grausamkeiten gegen Lalemant, die der Hölle würdig waren. Sie rissen ihm die Augen heraus und brachten an deren Stelle glühende Kohlen an. Seine Qualen dauerten einen Tag und eine Nacht. Erst am andern Morgen gegen neun Uhr machte einer von ihnen seinen Martern ein Ende, indem er ihm den Kopf spaltete.

Pater von Brebeuf war ihm schon vorausgegangen. Nach dreistündigen Martern hatte Brebeuf

den Geist aufgegeben. Die Wilden rissen ihm das Herz aus und verzehrten es in der Hoffnung, sich dadurch seinen Muth zu eigen zu machen*).

Wir fürchten nicht den Vorwurf, uns zu lange vor diesem schmerzlichen Bilde aufgehalten zu haben. Nur ungern wendet der Geschichtschreiber seine Blicke ab von diesen zugleich traurigen und doch so glänzenden Scenen, besonders von jener majestätischen Gestalt des Pater von Brebeuf, welche in unvergleichlicher Größe auf der rauchenden Asche der huronischen Nation strahlt. Er war der Stifter dieser kleinen Kirche gewesen und wurde zugleich deren letzter Apostel; denn nachdem er dieses Volk wie ein Wiegenkind in seinen Armen gehalten hatte, begrub er es mit sich in seinem Grabe. Der Tod des Paters von Brebeuf schien in der That einen Abgrund geöffnet zu haben. Entsetzen bemächtigte sich der ganzen Nation beim Anblicke der unerhörten Grausamkeiten der Irokesen. Sie hielt sich selbst für verloren. In beständiger Todesangst vor unerbittlichen Feinden zerstreute sie sich in den Wäldern, wo Hunger, Krieg und Seuchen bald diese traurigen Ueberreste zerstörten. So wurde diese unter so vielen Thränen und Schmerzen geborne kleine Christenheit in dem Augenblicke zerstört, da sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Der Herr hatte eine Dornenkrone bereit gehabt, um sie auf das Haupt seiner neuen Braut zu legen, und die junge Neophytin hatte sich ihres Bräutigams würdig gezeigt, indem sie mit Demuth jene Krone empfing und die Hand des Gebers küßte. Die Braut erstieg muthig alle Leidensstufen dieser zweiten Jakobsleiter, auf welche zuerst ihre glorreichen Missionäre hinaufgegangen waren.

*) Bei den Spitalnonnen von Quebec befindet sich noch die Hirnschale des Pater von Brebeuf, gefaßt im Sockel einer silbernen Büste, welche von der Familie des berühmten Martyrers nach Canada geschickt worden war, um die kostbare Reliquie darin aufzubewahren.

Nach menschlichen Begriffen schienen die Unglücksfälle, welche die huronische Mission zerstört hatten, großentheils auch das Werk der Civilisation und der Bekehrung der Wilden überhaupt vernichtet zu haben. Allein dem war nicht so. Die schwachen Ueberreste der christlichen Huronen, die dem Verderben entronnen waren, zerstreuten sich nämlich nach allen Seiten hin und legten so bei verschiedenen Nationen, ja selbst in Mitte ihrer Todfeinde, die Keime ihres Glaubens nieder. So gefällt es Gott, die Weisheit der Menschen manchmal zu demüthigen: in demselben Augenblicke, wo alles Leben für immer vernichtet scheint, erwächst neues Leben auf den Ruinen.

Als die Missionäre viele Jahre später in irokesische Dörfer kamen, vernahmen sie dort mit Staunen die heiligen Gesänge der Kirche. Es waren einige huronische Familien, die in ihrer rauhen Weise die Hymnen Sions sangen.

„Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, sagt einer der Missionäre, als ich diese armen Verbannten andächtig und beharrlich in ihrem Glauben sah." Sie hatten in Mitte des Heidenthums eine christliche Colonie gebildet, und obwohl sie jedes religiösen Trostes entbehrten, hatten sie alle frommen Gebräuche beibehalten. Die heiligen Gesänge, das gemeinschaftliche Gebet, der Unterricht in den Heilswahrheiten pflanzte sich in den Familien fort. Diese guten Neophyten begnügten sich selbst nicht damit, solch' fromme Gefühle unter einander zu erhalten, sondern suchten mit apostolischem Eifer ihren Glauben zu verbreiten.

„Einer dieser Christen, ein Greis von erprobter Frömmigkeit, der einstens einen Pater Lemoine in seiner Hütte aufgenommen, seine Familie im christlichen Glauben erhalten und viele Wilde bekehrt hatte, war seit zwanzig Jahren des Trostes der heiligen Sakramente beraubt gewesen. Stets bat er Gott, ihn nicht ohne heilige Beicht sterben zu lassen. Er wurde erhört. Als er eines Ta-

ges Pater Fremin erblickte, rief er aus: „Endlich hat der liebe Gott meine Bitten erfüllt, höre mich Beicht und ich sterbe zufrieden."

„Ein anderes Beispiel zeigt von dem glücklichen Einfluß, den diese tugendhaften Neophyten auf ihre noch heidnischen Besieger ausübten. Eine christliche Huronin hatte einen heidnischen Irokesen geheirathet. Ihre erste Sorge war, ihm Liebe und Ehrfurcht für das Gebet der Franzosen einzuflößen. So kennzeichnete sie ihm den wahren Glauben. Er wurde auch bald vom lebhaften Wunsche beseelt, die heilige Taufe zu empfangen. Sie hoffte stets, einmal einem Missionär zu begegnen, um ihrem Manne dieses Glück verschaffen zu können. Während sie einmal weit von ihrem Dorfe, an den Ufern des Ontario-Sees mit Fischfang beschäftigt war, führte die Vorsehung einen Missionär an diese Stelle. Es war höchste Zeit; ihr Mann, seit zwei Jahren krank, hatte nur mehr kurze Zeit zu leben. Bei der Nachricht, daß ein „Schwarzrock" zu ihm komme, erwacht er wie aus einem tiefen Schlafe und ruft aus: „Taufe mich und ich sterbe zufrieden. Seit zwei Jahren bitte ich Gott inständig um diese Gnade." Mehr sagte er nicht, und starb bald nach dem Empfange der heiligen Sterbsakramente.

„Die gute Huronin berichtete hierauf dem Missionär, was vorhergegangen war. Ich war entschlossen, sagte sie, einen Missionär fünfzig Meilen weit von hier zu holen, Gott aber ist unseren Wünschen zuvorgekommen. Ich suchte vorigen Winter meinen Mann so gut ich konnte, in den Heilswahrheiten zu unterrichten. Oft sagte ich ihm, daß ein guter Christ alle seine Hoffnungen und Wünsche nach dem Himmel richten, und daß er durch eifriges Gebet von Gott die Gnade verdienen solle, in die Zahl der Glückseligen aufgenommen zu werden*)."

---

*) Nach Pater Martin.

Wir gingen absichtlich in diese Einzelheiten über die huronische Mission ein, da dieselbe, wie schon bemerkt, das vollständigste Bild gibt von dem Ursprunge des Christenthums bei den Wilden.

Die Geschichte des indianischen Apostolats zeigt uns jedoch nur zum Theile die Absichten Gottes in der Gründung von Neu-Frankreich. Sie ist so zu sagen nur das Dämmerlicht des göttlichen Gedankens, welcher der Geburt einer christlichen Nation vorhergeht. Wir haben bereits gesehen, welch' reine Elemente gesammelt wurden, um deren ersten Kern zu bilden, und welche Männer die göttliche Vorsehung Champlain zugesellt hatte.

Seit dem Tage, da das ewige Wort in dem Werke der Welterlösung sich einer Jungfrau bediente, entsteht in der Kirche nichts Erhabenes und Großes ohne Mitwirkung der Frau. Sie erscheint beim Ursprung jeder christlichen Gesellschaft, und übt einen im heidnischen Zeitalter unbekannten Einfluß aus. Denn, wie Gott selbst, ist das Christenthum Liebe; und nirgends auf der Erde fließt der Strom der Liebe reichhaltiger als aus dem Herzen der Frau. Ihr vertraute das Christenthum, nachdem es sie geläutert und geheiligt hatte, die ersten jungen Generationen an. Dieß ist das Geheimniß der Größe und Macht der christlichen Frau. Die Künstler malen uns den azurblauen Mantel Marien's, der Königin des Himmels, ganz mit Sternen besät: ist das nicht ein Sinnbild jener Schaar heroischer Frauen und Jungfrauen, die Marien's Gefolge bilden? Indem jedoch das Christenthum der Frau neben dem Manne auf dem Throne der Tugend ihren Platz einräumte, entzog es dieselbe nicht dem häuslichen Herde. Das Christenthum freut sich, des Weibes Fesseln gebrochen und dasselbe aus der Sklavin der Familie zu ihrer Königin erhoben zu haben. Die Wirkung der Frau auf die Gesellschaft ist verborgen und innerlich, wie ihr Ruhm selbst; ihr Glanz dringt nur be-

scheiden nach Außen hin durch den Schleier des häuslichen Heiligthums. Es ist das demüthige, unbemerkbare, aber höchst wirksame Leben Marien's, wie das Evangelium es zeichnet. Bei bestimmten Anläßen jedoch erscheint die Frau im ersten Range zum Heile der Völker. Von Gott aus den Palästen, oder auch aus der Hütte hervorgezogen und auserwählt, wird sie zuweilen ein königliches Stirnband oder den Stab einer Hirtin tragen und in die Fußspuren einer Helene oder Genovefa von Paris, einer Clothilde, einer Blanka von Castilien oder einer Johanna von Arc treten. So begrüßen wir an der Wiege des canadischen Volkes mit Bossuet einen Kreis heroischer Jungfrauen und den Namen unserer **„Theresia von Neu-Frankreich."**

Es ist dieß die Mutter von der Menschwerdung, deren gesegneten Namen wir schon öfter niedergeschrieben haben, und welche als die Erste, sowohl dem Datum als auch dem Geiste und der Heiligkeit nach, diesem Heere jener Bräute Christi vorstand, die sich in den Wäldern mitten unter den Wilden Canadas ansiedelten. Angeeifert durch die großen Werke der Missionäre, wollten sich diese frommen Frauen nicht weniger muthig und opferfähig zeigen und jenen nicht allein die Palme des Sieges gönnen. In der That, kaum war die Colonie entstanden und hatten die Missionen dort Eingang gefunden, als eine merkwürdige Bewegung in verschiedenen Gegenden Frankreichs entstand. Es war dieß das Zeichen der Abreise dieser „Tauben des Herrn", die vom apostolischen Hauche getragen, sich aus Klöstern und Städten aufmachten, um sich an unsern Ufern nieder zu lassen. Nichts konnte ihre Nächstenliebe zurückschrecken, weder die ungeheuere Fläche des Meeres, noch seine Klippen, weder Stürme und Kälte des Winters, noch die Angst vor grausamen Martern. Sie erscheinen auf den Wellen des Oceans und nehmen Wohnung in den Höhlen der Schlangen und Bären. Wie

groß war nicht euer Erstaunen und euere Bewunderung, ihr Kinder der Wälder, als ihr diese schüchternen Jungfrauen aus Liebe zu euern Seelen so vielen Gefahren Trotz bieten saht! Und du, aufkeimende kleine Kirche von Canada, erhebe dich, strecke deine Arme aus und „schaue um dich ..... deine Töchter kommen von allen Seiten. Dann wirst du sehen und dein Herz wird sich wundern und von Wonne wird es überströmen ..... Sie fliegen gleich Wolken und Tauben ..... und werden deine öden Orte bevölkern ..... denn der Herr wird sein Wohlgefallen an dir haben ..... und du wirst ein großes Volk in's Leben rufen*).

Die unvergleichliche Nächstenliebe so vieler berühmter Dienerinen Gottes vereinigte sich gleichsam in einer einzigen Seele; der Glanz so vieler Tugenden schimmerte in einem Leben.

Die Geschichte der Mutter von der Menschwerdung wird uns zeigen, welche Barmherzigkeit, welche Opferliebe und Selbstentäußerung, welchen moralischen Muth, welche Beharrlichkeit diese heldenmüthige Frau und ihre Begleiterinen nöthig hatten, um sich in diese neue Welt zu verbannen, und ihr Leben mitten unter den wildesten Völkern zu vollenden, um diese Völker, mit den Banden der göttlichen Liebe gefesselt, zu Jesus Christus zu führen. Wir werden die Mutter von der Menschwerdung erst in diesen apostolischen Beruf eingeführt sehen, nachdem sie an der Hand der Vorsehung durch alle Lagen des Lebens, als Tochter, Frau, Mutter, Wittwe, dann als Novizin und Klosterfrau geführt worden; wir werden ihr später folgen, wenn sie in Canada landend auf den Knieen dieses neue Stück Erde begrüßt bis zu dem Tage, da sie dreiunddreißig Jahre später ihre Seele Gott

*) Is. 60 u. flgd.

ihrem Schöpfer zurückgibt. Stets entwickelt diese Frau denselben Heldenmuth, bedient die Wilden, unterrichtet die Coloniſten, knieet zu den Füßen der kleinen Wilden nieder, reinigt dieselben, lehrt ſie den Katechismus und macht ihre Seele für das himmliſche Licht empfänglich.

Dieſe wilden Völker, Zeugen der Nächſtenliebe der Mutter von der Menſchwerdung und ihrer Mitſchweſtern, fühlen ſich durch eine unſichtbare Gewalt zu ihnen hingezogen.

An die grauſamſten Sitten gewöhnt, kennen ſie das Wort Mitleid ſelbſt nicht dem Namen nach; ſie ſehen jene himmliſchen Geſchöpfe ihre Thränen trocknen, ihrem Elende abhelfen, die Wunden ihrer Seele und ihres Leibes heilen; ſie ſind entzückt, der Himmel öffnet ſich ihren Augen, ſie glauben Engel von oben herab kommen zu ſehen, ſie werfen ſich auf die Kniee nieder, küſſen den Saum ihrer Kleider und beten Gott an. Ein neues Jeruſalem entſtand aus dieſer Wüſte. In wenigen Jahren wurden mehr als fünfzigtauſend Wilde im wahren Glauben unterrichtet und einige Tauſende empfingen die hl. Taufe. Jedoch nicht auf ſie baute die Vorſehung die Zukunft der Kirche. Dieſe Raçen von Urbewohnern waren beſtimmt nach und nach zu erlöſchen. Neben ihnen wuchs die canadiſche Colonie empor, die ſpäter die lebensfähigſte Nation Amerikas und zugleich die Verkünderin der Wahrheit für dieſen Continent werden ſollte.

Um nicht in Einzelheiten einzugehen, welche die Grenzen einer einfachen Einleitung überſchreiten, begnügen wir uns damit, dieſe neue Phaſe unſerer Geſchichte zu bezeichnen, und verſuchen es dieſelbe in einer charakteriſtiſchen Thatſache zuſammen zu faſſen. Unter Tauſenden werden wir einen dieſer heroiſchen Züge wählen, um die Wirkungen der Religion unſern Leſern zu zeigen.

Beim Studium dieſes Zeitraums tritt uns gleich Anfangs als Urbild von Seelengröße die Geſchichte

Daulac's und seiner Genossen hervor. Dieß sind die tapferen Soldaten, die von religiöser Begeisterung angetrieben, die Colonie mit ihrem eigenen Leben retteten, und ihnen fehlt nur ein Homer, der ihre Thaten gleich denen der Alten besingen würde.*)

Es war im Frühjahre 1660. Die Colonie war nach fast fünfzigjährigem blutigen Kampfe mit den Irokesen erschöpft. Die rasch aufeinander folgenden Siege dieser wilden Feinde erhöhte deren Keckheit so, daß sie den Entschluß faßten, die Franzosen bis auf den letzten Mann auszurotten. Diese Drohung verbreitete Schrecken und Entsetzen unter den Colonisten. Man glaubte, Alles sei verloren. In der That schien das Land seinem Untergange nahe zu sein, denn die Feinde rückten immer näher heran. Jeder Tag verkündete durch irgendwelche Scharmützel ihre Anwesenheit. In jedem Dorfe wurden feste Plätze errichtet und die alten wieder hergestellt; in allen Häusern verrammelte man sich. In Montreal, in Quebec, in Trois-Rivieres verdoppelte man die Mittel zur Vertheidigung. In solch' kritischem Augenblicke beschlossen einige tapfere Männer, sich für das in Gefahr stehende Vaterland aufzuopfern. Montreal war der Vorposten der Colonie: hier versammelten sie sich.

An einem Aprilmorgen desselben Jahres bot die Kirche von Villemarie**) das rührendste Beispiel. Sechzehn tapfere Colonisten, umgeben von ihren weinenden Angehörigen, und unter Anführung eines jungen Offiziers Namens Daulac, knieten am Tische des Herrn. Sie hatten

---

*) Gewisse Seiten der Geschichte Canadas erinnern an die Geschicke Roms und sein heroisches Beginnen unter den lateinischen Tribus; Daulac's Unternehmung gemahnt an die Selbstaufopferung eines Cocles und Curtius. (E. Rameau, La France aux Colonies.)

**) Dieß war der ursprüngliche Name, den die Frömmigkeit der Gründer der Stadt Montreal gab.

eben erst den Entschluß gefaßt, ihr Leben für die Rettung der Colonie zu opfern. Nachdem sie ihr Testament gemacht und gebeichtet hatten, kamen sie heran, um sich mit dem Brode des Lebens zu stärken, und schwuren am Fuße des Altares, bis zum Tode treu vereint zu bleiben und nicht nachzugeben. Fest überzeugt, daß sie niemals mehr ihren häuslichen Herd sehen sollten, umarmten sie zum letztenmale die Liebsten, die sie auf dieser Welt hatten, und entfernten sich, von den Thränen und Segnungen derjenigen begleitet, für die sie in den Tod gingen.

Am folgenden ersten Mai langten sie am Fuße des Saut-des-Chaudieres an, der sich am Flusse der Outaouais befindet. Dort war ein fester Platz im vorhergehenden Herbste von den Algonkinen errichtet worden. Dieser Punkt hatte den doppelten Nachtheil, weit vom Wasser entfernt zu sein und von einem Hügel beherrscht zu werden. Die Franzosen beschlossen sich hinter diesem schwachen Wall zu verschanzen, der aus einfachen zum Theil zerstörten Pfahlwerken bestand, um dort die Irokesen zu erwarten, welche bei ihrer Rückkehr von den Winterjagden in den nördlichen Wäldern dieses Weges kommen mußten. Nach einigen Tagen sahen sie mehrere Wilde nahen, an denen sie Freunde fanden. Es waren nämlich vierzig Krieger jener huronischen Nation, deren rührendes Mißgeschick wir erzählt haben, wovon einige Ueberreste sich nach Quebec geflüchtet hatten. Ihr alter christlicher Held Anahotaha führte sie an. Ein ausgezeichneter algonkinischer Anführer, von sechs seiner Krieger begleitet, hatte sich mit ihnen bei Trois-Rivieres vereinigt, und sie kamen nun alle und baten, mit jenen gegen den gemeinschaftlichen Feind kämpfen und ihr Blut vergießen zu dürfen.

Am folgenden Tag, einem Sonntage, brachten zwei Huronen, die sie ausgesandt hatten, um den Feind auszukundschaften, die Nachricht, daß sie fünf Irokesen gesehen hätten, die auf Erkundigungen ausgegangen seien.

Nun wurde sogleich Rath gehalten und beschlossen, am folgenden Tage eine zweite Verschanzung um die erste zu ziehen. Es war gegen Abend. In Erwartung des Nachtessens, das am Bivouacfeuer zubereitet wurde, war die kleine Armee am Eingange der Festung versammelt, und betete gemeinschaftlich das Abendgebet. Die ernsten feierlichen Gebetsrufe Daulac's ertönten in dieser Wüste und wechselten mit dem Gemurmel der Nachbetenden, das der Wind an den Waldesabhang hinübertrug. Dieß war das Concert all' dieser Soldatenstimmen, vermischt mit dem dumpfen Schall des nahen Wasserfalles.

Horch, da wird diese feierliche Andacht durch furchtbares Geheul und durch Schüsse unterbrochen; und mehr als zweihundert irokesische Jäger kommen den Fluß herunter. Die Verbündeten beeilten sich, ihnen darauf zu antworten, und zogen sich eiligst in das Innere der Veste zurück, um so den Kampf zu erwarten. Einer der irokesischen Anführer ging an's Land, und seine Waffen an dem Ufer zurücklassend begab er sich bis auf Schußweite an den Eingang der Veste, und frug, welcher Nation die Vertheidiger angehörten. „Es sind Franzosen, Huronen und Algokinen", erwiderte man ihm; „wenn unser Bruder Irokese eine friedliche Antwort hören will, soll er sich mit seinen Leuten auf die andere Seite des Flusses begeben."

Die Verbündeten hofften durch diesen Vorschlag Zeit zu gewinnen, um ihre Befestigungswerke zu vollenden. Aber die Irokesen gingen nicht darauf ein und begannen sofort dem befestigten Lager gegenüber Schanzpfähle aufzuschlagen. Der Kampf sollte also wirklich unvermeidlich werden. Die Verbündeten benützten noch die wenigen Stunden der Frist, um sich so gut als möglich zu befestigen, indem sie ihre Pfähle mit Baumzweigen umwanden, die Zwischenräume mit Erde und Steinen ausfüllten, zugleich aber auch die nöthigen Schießscharten frei ließen. Doch waren diese Arbeiten nicht vollendet, als die Feinde

bereits Sturm liefen und dabei ihr gräßliches Kriegsgeschrei ertönen ließen. Die Angegriffenen vertheidigten sich mit unvergleichlichem Muthe. Hinter jeder Schanze waren drei Mann postirt, die durch ihr stetes Abfeuern die Reihen der Irokesen lichteten. Erstaunt über so tapferen Widerstand, fingen die Irokesen schon zu wanken an; allein von der Scham bemeistert, sich von einer so kleinen Zahl zurückgeworfen zu sehen, erneuerten sie den Angriff. Wie das erste Mal, so wurden sie auch dießmal von lebhaftem Feuer empfangen. Eine große Anzahl Irokesen wurde getödtet, eine noch größere verwundet, und die übrigen, von panischem Schrecken ergriffen, nahmen in Unordnung die Flucht, ohne daß die Angegriffenen den Verlust eines einzigen Mannes zu beklagen hatten. Einige der Verbündeten sprangen über den Wall, hieben einem irokesischen Anführer, der gefallen war, den Kopf ab, und richteten denselben als Trophäe an ihren Schanzpfählen auf.

Dieser erste Erfolg entflammte den Muth der Sieger; sie warfen sich auf die Kniee nieder um Gott zu danken, und gingen mit neuem Eifer an die Arbeit ihrer Vertheidigungswerke, mehr als je entschlossen, bis zum letzten Athemzug zu kämpfen. Nachdem sich die Feinde von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, berathschlagten sie untereinander, und schickten dann Einige aus ihnen zu der großen irokesischen Armee, welche sich dazumal auf den Inseln Richelieus befand, um den günstigen Augenblick zu erwarten, die Colonie einzunehmen. Mittlerweile umzingelten die Besiegten die Veste von allen Seiten, und schoßen sieben Tage und sieben Nächte unausgesetzt auf die Verbündeten, aus Besorgniß, dieselben könnten ihnen entkommen. Sie zerschlugen die aus Baumrinde verfertigten Kähne der Franzosen, die sich nicht weit von der Veste befanden und machten Fackeln daraus, um die Schanzpfähle damit in Brand zu stecken. Aber alle ihre Versuche waren nutzlos, denn das Feuer der Angegrif-

jenen war stets so stark, daß sie sich denselben nicht nähern konnten. Ein zweiter Angriff, ärger als der erste, wurde von den Verbündeten mit einer solchen Heftigkeit zurückgeworfen, daß der Feind einen weitern Versuch nicht mehr wagte. Als die Irokesen sahen, daß sie durch Gewalt nichts gewinnen konnten, versuchten sie es durch List. Die Unbeständigkeit der Wilden kennend, thaten sie dergleichen, als wollten sie Frieden schließen. In der That, die Huronen fingen an zu zaudern, aber die Franzosen waren zu gut mit der Schlauheit der Irokesen vertraut, um sich durch ihre falschen Versprechungen irre führen zu lassen; sie blieben unerschütterlich fest. Bald darauf entdeckten sie die List der Feinde, denn während diese ihre Aufmerksamkeit nach einer Seite hin zu fesseln suchten, schlich sich eine Bande Irokesen im Geheimen ihnen nach, um sie zu überfallen.

Es ist unmöglich, alle Leiden zu beschreiben, welche die muthigen Vertheidiger der Veste während der ganzen Dauer dieser Belagerung durchzumachen hatten.

Von Hunger, Durst, Kälte und Schlaflosigkeit wurden sie noch mehr gequält, als von den Irokesen. Selbst die kurzen Augenblicke des Ausruhens, die sie während der Nachtwachen sich gönnen konnten, mußten sie im Freien, auf kalter Erde und im Kugelregen zubringen. Die gräßlichste Qual war aber ihr Wassermangel; derselbe wurde so arg, daß sie ihre Nahrung, aus Maismehl bestehend, ganz trocken zu sich nehmen mußten. Wohl hatten sie etwas schlammiges Wasser in einem Loche unter dem Pfahlwerke entdeckt, kaum aber hatte es hingereicht, um die Lippen eines Jeden zu netzen. Wenn sie so den Qualen des Durstes nicht mehr länger widerstehen konnten, wagten sich einige hinaus, um von Scharfschützen begleitet am Flusse Wasser zu schöpfen; allein ihr Kessel war gleich in den ersten Tagen in die Hände der Feinde gefallen, so daß sie nur immer sehr wenig auf einmal schöpfen konnten. Ueberdieß hatten die Hu-

ronen und Algonkinen versäumt, ihre Vorräthe gehörig zu sparen, so daß auch diese ausgingen. Die Franzosen theilten ihnen von den ihrigen mit; aber auch bei ihnen fing der Vorrath an, spärlich zu werden. In Mitte großer Strapazen und Gefahren suchten diese christlichen Helden ihre Kraft und ihren Muth im Gebet, als auf's Neue zu stählen. „Denn sobald der Feind Waffenruhe gestattete, erzählt die Mutter von der Menschwerdung*, lagen sie auf den Knieen, und machte er Miene zum Angriff, so nahmen sie schnell wieder die Waffen in die Hand."

Eine ganze Woche war auf solche Weise wieder verflossen, als sie plötzlich ein gräßliches Geschrei im Lager der Feinde vernahmen. Der ganze Wald ertönte zu gleicher Zeit vom Gebrülle der Wilden und unzählige Schüsse erzeugten ein donnerähnliches Getöse, das selbst die muthigsten Herzen erbeben machte. Die Irokesen begrüßten mit Schüssen die Ankunft von mehr als fünfhundert ihrer Krieger.

Alle Verbündeten warfen sich jetzt auf die Kniee nieder, um ihre Seele Gott zu empfehlen und sich für den letzten Kampf vorzubereiten. Hierauf richtete der huronische Anführer Anahotaha an alle Heiligen des Himmels folgendes Gebet, das wir mit seiner ganzen Innigkeit den Erzählungen der Mutter von der Menschwerdung entnehmen:

„Ihr wißt, o glückselige Bewohner des Himmels, was uns hierher geführt hat: ihr wißt, daß der Wunsch es war, die Wuth der Irokesen zu dämpfen, und zu verhindern, daß sie unsere Frauen und unsere Kinder uns rauben. Uns bangte, daß, wenn sie dieselben entführen, sie ihnen den Glauben und das Paradies nehmen möchten. Ihr Heiligen könnt unsere Rettung vom großen Herrn des Lebens erlangen, wenn ihr ihn

*) Geschichtliche Briefe der Mutter von der Menschwerdung.

rräthe gehörig ständig darum bittet. Thut nun, was ihr für gut fin-
Die Franzosen; denn wir wissen nicht, was für uns das Beste ist.
uch bei ihnen sind wir aber am Ende unseres Lebens, so opfert unserm
In Mitte rosen Meister den Tod, den wir erleiden werden, als
ies- christliche ne auf für die Sünden, die wir gegen seine Gesetze
bei ...eis aufgangen haben, und erbittet unsern Frauen und Kin-
d Waffenruhm die Gnade, als gute Christen zu sterben, damit wir
schwerdung* s im Himmel wieder sehen."
r Miene zum Trotz ihrer Ueberzahl wagten es die Irokesen nicht,
e Waffen neuerdings Sturm zu laufen, sie umzingelten nur das
ger und warfen Wurfgeschoße auf dasselbe.
se wieder ver Die Verbündeten hatten keinen Augenblick der Ruhe
Geschrei ihr; dazu kam noch, daß der Wassermangel ihnen im-
Wald ertönte fühlbarer wurde. Die Wilden unter ihnen waren
und unzählig erschöpft, daß sie anfingen, den Muth zu verlieren
öse, das selbst mit dem Gedanken umgingen, sich zu ergeben Sie
ie kesen beehrten einen irokesischen Gefangenen mit Geschenken
eh. as fünf ließen ihn durch zwei ihrer Anführer in das feind-
e Lager begleiten. Dort wurden sie mit Jubelgeschrei
die Kniee nie fangen. Gleicher Zeit drängten sich an die Schanz-
o sich für den einige abtrünnige Huronen, die zu den Irokesen
ete der huro gegangen waren, und suchten ihre Landsleute zu
en des Him reden, sich zu ergeben, indem sie ihnen dieses als
anzen Innig- ges Mittel vorstellten, dem sichern Tode zu entrinnen.
Menschwerd- Unglücklicher Weise ließen sich mehrere Huronen durch
e falschen Versprechungen gewinnen, und trotz aller
es Himmels stellungen der Franzosen und der Vorwürfe Anaho-
ß der Wunsch gingen vierundzwanzig von ihnen in das feind-
fen, und zu Lager über. Die Jubelrufe nahmen nun kein Ende
nsere Kinder, und die Irokesen, von der Schwäche der Besatzung
sie dieselben richtet, die nur mehr aus vierzehn Huronen, vier
as Paradies kinen und siebenzehn Franzosen bestand, schritten
sere Rettung muthig vorwärts, um dieselbe gefangen zu nehmen.
enn ihr ihn die Angegriffenen empfingen sie mit so heftigem
, daß sich ihre vordersten Reihen lichteten, und die
rigen die Flucht ergriffen.

Menschwerdung.

Auf das Tiefste beschämt, so oft von einer so
ringen Zahl besiegt worden zu sein, schnaubten die Ir
kesen nur mehr Wuth und Rache, und warfen sich zul
alle unter entsetzlichem Gebrüll in den Kugelregen.
Franzosen richteten ein furchtbares Gem.tzel an, konn
aber nicht verhindern, daß die Feinde bis zu den Scha
pfählen vordrangen, sich daran klammerten, und un
dem Schutze ihrer Mordwaffen die Pfähle abhieben.
es unmöglich war, den Irokesen beizukommen, kam D
lac auf den Gedanken, mehrere Tonnen mit Pulver
füllen, Feuer daran zu legen und sie unter die Angrei
zu werfen. Dann brachte er eine Lunte an ein Pulv
faß und suchte dasselbe über die Schanzpfähle zu roll
Unglücklicher Weise blieb das Faß an einem Baum
hängen und rollte in das Innere der Veste zurück, wo
explodirte, die einen tödtete, die anderen verwundete
fast alle kampfunfähig machte.

Als die Irokesen diesen entsetzlichen Knall hör
suchten sie sogleich aus der Verwirrung, welche dieses
eigniß hervorgerufen hatte, Vortheil zu ziehen, bem
tigten sich der Schießscharten und feuerten unausge
auf die letzten Vertheidiger. Diese schlugen sich bis a
Ende wie Löwen. Sie flößten den Irokesen eine
große Angst ein, daß sie es nicht wagten, in das La
zu dringen. Diese hagern Gestalten, aus deren Blick
Kampfesfeuer leuchtete, erschienen ihnen wie Gespen
denen sie sich nur mit Bangen nahten.

Obwohl Anahotaha verwundet war, kämpfte er
muthig und erschlug diejenigen, die sich seinem To
hawk näherten. „Ergib dich, wenn du dein
ben retten willst", rief ihm einer seiner Neffen,
Ueberläufer zu. „Ich habe mein Wort den Fr
zosen gegeben," antwortete der christliche Held,
sterbe mit ihnen", und er sank vom tödtlichen Schl
getroffen zusammen. „Lege mein Haupt auf jene glüh
den Kohlen", flüsterte er seinem Begleiter zu, indem

an's Feuer schleppt, „der Irokese wird dann meinen arschmuck nicht bekommen."

Die Leichen häuften sich jedoch in dem Lager; die okesen benützten die Leiber um die Schanzpfähle leich- zu ersteigen und tödteten dann die letzten Tapfe-, welche taub für jeden Vorschlag mit den Waffen der Hand sterben wollten. Einen Augenblick zuvor tete ein Franzose aus schlecht verstandenem Mitleide seine verwundeten Gefährten, die noch athmeten, um en die Marter zu ersparen, welche sie von ihren grau- nen Siegern hätten erdulden müssen. Nur vier anzosen und vier Huronen fielen lebendig ihre Hände.

Die Irokesen waren sprachlos vor Erstaunen über en Sieg. Als sie die Zahl ihrer Todten und die der iegten verglichen, trauten sie ihren Augen kaum. Wie nte eine so kleine Anzahl von Männern, von Müdig- erschöpft, von Hunger und Durst gequält, einen so gen und hitzigen Kampf aushalten? Solcher Wider- nd war für sie ein Räthsel. Nachdem sie ihre Rache zwei verwundeten Franzosen, die noch ein wenig Le- besaßen, gesättigt hatten, kehrten sie nach ihren Dör- zurück, da sie es nicht mehr wagten, ferner ein nd anzugreifen, das von solchen Helden bewohnt war.

Kaum hatte man die Einzelnheiten dieses schauerlichen mpfes durch einige gefangene Huronen vernommen, en es gelungen war, zu entkommen, als ein Schmer- sruf durch die ganze Colonie ging.

Aber die canadische Nation war gerettet: Vertheidiger waren in ihrem Triumphe begraben. eß sind die Männer, welche die Religion also heran- ildet hatte; dieß ist das canadische Volk, wie die Mis- näre und Märtyrer und wie die religiöse Erziehung es acht.

Wir haben nun diese aufstrebende Gesellschaft in ihrer dreifachen Hierarchie der Priester, der Frauen und der Soldaten betrachtet. Wir haben die kräftige Organisation dieses Stammes und seinen innigen Glauben bewundert. Wir staunten über die Verwandlung, welche die Kirche hier hervorbrachte. Wir könnten diese Betrachtung noch weiter fortsetzen, könnten Neu-Frankreich in seiner Laufbahn verfolgen, mit großen Zügen das Wachsthum seiner materiellen, moralischen und intellectuellen Macht beschreiben, und besonders die Entwickelung seiner wundervollen Einrichtungen schildern, die heut zu Tag seinen Ruhm und seine Kraft ausmachen.

Aber diese kurze Skizze genügt, um zu zeigen, was aus dieser von der Hand Gottes gebildeten Gesellschaft wurde. Nachdem man in die Geschichte des canadischen Volkes einen nähern Einblick gemacht, ist es unmöglich, die große Absicht der Vorsehung zu verkennen, die seine Entwickelung förderte; es ist unmöglich, daran zu zweifeln, daß ihm, wenn es nicht seinem Beruf untreu wird, eine große Zukunft bevorsteht.

Die Mission des amerikanischen Frankreichs ist dieselbe auf diesem Continent, wie die des europäischen Frankreichs auf der anderen Erdhälfte. Diese älteste Tochter der Kirche, diese Vorkämpferin der Wahrheit war lange fast die einzige Verkünderin des wahren Glaubens im nördlichen Amerika. Von Anfang an hörte Frankreich nicht auf, diese Mission zu verfolgen; und heut zu Tag sendet es seine Missionäre und seine Bischöfe bis an das äußerste Ende des Festlandes.

Wir zweifeln nicht, daß einstens aus seinen Söhnen die friedlichen Eroberer erschienen, welche die verirrten Völker der neuen Welt unter das Joch des Katholicismus bringen werden.

Hier, wie in Europa, und schneller noch als in Europa, stirbt der Protestantismus. In tausend Sekten getheilt, zerfällt und verliert er sich im Rationa

lismus. Bald, — um einen Ausdruck des Grafen von Maistre zu wiederholen — wird die Herrschaft des Protestantismus, gedrängt vom mexikanischen Busen wie vom St. Lorenzostrom, sich spalten; die von Nord und Süd herbeieilenden Kinder der Wahrheit werden sich an den Ufern des Missisipi begrüßen und da für immer das Reich des Katholicismus gründen.

Verzeichniß

der in dem Leben der Mutter von der Menschwerdung angeführten Werke.

---

1) Leben der ehrwürdigen Mutter Maria von der Menschwerdung, von Pater Dom Claudius Martin. Paris 1677. 4. SS. 760.

Die Seelenführer der Mutter von der Menschwerdung befahlen ihr, in zwei Abschnitten alles niederzuschreiben, was in ihr seit ihrer Kindheit vorgegangen war, damit sie ihre inneren Anlagen besser beurtheilen könnten. Der erste dieser Berichte ist vom Jahre 1633; sie schrieb denselben, um dem hochwürdigen Pater Georg des la Haye zu gehorchen. Der zweite wurde im Jahre 1654 auf Befehl des hochwürdigen Pater Hieronymus Lalemant geschrieben, während sich die ehrwürdige Frau in Canada befand.

Diese beiden Berichte wurden von ihrem Sohne gesammelt und bilden das Werk des Dom Claudius Martin. Er fügte diesem unter dem Titel „Zusätze" alles bei, was er selbst von dem Leben seiner Mutter wußte.

Wir bemerken hier zum Verständniß der Citate, welche wir aus den Schriften der Mutter von der Menschwerdung machen, daß, wenn sie von den Wirkungen Gottes in ihrer Seele Rechenschaft gibt, sie zuweilen veraltete Ausdrücke gebraucht, die zu ihrer Zeit richtig sein mochten, aber heut zu Tag nicht ganz denselben Werth in der theologischen Sprache haben.

2) Geistliche und geschichtliche Briefe der Mutter von der Menschwerdung. Paris 1681. 4. SS. 675.

3) Leben der Mutter Maria von der Menschwerdung von Pater v. Charlevoix. Paris 1724. 12.

In diesem Werke geht der Verfasser über die geschichtlichen Daten leicht hinweg, und schreibt fast ausschließlich nur vom innern Leben der Mutter von der Menschwerdung. Dieses Buch war uns jedoch für den mystischen Theil unserer Arbeit von großem Nutzen.

4) Handschriften des Klosters der Ursulinerinnen in Quebec.

Wir sprechen hier den Ursulinerinnen, welche uns die für unser Werk nöthigen Documente verschafft und in unseren Forschungen so freundlich unterstützt haben, unseren innigsten Dank aus.

5) Die Berichte der Jesuiten. Quebec 1858, 3 Bd. 8.

6) Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec. Quebec 1863—64. 8. Band 1 und 2.

7) Geschichte von Canada, von Ferland, Quebec 1861. 8. Band 1.

8) Leben der ersten Ursulinerinnen von Frankreich, von Karl Sainte-Foi, Paris 1856. 12.

9) Leben der Frau von la Peltrie, New-York 1859. 12.

Letzteres Werk in englischer, alle übrigen in französischer Sprache geschrieben.

Erklärung des Verfassers.

Wenn wir der Mutter von der Menschwerdung und anderen Personen, wovon in dieser Geschichte die Rede ist, den Titel „ehrwürdig" und „heilig" beilegen, so erklären wir, daß wir uns darin einzig und allein dem Brauch anschloßen, welcher zuweilen Personen von allgemein anerkannter Frömmigkeit diese Benennung beilegt, und daß wir dabei keineswegs die Absicht hatten, dem Urtheile der Kirche vorzugreifen.

Leben

der

Mutter Maria von der Menschwerdung.

Erster Abschnitt.

Häusliches Leben.

1599—1631.

Erstes Kapitel.

Geburt der Mutter von der Menschwerdung. — Ihre Kindheit — Ihre Jugend.

Unter all' den reizenden Gegenden im Mittelpunkte Frankreichs ist eine, deren Name die angenehmsten Erinnerungen weckt — die liebliche Touraine, von jeher berühmt durch fruchtbare, weit ausgedehnte Gefilde, reiche Weinberge, mildes Klima und liebenswürdige Bewohner. Einer der schönsten Flüsse Frankreichs bewässert diese Landschaft, lachende Haine und malerische Dörfer erheben sich am Thal-Rand, oder begrenzen die Hügel, deren regelmäßig auf- und niedersteigende Kette sich bis an den Horizont hinzieht, um einen anmuthigen, wellenförmigen Kreis um das Ganze zu schließen.

Die Großen des Reiches fühlten sich von jeher zu diesem schönen Lande hingezogen, und schlugen ihren Wohnsitz dort auf. Noch heute sieht man die schlanken Thürmchen ihrer alten Schlösser aus dichtem, üppigen Grün hervorragen. Selbst die Könige von Frankreich hielten lange ihren Hof in der Hauptstadt dieser Provinz,

welche „der Garten Frankreichs“ und „die Luft der Könige“*) hieß. Die Stadt Tours liegt in Mitte dieser schönen Gegend an der Loire, die sich von Ost nach West durch die Ebene schlängelt.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lebten in dieser Stadt einige jener wahrhaft frommen und strengsittlichen patriarchalischen Familien, wie sie das Christenthum allein bilden kann. Aus ihrem Schooße gingen jene starken Geschlechter hervor, welche die christlichen Nationen so mächtig machten.

Die ehrwürdige Mutter von der Menschwerdung gehörte väterlicherseits dem Mittelstande an und war reicher an himmlischen als an irdischen Gütern. Herr Florentin Guyard war beim Seidenhandel betheiligt, konnte sich aber trotz seines Fleißes nur zu einem bescheidenen Wohlstande erheben; doch hatte er sich durch seine rechtlichen und ehrenhaften Gesinnungen große Achtung unter seinen Mitbürgern erworben und wurde deßhalb oft bei ihren Zwistigkeiten zum Schiedsrichter erwählt. Solch' edle Eigenschaften schienen ein Erbe dieser gesegneten Familie zu sein. Der Ruf ihrer Frömmigkeit war durch Frankreich gedrungen; daher wurde schon im Jahre 1485 einem Guyard der ehrenvolle Auftrag, den heiligen Einsiedler Calabriens, Franz von Paula, aus Italien in das Schloß Plessis-les-Tours zu führen, um dem Könige Ludwig XI. in seinen letzten Augenblicken beizustehen.

Die Mutter von der Menschwerdung erinnerte später mit folgenden Worten ihren Sohn an dieses denkwürdige Familienereigniß: „Es ist dir wohl bekannt, daß unser Urahne von Ludwig XI. zum Papste gesandt wurde, um von ihm den heiligen Franz von Paula zu erbitten, und ihn nach Frankreich zu geleiten. Mein Großvater erzählte mir oft davon und selbst meine Tante, die ich schon in meinem fünfzehnten Jahre verlor, erinnerte sich, von ihrer

*) Belleforest.

Großmutter oft nach Plessis-les-Tours geführt worden zu sein, um dort den Segen des Heiligen zu empfangen. Deßhalb wurde Franz von Paula von unserer Familie immer ganz besonders verehrt. Mein Großvater ermahnte uns oft, wir möchten auch nach seinem Tode die Liebe und Andacht zu diesem Heiligen nie aus unseren Herzen verlieren."

Herr Guyard war durch seine Frau mit der altadeligen berühmten Familie Babou de la Bourdaisiere verwandt. Dieses Haus zeichnete sich nicht nur durch jene hervorragenden Männer aus, die es unter Franz I. sowohl der Kirche als dem Staate schenkte, sondern auch durch seine Verbindungen mit den vornehmsten Familien des Reiches. Die Frömmigkeit der Frau Guyard kam der ihres Gatten gleich; daher vermochte Nichts den häuslichen Frieden dieser Familie zu stören, in der man gleichsam den Wohlgeruch der Tugend einathmete.

Gott segnete bald ihre Ehe, indem er ihnen am 18. Oktober 1599 eine Tochter schenkte, welche der Gegenstand besonderer Vorliebe, ein Wunder der Gnade und das Staunen ihres Jahrhunderts werden sollte. Schon am Tage nach ihrer Geburt wurde sie in der Kirche des heiligen Saturnin in Tours getauft und erhielt den Namen Maria. „Schien dieß nicht, sagt ein Geschichtschreiber, ein glückliches Vorzeichen der zarten Verehrung zu sein, welche sie ihr ganzes Leben lang der allerseligsten Jungfrau bewahrte, wie der außerordentlichen Gnaden, die sie durch die Fürbitte der göttlichen Mutter erlangte?"

Kaum waren die Augen dieses Kindes dem Lichte geöffnet, so sahen sie auch schon die erbaulichsten Beispiele und reinsten Sitten. Die Namen „Jesu" und „Maria" waren die ersten Laute, die in das Ohr des Kindes drangen und auch die ersten Worte, die es zu stammeln versuchte. In dem Maße, als der Verstand der kleinen Maria zunahm, und ihre Fähigkeiten sich entfalteten, suchte ihre fromme Mutter sie auf Gott zu richten, und

pflanzte in ihre junge Seele die kostbaren Keime einer echt christlichen Erziehung. In der That, gehen wir zurück zur Wiege eines jeden edlen und heiligen Lebens und wir werden meist eine christliche Mutter finden, die beim Erwachen des kindlichen Geistes und Gemüthes sogleich deren Schwingen nach dem Himmel lenkt.

Welch' eine große und ernste Lehre für alle Mütter, die vor allem darin die Erhabenheit ihrer Aufgabe und die unsterbliche Verherrlichung ihres Berufes schauen sollen! „Ich danke Gott von ganzem Herzen, sagt die Mutter von der Menschwerdung, daß Er mir eine so tugendhafte Mutter gegeben hat, die mir, von meiner zartesten Kindheit an, so gute Grundsätze eingepflanzt hat."

Der Herr bestimmte diese junge Seele zu einem auserwählten Gefäß seiner Gnaden, deren reicher Segen sich später über die alte und neue Welt verbreiten sollte. Deßhalb zog er sie von ihrer frühesten Kindheit an mit besonderer Liebe an sich, und theilte ihr jene himmlische Gnadenfülle mit, die er nur denen verleiht, welche er zu Großem bestimmt. Mit kindlicher Einfachheit erzählt sie selbst von einer Erscheinung, die sie als Kind hatte, und die sie immer als ein Zeichen ihrer Berufung zum mystischen Leben ansah. „Ich war kaum sieben Jahre alt, sagte sie, als ich einmal träumte, ich spiele mit einer meiner Gefährtinen im Hofe einer Dorfschule. Als ich die Augen nach Oben erhob, sah ich den Himmel offen und unseren Heiland Jesus Christus in menschlicher Gestalt hervortreten und auf mich zukommen. Ganz entzückt von diesem Anblick rief ich meiner Gespielin zu: „Sieh, unser Heiland kommt zu mir". Als der Herr des Himmels sich mir näherte, fühlte ich mein Herz von unendlicher Liebe zu Ihm entbrennen, und ich öffnete die Arme, Ihn zu umfangen. Mit einem wunderbar schönen und unaussprechlich sanften Antlitz umfaßte und küßte er mich voll zärtlicher Liebe und sagte: „Willst du mir ganz angehören, mein Kind"? Ja, antwortete ich, und

als er meine Einwilligung erhalten hatte, sahen wir Ihn zum Himmel zurückkehren."

Dieser erste Besuch ihres himmlischen Bräutigams befreite später das Herz der frommen Jungfrau von aller Neigung zu den gewöhnlichen Vergnügungen ihres Alters, und flößte ihr eine innige Liebe zur Tugend, zur Zurückgezogenheit und zum Gebete ein. In seinem schönsten Glanze hatte sich der erste Strahl des himmlischen Lichtes in dieser jungen Seele wiedergespiegelt, deren Reinheit noch durch keinen weltlichen Hauch getrübt war. Dem inneren Drange ihres Herzens folgend, war es ihre Lust, sich an einsame Orte und in entfernte Kirchen zurück zu ziehen, um dort dem Gebete und der Betrachtung zu obliegen, obwohl sie noch keinen Begriff vom inneren Leben hatte. Als der göttliche Heiland vor ihren Augen sich sanft zum Himmel erhob, hatte er ihr Herz und ihren Geist mit sich genommen, so daß sie sich unaufhörlich zu Ihm erhob; und dieser göttliche Kuß erfüllte ihre Seele mit solcher Andacht, daß sie sich immer wieder zu Ihm hingezogen fühlte. Wenn sie am Fuße des Altars ihre Gebete verrichtete, und die demüthige, ehrfurchtsvolle Haltung der Anwesenden gewahrte, dachte sie oft, Gott könne nicht anders, er müsse diese frommen Bitten erhören. Sie befliß sich dann, jene Andächtigen nachzuahmen, kniete sich bescheiden nieder, erhob ihre Hände zum Himmel und verbrachte viele Stunden in einer Art Verzückung. Mit kindlicher Einfalt redete sie zu Gott über ihre geistigen Bedürfnisse, in voller Gewißheit, Alles zu erlangen, um was sie bitten würde. Ein unsichtbarer und geheimer Zauber, den sie sich selbst nicht zu erklären wußte, drängte sie unwiderstehlich, diesen Umgang mit Gott zu führen und dessen Süßigkeit zu kosten. Ihr ganzes Wesen war von himmlischen Dingen so sehr erfüllt, daß sie selbst während ihrer Erholungen sich dieser Akte der Frömmigkeit nicht enthalten konnte. Sie warf sich auf die Kniee

nieder, verneigte sich, faltete die Hände, erhob ihre Augen zum Himmel, schlug an die Brust, und betrachtete mit einem Worte all das als eine Unterhaltung, was sie in der Kirche thun sah, oder selbst bei ihren Gebeten zu thun pflegte. —

Diese frommen Spiele, welche die Eltern bei gewöhnlichen Kindern oft als ein Zeichen ihres Berufes zum geistlichen oder klösterlichen Leben ansehen, verursachten ihr später heftige Gewissensbisse und wurden Jahre lang von ihr beweint. Obwohl sie dabei keine unlöbliche Absicht hatte, machte sie sich doch darüber bittere Vorwürfe, weil sie dieselben als Fehler ansah, die in ihrer Seele leichte Wolken bildeten, und dadurch das himmlische Licht trübten, womit sie der heilige Geist überfluthen wollte.

Die göttliche Flamme der reinen Liebe, wovon schon das kindliche Herz der kleinen Maria entzündet war, offenbarte sich auch bald nach Außen in Werken der Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten, besonders gegen die leidenden Brüder Jesu Christi. So oft sie einen Armen oder Kranken erblickte, war sie vom innigsten Mitleid gerührt. Ihnen beizustehen, sie zu kleiden und ihnen selbst die niedrigsten Dienste zu leisten, hatte für sie einen unbeschreiblichen Reiz. Maria fühlte sich glücklich in ihrer Mitte, freute sich, sie zu trösten und aufzurichten, die Nacht ihres Elendes mit einem Lichtstrahl zu erhellen und ihre erstarrten Glieder durch Wärme zu beleben. Gerne saß sie mit ihnen an einem Tische, scheute sich nicht, von ihren Ueberresten sich
Sie war tief betrübt, wenn es ihr unmöglich war, ihn beistehen zu können und hätte sich wohl mit Freuden ihrer eigenen Kleider beraubt, um die Armen damit bedecken zu können. Ihre außerordentliche Wohlthätigkeit ging manchmal zu weit, was sie selbst aufrichtig gesteht; doch war ihre Absicht immer rein; und Gott offenbarte ihr später, daß sie hierin seinen Eingebungen gefolgt habe.

Eines Tages, als Maria mit einigen Gaben zu einem Armen gehen wollte, führte sie der Zufall an einem Fuhrwagen vorbei, der eben aufgeladen wurde. Die Arbeiter, die sie nicht bemerkt hatten, richteten plötzlich den Wagen in die Höhe, so daß der Aermel ihres Kleides an der Deichsel hängen blieb. So wurde sie in die Höhe geschnellt und stürzte sodann auf das Pflaster nieder. Die Fuhrleute hielten sie für todt, und liefen in größter Angst auf sie zu; sie hatte jedoch nicht den geringsten Schaden erlitten, und Gott ließ sie später erkennen, daß sie diese Rettung ihrer Wohlthätigkeit zu verdanken habe.

Maria fand bald keinen Geschmack mehr an profanen oder bloß unterhaltenden Büchern, sondern las ausschließlich nur mehr geistliche Schriften. So oft es die Nächstenliebe erlaubte, suchte sie sich von den Gesprächen mit ihren Altersgenossen zurück zu ziehen, und sich in der Einsamkeit mit der Lesung religiöser Bücher zu beschäftigen. So suchte sie jenes unsichtbare Gut zu gewinnen, zu welchem sie sich unwiderstehlich hingezogen fühlte.

So viel Weisheit und Tugend in so zartem Alter erregte das Erstaunen und die Bewunderung aller ihrer Bekannten. Sie selbst gab sich nicht Rechenschaft über so viele göttliche Wirkungen, welche Jesus Christus in ihrer Seele hervorbrachte; es genügte ihr, der inneren Stimme zu lauschen, die aus der Tiefe ihrer Seele, wie aus dem Munde von Engeln zu ihr sprach, und den Antrieben der Gnade zu folgen, die sie zum Gebete und zur Ausübung aller Tugenden bestimmte. „Gleich der Biene, die den Blüthenstaub von den Blumen sammelt, um daraus Honig zu bereiten, übte auch sie mit seltener Treue dasjenige aus, was sie bei Anderen bewunderte; dabei hatte sie nicht nur keine Mühe, sondern empfand sogar jenes beseligende Gefühl, welches gewöhnlich nur der vollendeten Tugend zur Seite steht.“ Der hl. Geist, welcher selbst ihr einziger Seelenführer sein wollte, erhob

sie zu einer außerordentlichen Stufe von Heiligkeit, die als Erstlingsblüthen eine engelreine Unschuld, eine standhafte Geduld und eine Demuth hervorbrachte, die selbst durch den Glanz so außerordentlicher Gnaden nicht erschüttert werden konnte.

Um diese Zeit, also ungefähr in ihrem fünf- oder sechszehnten Jahre, fühlte Maria eine unwiderstehliche Neigung zum klösterlichen Leben.

Deshalb besuchte sie öfter das Kloster Beaumont, dessen Oberin, Anna Babou de la Bourdaisiere, eine nahe Verwandte ihrer Mutter war. Dieses Kloster, in welchem die Ordensregel des heiligen Benedikt beobachtet wurde, war das einzig bekannte in Tours, denn die Karmeliter fingen dazumal erst an, dort ein Kloster zu gründen.

Beim Anblicke dieser frommen Jungfrauen, die ein so heiliges Leben unter den Augen Gottes in der Einsamkeit und im Gebete verbrachten, belebte sich Maria's Phantasie, so daß sie sich im Paradiese geglaubt hätte, wäre es ihr vergönnt gewesen, sich für immer diesem Chore gottliebender Engel anschließen zu können. Sie sprach sich darüber bei ihrer Mutter aus, welche dieser Eindruck mit hoher Freude erfüllte und die sie versicherte, daß ihre Verwandte Frau von Beaumont sich gewiß glücklich schätzen würde, sie in ihr Kloster aufzunehmen; doch sei sie noch sehr jung und daher müsse diese wichtige Angelegenheit reiflich erwogen werden.

Hätte Maria um diese Zeit schon einen Seelenführer gehabt, so würde sie sicherlich sogleich das klösterliche Leben angetreten haben; allein die geistige Leitung war ihr gänzlich unbekannt, und sie glaubte, sich Niemanden selbst nicht ihrem Beichtvater mittheilen zu dürfen über Gewissensangelegenheiten, welche nicht direct die Beichte betrafen. Da sie sehr ängstlicher Natur war, wagte sie nicht, weiter darauf zu bestehen; und weil sie die Sache mit keinem

Worte mehr berührte, glaubte ihre Mutter, wie es leicht anzunehmen war, ihre Tochter sei andern Sinnes geworden. Das gute Kind war überdieß stets heiterer Laune und lustigen Sinnes, und so schien denn seine Neigung zum Klosterleben nur ein vorübergehender, frommer Eifer gewesen zu sein.

Ein solcher Gang der Dinge entsprach übrigens den Absichten der Vorsehung, die ihre Dienerin durch alle Stände des Lebens führen wollte, damit sie in Allem ein wahres Muster der starken Frau der heiligen Schrift würde. „In Anbetracht alles dessen, was die göttliche Vorsehung mir im Laufe der Zeit schickte, ist es mir nun klar geworden, schrieb sie ihrem Sohne aus Neufrankreich, daß damals die Güte Gottes mich weder in Beaumont, noch in irgend einem andern Kloster haben wollte. Du würdest erstaunt sein, mein theuerer Sohn, wenn Du die Einzelnheiten davon wüßtest. In der Ewigkeit wirst Du sie erfahren."

Zweites Kapitel.

Verehelichung. — Prüfungen. — Umgang mit Gott.

Als Maria siebzehn Jahre alt war, wünschten ihre Eltern, daß sie sich mit einem hoffnungsvollen jungen Manne vereheliche, welcher um ihre Hand geworben hatte. Die fromme Jungfrau war bestürzt bei diesem Vorschlage; denn nur mit Widerwillen konnte sie einen Beruf ergreifen, dessen Pflichten dem stillen, beschaulichen Klosterleben, nach welchem sich ihr Herz sehnte, so ganz entgegengesetzt waren. Die kindliche Ehrfurcht, die sie ihren Eltern bewahrt hatte, verbot ihr jedoch, sich deren Willen zu widersetzen. Auch hielt sie den Wunsch ihrer Eltern für einen Fingerzeig Gottes, dem sie nicht zu widerstehen wagte.

„Liebe Mutter, sagte sie, ich will thun, was du und mein Vater von mir verlangst; ich verspreche aber jetzt schon dem lieben Gott, daß wenn er mir einen Sohn schenken sollte, ich ihn seinem heiligen Dienste weihen werde, wie auch mich selbst bei etwaiger Wiedererlangung meiner Freiheit mich ihm widmen werde."

Diese prophetischen Worte gingen in Erfüllung, wie die Fortsetzung dieser Geschichte beweisen wird.

Nachdem so vorerst jegliche Hoffnung für sie verschwunden war, ihr Leben ausschließlich dem Heiland zu weihen, trachtete sie der Stimme Gottes zu folgen und sich auf eine würdige Weise zum Empfange jenes heiligen Sakramentes vorzubereiten, welches ihr die Freiheit nehmen und sie mit unlösbaren Fesseln binden sollte. In musterhafter Weise empfing sie das Sakrament, welches leider nur zu oft entheiligt wird.

Seit dem Tage, da der heilige Joseph mit Maria die Stufen des Tempels zu Jerusalem bestieg, hatte wohl selten ein Bräutigam eine reinere Jungfrau zum Altare geführt. Das Kleid ihrer Unschuld war noch so blendend weiß, wie am Tage ihrer Taufe und nicht eine Blume war von dem Lilienkranze gefallen, den die Engel bei ihrem Eintritt in das Leben ihr um die Stirne geflochten.

Sobald sie sich mit der Leitung ihres Hauses betraut sah, erforschte sie mit Eifer die Pflichten, die sie in ihrem neuen Stande gegen Gott, gegen ihren Gatten, ihre Dienstboten und gegen sich selbst zu erfüllen hatte. Den Vergnügungen und gefährlichen Eitelkeiten des Jahrhunderts verschloß sie die Thüren ihres Hauses, in welchem mit ihr die Furcht Gottes und die größte Ordnung eingezogen waren.

Herr Martin, ihr Gatte, besaß eine Seidenmanufaktur und mußte sich eine große Anzahl von Dienstleuten und Arbeitern halten. Die erste Sorge seiner Gattin war nun, den Charakter eines Jeden von ihnen zu stu-

diren, ihnen mit Liebe und Freundlichkeit zuvorzukommen, und sich bei ihnen beliebt zu machen, um dadurch mehr Einfluß auf sie zu gewinnen und sie dann leichter auf den Weg der Tugend führen zu können. Jeden Abend versammelte sie dieselben zum gemeinschaftlichen Gebete, und trug Sorge, daß sie ihre Pflichten als gute Christen gewissenhaft erfüllten. Um die Unschuld ihrer Seelen zu bewahren, veranlaßte sie ihre Dienstboten, das Sakrament der Buße oft zu empfangen; um sie zur Uebung guter Werke mehr anzueifern, wohnte sie oft der Predigt bei, und „wiederholte ihnen dann (so erzählte später ihr Sohn) wenn sie heimkehrte mit einem Antlitz, das wie das Haupt eines Moses leuchtete, was sie gehört hatte und fügte selbst wohl noch einige passende Lehren bei." Sie verstand es, sich bei ihnen so beliebt zu machen, daß sie in ihr mehr eine Mutter als eine Herrin verehrten. Als diese Frau nach Jahr und Tag unter der Last mannigfacher Kreuze darniedergebeugt war, und als sie doch immer dasselbe ruhige und lächelnde Antlitz, dieselbe unerschütterliche Sanftmuth bewahrte, kannte die kindliche Verehrung dieser Dienstboten keine Grenzen mehr. Von Bewunderung hingerissen, verfolgten ihre Blicke die geliebte Herrin oft heimlich, und Thränen der Rührung rollten über ihre Wangen beim Anblicke ihrer Ruhe und Heiterkeit mitten unter so bittern Leiden. In den Tagen solcher Trübsal fand Maria ihren einzigen Trost im Gebete, und wußte ihre Kräfte in der Vereinigung mit Gott, den sie immer vor Augen hatte, fortwährend zu erneuern.

Schon in früher Morgenstunde, nachdem sie bereits lange gebetet hatte, kam sie zur Kirche, um der heiligen Messe beizuwohnen, kehrte aber zurück, sobald sie die Pflicht in den Kreis ihrer Familie rief; denn ihre Liebe zu heiliger Zurückgezogenheit hielt sie keineswegs von der pünktlichen Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte ab. Ihre erleuchtete Frömmigkeit war weit entfernt von jener schlecht verstandenen Andacht, welche oft die wesentlichsten Pflich-

ten den eingebildeten hintansetzt, die den Unfrieden in die Familie bringt und so die Tugend verdächtig macht. Sie sah wohl ein, daß wenn sie ihre Liebe zur Einsamkeit ihren andern Pflichten opferte, sie sich dadurch keineswegs von Gott trennen müsse. Zur rechten Stunde immer bereit, führte sie ihr Hauswesen mit so viel Sanftmuth, Klugheit und Einsicht, daß man glauben konnte, der heilige Geist, der sie innerlich leitete, stehe ihr auch bei diesen äußeren Beschäftigungen zur Seite. Wenn man den Frieden betrachtet, den sie stets in ihrem Hause aufrecht erhielt, kann man sich leicht einen Begriff machen von ihrem vorzüglichen Betragen ihrem Gatten gegenüber. Von dem Tage an, da sie ihm an den Stufen des Altars Treue geschworen, hatte sie ihm ihre ganze Zuneigung geschenkt, und liebte ihn einzig, nur in Gott und für Gott. Aber ihre Liebe war immer von einer hohen Achtung begleitet; denn der Glaube sagte ihr, daß sie in ihrem Gatten ihr Haupt erkennen müsse, wie Jesus Christus das Haupt der Kirche ist, und daß sie unterthan sein müsse ihrem Manne, wie auch die Kirche es ihrem Bräutigam ist. Freudig folgte sie deßhalb den leisesten Winken ihres Gemahles, ja was sie ihm an den Augen absehen konnte, galt ihr als Befehl.

Auch Herr Martin hegte die innigste Zuneigung zu seiner Frau, und das Joch, das sie beide verband, war ein Joch des Friedens und der zärtlichsten Liebe. Mit den schönsten Eigenschaften des Leibes und der Seele begabt, war er würdig, den kostbaren Schatz, den ihm Gott anvertraut hatte, zu besitzen, und vom ersten Augenblicke an hatte er ihn zu schätzen gewußt. Seine hohe Achtung für Maria stieg bald zur Begeisterung, als er sie näher kennen lernte, denn Tag für Tag entdeckte er neue edle Eigenschaften an seiner tugendhaften Gattin, die er zuletzt wie eine Heilige verehrte. So war ihre Verbindung das vortrefflichste Muster einer christlichen Ehe. Die heilige Freundschaft, welche sie vereinte, ging

nicht aus jener vorübergehenden und wandelbaren Gefühlssphäre hervor, welche nur die Bewunderung der physischen Schönheit und Naturanlagen kennt, sondern aus ihrem Pflichtgefühl und ihren Glaubensgrundsätzen. Ihre Herzen, innig miteinander verbunden und auf Gott gestützt, erhoben sich zum Himmel wie zwei um denselben Stamm geschlungene Rebzweige.

Dennoch hatte die fromme Magd des Herrn während der zwei Jahre ihrer Verehelichung harte Prüfungen zu erleiden, deren unschuldige Ursache leider ihr Gatte selber war. Ihre Tugend erschien damals besonders in seinen Augen glänzender als je. Nicht einen Augenblick hörte sie auf, ihm die unverbrüchlichste Zuneigung und ehrfurchtvollste Liebe zu beweisen. Mit der Energie einer großen Seele vergrub sie manchen Kummer und manche Besorgniß in die Tiefe ihres Herzens und zeigte nach Außen ein ruhiges Antlitz, ein offenes Wesen und eine gleichmäßige Sanftmuth. Alle Leute waren verwundert, in einer jungen Frau von achtzehn Jahren eine so heldenmüthige und vollendete Tugend zu finden; „aber man sah nicht, sagte sie, was damals im Innersten meiner Seele vorging, wie die Güte Gottes darin waltete; und ich selber konnte diese Zustände nichts Anderm zuschreiben, als meiner Beharrlichkeit in der Betrachtung und meinem Gehorsam in Ausübung jener Tugenden, zu denen mir Gelegenheit geboten war."

Und mit welchen Kreuzen suchte sie wohl der Himmel damals heim? Niemand weiß es. Die treuherzige Liebe der Gattin wie später die kindliche Verehrung des Sohnes wußten sie vor den Blicken der Außenwelt zu verbergen und in tiefes Dunkel zu hüllen, damit das Andenken des Gatten und des Vaters nicht getrübt würde. „Es hat wenig zu sagen, setzte der Sohn hinzu, ob die Hand, welche verwundete, unschuldig oder schuldig war; der Schlag war gefallen, und die Wunde hörte lange nicht auf zu bluten und zu schmerzen."

Ihr Gatte konnte sich weder trösten, noch sich selbst verzeihen, die unfreiwillige Ursache ihres Kummers zu sein; er weinte darüber bittere Thränen, und ließ sich mehr als einmal zu ihren Füßen nieder, um ihre Verzeihung zu erflehen. Gütig hob sie ihn dann auf und beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie ihn jetzt nur noch mehr liebe, und daß solche Vorgänge ihr Gelegenheit geboten hätten, seine Tugend und Anhänglichkeit kennen zu lernen.

Erinnert nicht diese bewunderungswürdige Ruhe bei so tiefem Seelenschmerz an das in der Schrift gezeichnete Ideal der starken Frau? Aber wo schöpfte diese männliche Seele so viel Kraft? Ach, wo anders, als zu den Füßen des Heilandes, zu dem sie täglich eilte; wo anders als in der heiligen Eucharistie und im Worte Gottes, womit sie täglich ihre Seele nährte?

Wir lassen hier eine nähere Schilderung ihres inneren Lebens, wie sie selbst es beschrieben hat, folgen.

„Nicht nur, sagte sie, daß mir die göttliche Majestät einen Widerwillen vor allen weltlichen Dingen einflößte, und die Kraft verlieh, das mir auferlegte Kreuz geduldig zu tragen, sondern sie erfüllte auch mein Herz mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach dem öfteren Empfange der heiligen Sakramente. Dort fand ich auch immer wieder meine Stärke, meine Seelenruhe und einen lebendigen Glauben, der meinem Geiste die Wahrhaftigkeit der göttlichen Geheimnisse tief einprägte. Dieser feste Glaube trieb mich zur Ausübung guter Werke an und erzeugte in meiner Seele den Geist des Gebetes, der das Gute, was schon früher die Gnade in mir gewirkt hatte, noch mehr entwickelte. Ich hatte noch mehr Lust und Liebe zum Guten, und je öfter ich die heiligen Sakramente empfing, desto sehnlicher wünschte ich, mich ihnen zu nähern. Ich hatte erfahren, daß ich dort mein Leben und mein höchstes Gut fand, und daß meine Liebe zum Gebete stets zunahm. Schon von meiner Kindheit an

besuchte ich gerne die Predigt, weil ich gehört hatte, daß Gott durch den Mund seiner Prediger zu den Gläubigen spreche. Als ich größer wurde, bewirkte der Glaube, den ich in meinem Herzen trug, vereint mit dem, was ich von diesem göttlichen Worte hörte, den Wunsch, immer mehr davon zu hören. So groß war meine Verehrung für die Prediger, daß, wenn ich einen auf der Straße erblickte, ich in mir die Lust verspürte, ihm nach zu eilen und die Spuren seiner Fußtritte zu küssen. Eine gewisse Klugheit hielt mich davon ab; aber meine Blicke verfolgten ihn, bis er meinen Augen entschwunden war. Nichts dünkte mir erhabener als Gottes Wort, und darum hatte ich eine solche Achtung für jene, denen unser Heiland das Predigtamt übertrug. Wenn ich solchem Worte lauschte, kam mir mein Herz wie ein Gefäß vor, in welches dieses göttliche Wort sich ergoß. Es war dieß keine bloße Einbildung, sondern eine wahrhaftige Wirkung des heiligen Geistes, der aus diesen Predigten sprach, und so durch seine Gnadenfülle auf meine Seele wirkte, daß sie davon überwältigt, sich nur im Gebete Luft machen konnte. Es drängte mich, davon zu reden, weil mein Geist diese Ueberfülle nicht in sich verschließen konnte. Mit Eifer und Andacht redete ich dann zu Gott und meinen Bekannten, und je mehr ich meine Gedanken mittheilte, desto beredter wurde ich. — Einmal während einer Predigt über den heiligen Namen Jesu, den der Geistliche mehrmals wiederholt hatte, erfüllte dieser göttliche Name mein Herz gleich himmlischem Manna, und den ganzen Tag über mußte ich unaufhörlich den Namen Jesu aussprechen. Gott bestärkte mich in meinem Eifer, sein Wort zu hören. Mein Herz war Tag und Nacht so sehr mit Ihm beschäftigt, daß es auf eine innerliche, mir damals noch unbekannte Weise mit dem Heilande verkehrte. Jetzt, da ich mehr Erfahrung im geistlichen Leben gemacht, erkenne ich jene außerordentlichen Gnaden, womit mir die göttliche Liebe damals zuvor kam, und

die reichlichen Segnungen, mit denen Gottes himmlische Güte mich erfüllte, während ich andererseits eben mit schwerem Kreuz beladen war, und in einem Berufe lebte, welcher immer neue Leiden hervorbrachte." —

Nicht absichtslos führte die unsichtbare Hand der göttlichen Weisheit, die alles sicher und liebevoll leitet, die treue Dienerin Gottes auf rauhen und dornigen Wegen, worauf sie ihre Füße so schmerzlich verwunden sollte; aber vor dem Beginn dieses erhabenen Weges, den ihr die Vorsehung von jeher vorgezeichnet hatte, sollten ihre Schritte noch gesichert werden. Die Mutter von der Menschwerdung erkannte später selbst diese Bestimmung Gottes. Ohne ihr Wissen bereitete sie die göttliche Vorsehung schon damals zum apostolischen Leben vor, indem sie durch die Flammen der Trübsal alle irdische Neigung in ihrem Herzen verzehrte, und ihr den Durst nach dem Worte Gottes, sowie das Verlangen und die Fertigkeit verlieh, dasselbe auch andern mitzutheilen.

„Von meiner Kindheit an, schrieb sie später, hat mich, wie mir scheint, Gott zu der Gnade vorbereitet, die ich jetzt besitze. Denn vom Lande meiner Heimath flog mein Geist weg in weit entfernte Gegenden, um dort die heldenmüthigen Thaten derjenigen zu bewundern, die für Christus arbeiteten. Mein Herz fühlte sich schon damals auf außerordentliche Weise mit diesen apostolischen Seelen vereint. Es drängte mich oft unwiderstehlich, jenen nachzugehen, die so eifrig für das Heil der Seelen wirkten; nur Menschenfurcht hielt mich davon zurück. Ich konnte mir diese Regungen nicht erklären, denn ich hatte noch nicht genug Verständniß, um sie zu begreifen. Gott wollte mir erst später, nachdem er mich durch mannigfache Lagen und verschiedene Wege geführt hatte, seinen heiligen Willen kund geben."

Der heilige Geist, der fortwährend durch unaussprechliche Seufzer zu ihrem Herzen sprach, machte ihr auch

seine Absicht erkennbar durch das Organ der sichtbaren Schöpfung. Die Natur schien ihr fortwährend in lieblichen Tönen den Namen des Heilands und die Wunder seiner Liebe zuzuflüstern. Und doch, von allen äußerlichen Dingen, deren sich Gott bediente, um sie zu unterrichten, machte ihr keines einen so tiefen Eindruck, entzückte sie keines so sehr, als die heiligen Ceremonien der Kirche. Indem der heilige Geist ihr diese hochheiligen Sinnbilder unter die Augen führte, wollte er ihr das verborgene Manna entdecken, welches sie enthalten. Er erleuchtete ihren Verstand mit übernatürlichem Lichte und ließ sie deren mystischen Sinn erkennen, und die Beziehungen, welche diese Gebräuche an die Gottheit knüpfen. „Die Bewunderung, welche die Heiligkeit und die Majestät dieser Geheimnisse in meinem Innern hervorrief, stärkte meinen Glauben, vermehrte meine Liebe, und verband mich mit unserm Heilande auf eine ganz außerordentliche Weise. Ich ergoß mich in Danksagungen für die Gnade, die Er mir erwiesen hatte, von christlichen und katholischen Eltern geboren, und zu einer Tochter der Kirche berufen worden zu sein. Je mehr ich diese heiligen Ceremonien der Kirche kennen und verstehen lernte, desto mehr liebte ich sie, ja wenn ich bei Prozessionen nur Kreuz und Fahne erblickte, denen die Gläubigen erfurchtsvoll folgten, so erbebte mein Herz schon vor heiliger Freude."

„In unserm Stadttheile hielt sich einmal eine Abtheilung Soldaten auf, und ich hatte bemerkt, daß sie auf dem Gange zu ihren militärischen Uebungen ihrem Anführer mit der Fahne folgten. Wenn ich später dann das Cruzifix sah, und die Fahnen mit ihren Heiligenbildern, sagte ich zu mir selbst: Siehe, hier mein Oberhaupt! seinem Banner will ich folgen, wie jene Soldaten dem ihrigen. So wohnte ich der Prozession mit großer Sammlung bei, und meine Augen auf das Cruzifix gerichtet, sagte ich bei jedem Schritte:

„Siehe hier mein Herr und mein Meister, ihm will ich folgen!"

„Ich hatte einen so lebhaften Glauben, daß ich in Allem, was in der Kirche vorgeht, mein geistiges Leben und seine Pflege zu finden meinte. Um die heiligen Ceremonien und die Feier des Gottesdienstes besser sehen zu können, beeilte ich mich stets eine der ersten in der Kirche zu sein. Schauen und Hören, dieß war meine Beschäftigung in der Kirche. Eines Tags während einer Frohnleichnamsprozession war mein Herz beim Anblicke des Sakramentes der Liebe so in Gott entzückt, daß ich mich nicht mehr bemeistern konnte. Mein Gang wurde unsicher, meine Augen umschleierten sich, und taumelnd folgte ich dem Zuge."

So viel über das damalige innere Leben Mariens, über eine bedeutungsvolle Veränderung in ihrer äußeren Stellung soll das nächste Capitel Aufschluß geben.

Drittes Kapitel.

Wittwenstand. — Verzückung. — Zurückgezogenheit. — Maria geht zu ihrer Schwester.

Das erste Noviziat unserer Heldin erreicht nun sein Ende. Nachdem sie bisher das Muster einer Gattin war, soll sie bereits das Vorbild einer christlichen Wittwe werden. Seit ihrer Verehelichung waren kaum zwei Jahre verflossen, als Gott die Bande löste, die sie an die Welt ketteten. Ihr Gatte starb und hinterließ ihr ein Kind von sechs Monaten. Dieser Verlust schmerzte sie bis auf's tiefste; denn die Liebe zu ihrem Gatten war eine um so innigere gewesen, als sie in Gott ihren Ursprung gehabt hatte. Der Todesfall ihres Mannes zog auch noch andere Prüfungen, wie Verluste zeitlicher Güter und

Prozesse nach sich; aber der Muth dieser frommen Wittwe war größer als ihre Leiden. Alle Gefühle der Natur unterdrückend, trocknete sie ihre Thränen und unterwarf sich vollständig den Fügungen der Vorsehung. „Obwohl ich deinen Vater zärtlich liebte, schrieb sie später ihrem Sohne, und ich seinen Verlust tief empfand, zerfloß doch meine Seele in Danksagungen, als ich nun wieder meine Freiheit erhalten hatte, und so mein Herz und meine Neigungen ganz Gott weihen konnte. Ich fühlte mich glücklich in meiner Einsamkeit, weil ich nichts zu thun hatte, als fortwährend an Gott zu denken und dich zu seinem Dienste zu erziehen. Nach dem Tode ihres Sohnes fürchtete deine Großmutter so sehr, ich werde sie nun auch verlassen, daß sie einen Monat nachher starb. Ich hätte sie jedoch sicher nicht allein gelassen, denn ich war fest entschlossen, ihr Gesellschaft zu leisten und ihr so weit beizustehen, als deine Erziehung es erlaubte, und es der göttlichen Güte gefallen würde. Jedoch die Vorsehung hatte es zu meinem und deinem Wohle anders gewollt, denn ich wäre dann sicher in die Handelsgeschäfte gezogen worden, und so, weil ich noch sehr jung war, der Gefahr ausgesetzt gewesen, den Weg zu verfehlen, den unser Heiland mir zeigen wollte."

Maria war damals auch wirklich erst neunzehn Jahre alt. Ihre natürlichen Anlagen, ihre hohe Einsicht und besonders die große Tugend, die sie zierte, versammelten bald sehr vortheilhafte Bewerber um sie, die ihr ein größeres Vermögen versprachen, als sie bisher besessen hatte. Von der höchsten Verehrung für sie durchdrungen, unternahmen es auch ihre Bekannten, ihren früheren Wohlstand wieder herzustellen und ihr nach Kräften beizustehen. Die Klugheit schien ihr zwar nicht zu erlauben, diese vom Himmel ihr dargebotene Gelegenheit vorüber gehen zu lassen; allein die Bürde ihres ersten Joches war noch so lebhaft in ihrer Erinnerung, daß sie eine unwiderstehliche Abneigung fühlte gegen alle Anträge, die

ihr gemacht wurden. Diese Abneigung hatte ihren Grund weniger in den Kreuzen, die sie damals zu erleiden hatte, die ihr ja eine kostbare Gelegenheit zur Tugend und zu Verdiensten boten, als vielmehr in dem inneren Trieb, der ihr Herz entzückte und sie drängte, sich ganz von der Welt loszusagen und sich nur an Gott anzuschließen. Trotz der Abneigung, die sie bei dem Gedanken an eine Wiederverehelichung empfand, und die sie schon offen ausgesprochen hatte, ward sie doch eines Tages gar sehr in die Enge getrieben. Von verschiedenen Motiven, die hauptsächlich auf ihre Jugend, auf das kindliche Alter ihres Sohnes, auf die Unsicherheit ihres Vermögens und den Beistand ihrer Freunde gegründet waren, veranlaßt, zögerte sie einen Augenblick über ihre Wahl. Sie stellte sich die Frage, ob sie nicht eher dem Rathe so vieler uneigennütziger Personen, als dem Lichte ihrer eigenen Vernunft folgen sollte. Aber sie kam bald wieder zur Klarheit. Diese Untreue erschien ihr so strafbar, daß sie dieselbe in einer Generalbeicht, die sie später ablegte, zuerst nannte als diejenige Sünde, die sie am meisten bereute, und die sie für die Ursache jener inneren Peinen hielt, die ihr Gott zuschickte. Sie wußte recht gut, daß dieser Fehler an und für sich nicht sehr bedeutend war, aber was ihn ihrem gottliebenden und so treuen Herzen unerträglich machte, war das Bewußtsein, diesen Fehler zu einer Zeit begangen zu haben, da sie bereits mit unvergleichlichen Wohlthaten Gottes überhäuft worden war.

Folgende Vision, die sie dazumal hatte und die sie selbst erzählt, liefert den Beweis für diese außerordentlichen Gnaden. „Nach verschiedenen inneren Anregungen, welche mir die Güte Gottes gegeben hatte, um mich zur wahren Reinheit des Herzens hinzuziehen, die ich nicht aus mir selbst erlangen konnte, weil mir ein Seelenführer mangelte, wollte die göttliche Majestät mich selbst durch einen besondern Gnadenakt aus dieser Unwissenheit

herausreißen und mir den richtigen Weg erkennen lassen. Dieß geschah am Vorabende des Festes der Menschwerdung unseres Heilandes im Jahre 1620. Eines Morgens nämlich, als ich meinen Geschäften nachging, und mich inständigst dem lieben Gott empfahl mit meinem gewöhnlichen Stoßgebetlein: In te Domine speravi, non confundar in aeternum – Worte, die der Glaube an den unfehlbaren Beistand Gottes meinem Herzen eingeprägt hatte — im Augenblick als ich den tiefen Stadtgraben von Tours entlang ging, wurde ich plötzlich innerlich und äußerlich festgebannt. Alle Gedanken an meine Geschäfte entschwanden meinem Gedächtnisse. Dieß geschah durch eine plötzliche Abstraction meines Geistes und ging in meinem Innern so lebhaft und so fühlbar vor sich, daß ich es nicht aussprechen kann. Es öffneten sich die Augen meines Geistes, und alle Fehler, Sünden und Unvollkommenheiten meines Lebens wurden mir insgesammt und einzeln vorgestellt mit einer Deutlichkeit und Klarheit, wie sie nur mittels eines himmlischen Lichtes kommen konnte. In jenem Augenblicke sah ich mich in ein Meer von Blut getaucht, und ich erkannte mit einem Male, daß es jenes Blut war, welches vom Sohne Gottes zur Tilgung meiner Sünden war vergossen worden. Hätte mich nicht die Güte Gottes bei dieser Erscheinung unterstützt, so wäre ich aus Angst gestorben, so abscheulich und entsetzlich erschien mir der Anblick selbst der kleinsten Sünde. Keine menschliche Zunge ist im Stande, das auszusprechen. In der That, übersteigt es nicht die Abscheulichkeit selbst, wenn ein Gott von so unendlicher Herrlichkeit und so unbeschreiblicher Güte, von einem Erdenwurm beleidigt wird! Noch mehr; ein Gott, der Mensch geworden, der gestorben ist, um die Sünde zu tilgen, der sein Blut vergossen hat, um seinen Vater mit uns auszusöhnen; — einen solchen Gott zu beleidigen, dieß ist mehr, als ein Menschenherz fassen kann."

„In diesem Augenblicke fühlte ich mich hingerissen

von Liebe zu Demjenigen, der mir eine so überaus große Barmherzigkeit erwiesen hatte. Mein Herz war jetzt mit der bittersten Reue erfüllt, Ihn beleidigt zu haben. Dieser Pfeil der Liebe war so durchdringend, daß ich mich hätte in die Flammen stürzen können; und was das Unbegreiflichste ist, dieser Liebesschmerz war mir süß. Wie durch einen Zauber hatte diese Liebe meine Seele so mächtig an sich gefesselt, daß sie nun zu Allem zu bewegen war. Meine Seele ihrerseits schätzte sich glücklich, in dieser geistigen Gefangenschaft zu sein. Dieser Liebesdrang rief nicht nur eine schmerzliche Reue in mir hervor, sondern trieb mich auch zur Beichte an. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande verharrte, auch erinnere ich mich nicht, daß sich mein Körper bewegte und äußere Gegenstände meinen Augen sichtbar waren; aber als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich mich auf dem Wege, der von der Anhöhe des Grabens zur Kirche der Feuillantiner führt. Ich befand mich gegenüber der Kapelle dieser ehrwürdigen Väter, die erst damals sich in Tours niederließen, und war glücklich, dort sogleich Gelegenheit zum beichten gefunden zu haben. Ich ging hinein und sah in Mitte der Kapelle einen Pater stehen, der mich zu erwarten schien. Ich redete ihn an, und getrieben vom Geiste, der mich führte, sagte ich ihm. Mein Vater, ich möchte gerne beichten, denn ich habe diese und jene Sünden begangen. Und hierauf bekannte ich ihm alle Sünden, die mir Gott in meinem Innern hatte sehen lassen unter Strömen von Thränen, die der Schmerz, den ich in meinem Herzen fühlte, hervorrief. Mittlerweile hatte sich eine Dame in meine Nähe vor den Altar gekniet, und konnte demnach leicht Alles hören, was ich sagte, denn ich sprach ziemlich laut; aber ich war nur darauf bedacht, denjenigen zu versöhnen, den ich beleidigt hatte. Nach meinem Sündenbekenntniß bemerkte ich, daß der Priester sehr erstaunt war über meine ungewöhnliche Art mich auszudrücken. Er sagte mir sanft und

liebevoll: Gehen Sie jetzt fort, meine Tochter, und finden Sie sich morgen in meinem Beichtstuhl wieder ein. Ohne weiter darüber nachzudenken, warum er mir die Absolution nicht gegeben hatte, zog ich mich zurück. Am andern Tage suchte ich ihn in frühester Morgenstunde in seinem Beichtstuhle wieder auf, wiederholte was ich ihm Tags zuvor gesagt hatte, und darauf erhielt ich die Lossprechung. Da mir die Vorsehung diesen guten Pater zum Beichtvater bestimmt hatte, nahm ich auch keinen anderen, so lange er in Tours blieb. Er hieß Franciscus vom heiligen Bernhard. Was mir geschehen war und was meinen Geist beschäftigte, sagte ich ihm nicht, da ich noch immer glaubte, daß man seinem Beichtvater außer den Sünden nichts sagen dürfe. Länger als ein Jahr war ich dieser Meinung. Aber als ich einmal von einer frommen Jungfrau hörte, daß ich keine Bußübungen unternehmen dürfe ohne Erlaubniß meines Beichtvaters, öffneten sich mir die Augen. Auf meine Bitten hin erlaubte er mir, mich zu geißeln und einen Bußgürtel zu tragen. Er schrieb mir dann die Zeit vor, die ich für den Empfang der heiligen Sakramente einhalten sollte, und bestimmte dazu den Donnerstag und alle Sonn- und Feiertage. Ich kehrte wie umgewandelt in meine Wohnung zurück, so daß ich mich selbst nicht mehr kannte. Bisher hatte ich mich für vollkommen, für ganz schuldlos und fromm gehalten; nachdem mir aber unser Heiland die Augen geöffnet hatte, sah ich mich im rechten Lichte, und bekannte meine Ungerechtigkeit." —

Die fromme Dienerin des Herrn betrachtete die erwähnte Vision immer als eine der größten Gnaden Gottes. Von diesem Augenblicke an faßte sie den unwiderruflichen Entschluß, die Welt, ihre Sorgen und ihre Hoffnungen zu vergessen; sich ganz in Gott zu versenken, und nur mehr von seiner Liebe zu leben.

Der Weg, auf dem sie die wunderbare Eingebung gehabt hatte, führte den hohen Graben der alten Stadt

entlang; allein seltsamer Weise befand sie sich, als sie wieder zu sich kam, in einer ganz andern Straße der Stadt, an der Kirche der Feuillantiner. Gott wirkte dieses Wunder, um sie auf die Fährte zu bringen, worauf sie die Vollendung jener Gnaden erhalten sollte, die ihr bisher erzeigt worden waren.

„Ich habe später den Ort betrachtet, sagt ihr Sohn, wo dieses Wunder geschah; derselbe hat sich aber sehr verändert durch verschiedene Gebäude, die dort aufgeführt wurden. An der Stelle selbst, wo meine Mutter so wunderbar aufgehalten wurde, ist nun ein sehr schöner Springbrunnen, der den Garten des bischöflichen Palastes ziert."

Die Wirkung der göttlichen Gnade war so mächtig in Maria, daß während mehr als einem Jahre der Eindruck vom Blute unseres Heilandes ihrem Geiste eingeprägt blieb. Zugleich erfüllte sie ein himmlisches Licht, welches sie die geringste Unvollkommenheit entdecken ließ, und sie seufzte nach einer noch größeren Zurückgezogenheit als der, in welcher sie bis dahin lebte.

Nachdem Maria ihre Dienstboten entlassen hatte, zog sie in das Haus ihres Vaters. Dort bewohnte sie ein Gemach im obersten Stocke, um da die vollkommenste Einsamkeit zu genießen. Ihr Zimmer führte auf eine kleine Gallerie hinaus, die sie unbeobachtet betreten konnte und an deren Ende sie ein kleines Oratorium errichtete. Vor dem Altare dieses Heiligthums verweilte sie stundenlang in andächtigem Gebete und erhob ihr Herz zu Gott, wie ein süßduftendes Brandopfer. „Ich war wie die in ihr Nest zurückgezogene Turteltaube und erfuhr die Wirkung der Worte: Ich werde sie in die Einsamkeit führen und da zu ihrem Herzen reden." Dabei vergoß sie reichliche Thränen, namentlich wenn sie an die Zeit zurückdachte, da sie nicht so innig mit Gott gelebt zu haben glaubte, als sie von ihrer Kindheit an hiezu

angetrieben ward. Zu Gebet und Thränen fügte sie noch außer dem Bußkleide und der Geißel andere empfindlichere Uebungen. Um diese Zeit gab sie den Gebrauch der gewöhnlichen Wäsche auf und trug nur mehr Sarsche. Während der Zwischenzeit ihrer Gebete beschäftigte sie sich mit Stickarbeiten, die sie mit bewunderungswürdiger Fertigkeit auszuführen verstand. Diese Beschäftigung zog sie jeder anderen vor, weil sie dabei in ihrer Einsamkeit bleiben konnte, ohne Seele und Geist von Gott abwenden zu müssen. Sie verbrachte, erst zwanzig Jahre alt, ein ganzes Jahr in dieser vollkommenen Abgeschiedenheit von der Welt. Bis zum Alter von zwei Jahren war ihr Sohn einer Pflegerin übergeben worden; dann nahm ihn seine Mutter zu sich, um ihm die ersten Keime der Tugend einzupflanzen.

Obwohl schon nach dem ersten Jahre die Nächstenliebe sie nöthigte, ihre Einsamkeit zuweilen zu verlassen, so zog sie sich doch während vier Jahren jeden Abend zurück und auch unter Tags, soweit es ihre Beschäftigungen erlaubten. Trotz des zarten Alters ihres Sohnes machte das engelgleiche Leben, welches sie führte, einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er während seines ganzen Lebens mit Entzücken daran dachte. Als einziger Zeuge dieses himmlischen Lebens war er, ohne es zu wissen, von einer leuchtenden Atmosphäre umgeben; und die Nähe Gottes wurde ihm so zu sagen sichtbar im heiligen Ernste, in der Bescheidenheit und Geistes-Sammlung seiner Mutter, sowie in jenen flammenden Seufzern, die ihr die göttliche Liebe auspreßte.

Maria vergaß über dem Gebete nicht, auch die Werke der Barmherzigkeit und der Demuth auszuüben. Beraubte sie auch der Verlust ihres Vermögens der Freude, reichliches Almosen zu spenden, so entdeckte ihre erfinderische Wohlthätigkeit doch andere Hilfsquellen: sie suchte Arme und Kranke, die mit Wunden und Geschwüren bedeckt waren, auf und ließ sie zu bestimmten

Stunden des Tags zu sich kommen, um sie zu pflegen und ihnen heilende Mittel zu geben. Darauf führte sie diese Aussätzigen, in welchen sie Jesus Christus selber erblickte, in ein Zimmer, bat sie, sich niederzusetzen, und sich vor sie hinknieend, wusch, reinigte und verband sie ihre Wunden. Um den üblen Geruch dieser Geschwüre mehr empfinden zu können, brachte sie ihr Gesicht möglichst nahe an dieselben.

Nachdem sie so ein Jahr in Einsamkeit und in thätiger Nächstenliebe verbracht hatte, zog sie sich zu einer ihrer Schwestern zurück, die sie gebeten hatte, die Bürde eines großen Hauswesens mit ihr zu theilen. Maria hatte unter der Bedingung eingewilligt, daß sie ihren religiösen Uebungen frei nachkommen dürfe. Indem Gott ihre Inbrunst und Andacht beim Gebete von jetzt an noch vermehrte, ließ Er sie erkennen, daß ihr Opfer Ihm wohlgefällig sei. In der Anleitung zu einem frommen Leben vom heiligen Franz von Sales fand sie große Erleuchtungen über das innerliche Leben, besonders über ein Gelübde, zu welchem sie der Heiland schon längst angetrieben hatte. Sie theilte diese Absicht ihrem Beichtvater mit, der ihr nach dreimonatlicher Prüfung erlaubte, das Gelübde ewiger Keuschheit abzulegen.

Von da an trug sie ein Bußkleid, als Zeichen ihrer gänzlichen Lossagung von der Welt. Damit machte sie den Bitten ihrer Verwandten und Freunde bezüglich einer Wiederverehelichung für immer ein Ende. Gerade diese Vorschläge, auf die mannigfachsten Gründe gestützt, waren in jüngster Zeit dringender als je gekommen. Bei so gefährlichen Aufforderungen fürchtete Maria, noch einmal schwankend zu werden und sich der ungewöhnlichen Gnaden, mit denen Gott sie überhäuft hatte, untreu zu zeigen. Um also entschieden allen ferneren Anerbietungen den Weg abzuschneiden, setzte sie durch das Gelübde ewiger

Keuschheit, das sie mit einundzwanzig Jahren ablegte, ein unüberwindliches Hinderniß zwischen sich und die Welt.

Bisher hatte sie den ehrwürdigen Pater Franciscus vom heiligen Bernhard als Seelenführer gehabt; als dieser aber abberufen wurde, übergab er ihre Leitung seinem Nachfolger dem Superior der Feuillanten. Pater Raymund war ein sehr geistreicher erfahrener Seelsorger. Er befragte sie ausführlich über die Zustände ihrer Seele und über ihr ganzes damaliges Leben, und regelte dann jede ihrer Handlungen. Kurz vorher war ihr ein Buch in die Hand gekommen, welches eine wahre Anleitung zum innerlichen Gebete zu geben versprach, und das die Gefahren zeigte, wie man auf einem andern Wege in die Schlingen des Teufels fallen könne. Seitdem sie dieses Buch gelesen, hatte sie diese neue Methode beobachtet, statt über die Geheimnisse unseres Heilandes in ihrer gewöhnlichen Weise nachzudenken. Sie wollte jetzt, wie sie sich selbst ausdrückt, „mit einem Blicke und durch innere Anschauung betrachten." Vom lebhaftesten Wunsche beseelt, das Rechte zu finden, strengte sie sich so sehr an, daß sie bald die heftigsten Kopfschmerzen empfand. Gott belohnte ihren guten Willen, indem er ihr eine große Ruhe des Geistes und jene Wonne des inneren Friedens gewährte, welche seine heilige Gegenwart mit sich zu bringen pflegt. Sobald sie indeß ihrem Beichtvater diese neue Art zu betrachten mitgetheilt hatte, befahl er ihr, sogleich diese Methode aufzugeben, und sich gänzlich dem Geiste Gottes zu überlassen, der bisher ihre Seele geleitet hatte.*) Kaum hatte sie wieder ihre erste Gebets-

*) Man ersieht aus den Schriften der heiligen Theresia, daß auch sie in dieselbe Täuschung verfallen, und auf dieselbe Art davon befreit worden war, wie die Mutter von der Menschwerdung. Die Heilige drückt sich darüber auf folgende Weise aus: „Da die Betrachtung völlig übernatürlicher Natur und das Werk des Heilandes ist, so kann die Seele nicht durch sich selbst zum Betrachten gelangen; hat sie sich aber mehrere Jahre selber

weise aufgenommen, fühlte sie sich auch schon erleichtert; und obwohl ihre heftigen Kopfschmerzen sie zwei Jahre hindurch unaufhörlich peinigten, so eilte sie doch mit raschen Schritten voran auf dem Wege der Vollkommenheit, der sich unter der Leitung ihres neuen Seelenführers täglich mehr vor ihren Augen erweiterte. Immer leb-

---

gereinigt, und ist sie durch die Gnade Gottes erleuchtet worden, so wird es ihr möglich, sich zur Betrachtung dadurch zu erschwingen, daß sie ihre Gedanken von allen Geschöpfen abzieht und sie demüthig zum Schöpfer erhebt. Manche Bücher empfehlen jedes äußere Bild zu vermeiden und sich zur reinen Betrachtung der Gottheit zu erheben. Solche Bücher bezeichnen alles, was in die Sinne fällt, selbst die Menschheit Jesu Christi nicht ausgenommen, als ein Hemmniß beim Betrachten. ..... Da dasselbe ein rein geistiges Werk ist, so ist alles, was in die Sinne fällt, nach diesen Verfassern eine Schwierigkeit und ein Hinderniß; nach ihrer Meinung muß man sich gleichsam in eine Festung flüchten, die auf allen Seiten von Gottes Geist umgeben ist. Das scheint mir aber nur in manchen Fällen gut zu sein; denn sich gänzlich von Jesus Christus zu entfernen, den Leib des Gott-Menschen unter unser Elend zu rechnen, ihn auf die Stufe der Geschöpfe zu setzen, diesen Gedanken kann ich nicht ertragen .... Ich will nur erzählen, wie Gott meine Seele aus der Gefahr errettete, in welcher ich mich befand, weil ich das befolgen wollte, was ich hierüber gelesen hatte .... Wäre ich bei dem geblieben, was in jenen Büchern steht, so wäre ich wohl schwerlich dahin gekommen, wo ich jetzt bin. Meiner Ansicht nach waren jene Anweisungen zum Betrachten eine Täuschung. Vielleicht ist aber der Irrthum auf meiner Seite, darum erzähle ich nur, was mir geschah."

Nachdem die heilige Theresia sodann zugegeben hat, daß sie eine große Wonne bei der in diesen Büchern vorgeschriebenen Methode fühle, setzt sie hinzu: „Da ich den Nutzen und die Freude davon empfand, so würde mich Niemand mehr zur heiligen Menschheit unseres Heilandes zurückgebracht haben, in deren Betrachtung ich wirklich ein Hinderniß meines Seelenaufschwunges zu finden glaubte. O Heiland meiner Seele und mein höchstes Gut, gekreuzigter Jesus — ich erinnere mich nie ohne Schmerz dieser meiner irrigen Meinung! Ich betrachte sie jetzt als eine Art von Verrath, dessen ich mich diesem göttlichen Meister gegenüber schuldig gemacht habe. War auch meine Unwissenheit allein die Ursache davon, so konnte ich sie doch nie genug beweinen; ich war ja mein ganzes Leben unserm Heilande

hafter sehnte sie sich nach Leiden und Demüthigungen, und sie war am Ziele ihrer Wünsche, als sie sah, daß ihre neue Stellung bei ihrer Schwester ihr häufige Gelegenheit dazu darbot. Auch wartete sie nicht, bis man ihr irgend eine Arbeit anwies; sie wählte sich selbst das beschwerlichste und demüthigendste, nämlich die Arbeit der Dienstboten und den Küchendienst. Da sie sorgfältig ihre natürlichen Anlagen verbarg, so gab Gott zu, daß man sie zu keiner anderen Beschäftigung für fähig hielt, und daß selbst die Dienstboten, die ihr Schweigen, ihre Sanftmuth und ihren Gehorsam mißbrauchten, sich eine Art von Autorität und Herrschaft über sie anmaßten.

Allein dieses befremdende Betragen ihres Schwagers und ihrer Schwester ihr gegenüber, weit entfernt, sie mür-

---

ergeben gewesen .... Glücklicher Weise war ich nur sehr kurze Zeit auf diesem verkehrten Wege, und immer kam ich wieder zu meiner alten Gewohnheit zurück, meine Freude bei dem guten Heiland zu suchen, besonders wenn ich communicirte. Ich würde gerne stets sein Bild vor Augen gehabt haben, da es nicht immer so meiner Seele eingeprägt war, wie ich es gewünscht hätte. O mein liebster Heiland, war es mir denn möglich, nur eine einzige Stunde lang zu glauben, Du könntest mir ein Hinderniß sein bei der Betrachtung des höchsten Gutes? Und woher kam mir alles Gute, wenn nicht von Dir? Ich will nicht glauben, daß ich eine Sünde dabei beging, denn ich empfinde einen zu lebhaften Schmerz darüber, ja sicherlich war es nur Unwissenheit. Auch warst Du mir bald mit Deiner Hilfe nahe, und in Deiner Güte schicktest Du mir Personen, um mich aus meinem Irrthum heraus zu reißen. Du hast noch mehr gethan und bist mir oft sichtbar erschienen. Und dieß alles thatest Du nur, um mir die Größe meines Irrthums klar und deutlich zu zeigen; um durch mich auch andere zu belehren und auch durch diese meine Schriften es offenbar zu machen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß diese falsche Ansicht oft die Schuld daran trägt, wenn einige Seelen, die bis zur Gebetsvereinigung gelangt sind, keine weiteren Fortschritte mehr machen, oder zu keiner vollkommenen Geistesfreiheit gelangen können."

Aus dem Leben der hl. Theresia, von ihr selbst beschrieben. 22. Kapitel.

risch und bitter gegen dieselben zu stimmen, trug nur dazu bei, ihr die neue Stellung immer lieber zu machen. So oft Verachtungen und Demüthigungen ihr begegneten, glaubte sie neue Schätze gefunden zu haben. „Ich war," sagte sie, gewissermaßen die Magd der Dienstboten meines Schwagers und meiner Schwester. Hatte ich zuweilen auch sechs bis sieben Kranke zu pflegen, so ließ ich nicht zu, daß Andere sich um dieselben bekümmerten; selbst die niedrigsten Dienste wollte ich eigenhändig thun; aber ich verrichtete sie im Verborgenen, so daß, wenn die Dienstboten kamen, sie ihre Arbeit schon vollendet fanden."

So verfloß das Leben dieser Dienerin Gottes während der ersten drei oder vier Jahre, die sie bei ihrer Schwester verbrachte; Jahre der Freude und des Glücks für sie, denn in Mitte dieses Lebens der Erniedrigung und bei so demüthigenden naturwidrigen Beschäftigungen machte die göttliche Liebe, die ihre Seele erfüllte, sie dennoch unbeschreiblich glücklich. Ihre Freude bei Demüthigungen war so groß, daß sie ihr selbst Gewissenszweifel verursachte. Sie glaubte, dieß ihrem Seelenführer eröffnen zu müssen, in der Furcht, dabei eine Sünde oder Unvollkommenheit begangen zu haben. Leiden liebte sie so sehr, daß, wenn sie am Herde beschäftigt war, sie sich manchmal absichtlich brannte, indem sie der göttlichen Liebe gedachte, von der sie verzehrt zu sein wünschte. So viel Heldenmuth und Standhaftigkeit bei Demüthigungen, so viel Verlangen nach Leiden, eine so seltene Treue für die Gnaden des Himmels, konnten nicht verfehlen, himmlische Gaben in Fülle auf sie herabzuziehen. Gott verlangt ja die Liebe seines Geschöpfes nur, um es mit seinen Wohlthaten zu überhäufen. Und sobald die Seele mit der Gnade wirkt, zieht letztere tausend andere Gnaden nach sich. Durch die Wirkung einer ganz besonderen Gnade führte sie die göttliche Majestät in eine neue Phase der Vollkommenheit, indem Er ihr den erhabensten Begriff der Reinheit einflößte, mit welcher eine Seele geziert sein muß

um würdig zu werden, an der himmlischen Hochzeit Theil zu nehmen.

„Eines Tages, berichtet sie, als ich innerlich sehr gesammelt vor dem Allerheiligsten betete, erschien mir Gott wie ein großes Meer, welches alle Todten und alles Unreine auswirft. Er gab mir dadurch zu erkennen, daß er von mir eine überaus große Reinheit des Herzens verlange. Hierauf empfand ich ein solch ungewöhnliches inneres Zartgefühl, daß mir die geringste Unvollkommenheit wie die furchtbarste Unreinheit vorkam, welche meine Seele von einem so heiligen Gott trennte. Aus Furcht, mein Inneres mit dem Schmutze der Sünde zu beflecken, und dadurch unwürdig zu werden, ganz Gott anzugehören, sehnte ich mich darnach, mich ganz und gar in dieses große Meer zu versenken. Ich wiederholte unaufhörlich: „O Reinheit, o Reinheit, o großes Meer der Reinheit — verbirg mich in Deinem Schooße! Nichts vermochte mich zu zerstreuen, und es schien mir, als habe mich dieses unendliche Meer überfluthet, so daß alles Andere vor meinen Augen verschwand.“ Die unerschütterlichste Demuth, verbunden mit der vollkommensten Selbstverläugnung dieß waren die beiden Flügel, mit denen diese Taube des Heilands zu Höhen gelangen konnte, die das Auge kaum zu erreichen vermag, und deren übernatürlichen Glanz sie allein uns beschreiben kann. —

Viertes Kapitel.

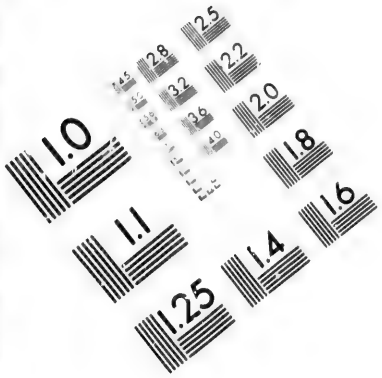
Offenbarung der mystischen Vereinigung.

Der Herr ist wunderbar in allen Werken der Schöpfung, wunderbar im kleinsten Atome, welches unserem Auge nicht mehr erkennbar ist, wie im gewaltigen Weltkörper, der in den unergründlichen Höhen des Himmelsgewölbes rollt, wunderbar im Brausen des Meeres, wenn es seine schäu-

menden Wogen erhebt, wunderbar in den Höhen der riesenhaften, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, deren jungfräuliche Farbe nie durch die Fußstapfen der Menschen getrübt wurde, deren feierliche Stille durch den Adler allein in seinem herrlichen Fluge zuweilen gestört wird; — aber noch ungleich wunderbarer ist der Herr in seinen Heiligen, wenn Er über sie die blendenden Fluthen seiner Gnaden ausgießt, wenn Er sie verklärt und so zu sagen vergöttlicht, sie in den Ocean des Lichtes taucht, welches ihrem Auge unbekannte Fernen entschleiert, und sie verzückt in der Anschauung seiner ewigen Herrlichkeit. Das Leben der seligen Mutter von der Menschwerdung wird uns ein staunenswerthes Beispiel dieser verschiedenen Wirkungen der Gnade bieten. Aber lassen wir sie selbst reden, denn sie allein wird Worte finden, um so übernatürliche Dinge beschreiben zu können.

„Sobald die göttliche Majestät mir die Gabe des Gebetes mitgetheilt hatte, erfüllte sie mich auch mit ihrer heiligen Gegenwart. Das war es, was mich unterstützte und mich in einer fortwährenden Vertraulichkeit mit unserem Heilande erhielt. Obwohl dabei mein Geist diesen liebenswürdigen Heiland als Gottmenschen betrachtete, so hatte doch meine Einbildungskraft keinen Theil daran; denn Alles ging im Verstande und im Willen auf höchst geistige Weise und mit einer vollendeten Reinheit vor sich. Ich fühlte manchmal innerlich die unmittelbare Nähe des Heilands, und dieser Umgang mit Jesus Christus war so lieblich und so göttlich, daß ich keine Worte finde, dieß zu schildern. In diesem Zustande war Alles, was in meiner Seele vorging, ganz geistig, und Gott gab ihr zu verstehen, daß Er ihr jede körperliche Stütze entziehen wolle, um sie ganz unabhängig zu machen. Denn bis dahin war meine Seele vom sinnlich Anschaulichen unterstützt und vom Ueberfluß erfüllt gewesen, der aus der

heiligen Menschheit unseres Heilandes ausströmt. Die Süßigkeit dieser göttlichen Gegenwart trieb mich zu dem Ausrufe: Dein Name ist ein ausgegossener Wohlgeruch. Die erste Annäherung des göttlichen Bräutigams erfüllt das Herz mit sanfterem Jubel als jede andere Seligkeit, sie entlockt dem Auge reichliche Thränen, die kostbarer sind als alle erdenklichen Schätze. Ich habe gesagt, daß die Seele, indem sie sich zu einem so erhabenen Stande berufen fühlt, nicht weiß, wohin man sie führen will: sie fühlt sich nur hingezogen zu himmlischen Dingen, die sie aber weder kennt, noch begreifen kann; sie überläßt sich jedoch ganz Gott, indem sie keinen andern Weg einschlagen will, als den von Gott ihr angewiesenen. Darauf erschloß sich mein Geist einem neuen Lichte, worin sich mir Gott als ein großes weites Meer zeigte, welches nichts Unreines dulden kann. Dieses Licht brachte außerordentliche Wirkungen in meiner Seele hervor, und ich sah dann, welch unendlicher Unterschied zwischen der Reinheit des menschlichen Geistes und derjenigen ist, welche zur Vereinigung und Gemeinschaft mit Gott erforderlich ist. O mein Gott, wie viel Unreines muß noch gereinigt werden, um an das Ziel zu gelangen, nach welchem die von der Liebe ihres höchsten und einzigen Gutes erfüllte Seele so inbrünstig und anhaltend strebt! Denn der Geist Gottes ist ein unerbittlicher Richter. Uebrigens ist der Zustand, von welchem ich spreche, nur der erste Schritt zur Vollkommenheit, und die Seele, die diese Stufe erreicht hat, kann jeden Augenblick wieder fallen. Ich erzittere, wenn ich daran denke, wie treu und beharrlich der Mensch sein muß. Diese Mitwirkung mit der Gnade ist eben so unumgänglich nothwendig, wie die vollständigste Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung und in die Leitung eines frommen Seelenführers, dessen Befehle man blindlings befolgen muß. O mein Gott! Wie gerne würde ich die Wichtigkeit dieses Punktes laut verkünden, denn er führt die Seele zur wahren Einfalt, welche



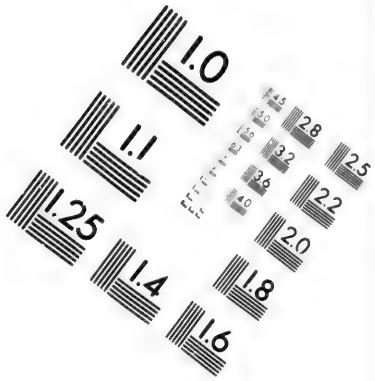
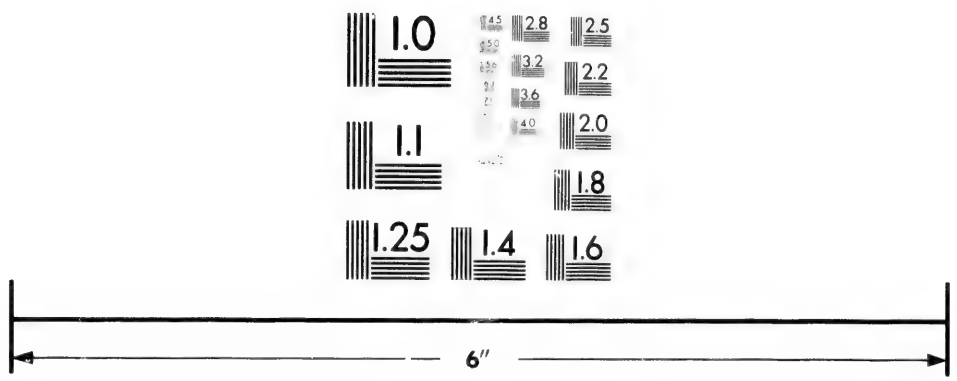
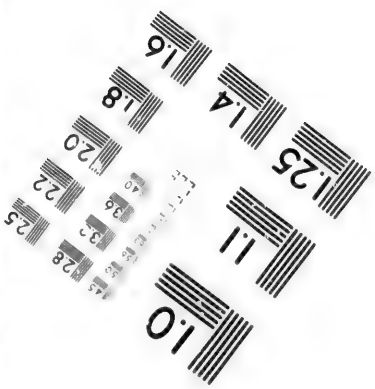
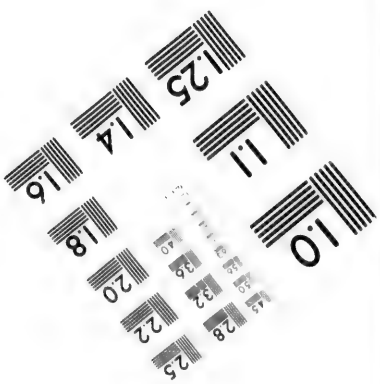


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

der Grund aller Heiligkeit ist." — Diese Darstellung enthält die zwei hauptsächlichsten Momente der inneren Vollkommenheit unserer Heiligen: die Reinheit der Seele und die Gegenwart Gottes. Ihre Reinheit war der Art, daß sie fortwährend in der Vollkommenheit wuchs, wie das Tageslicht, welches von der Morgendämmerung bis zum vollen Mittag unaufhörlich zunimmt. Was die Gegenwart Gottes betrifft, so war dieselbe nicht ein einfaches Festhalten ihres Geistes an der heiligen Menschheit des Heilandes, sondern ein Verhältniß heiliger Liebe, so daß Geist und Herz unzertrennlich miteinander vereint waren. Nachdem Gott ihr die großen Vortheile geoffenbart hatte, welche sie aus der Entziehung der fühlbaren Gnaden schöpfen konnte, setzte sie mit erneuertem Eifer dieses Leben der Aufopferung fort. Besonders übte sie die Tugenden der Demuth, der Sanftmuth und der Wohlthätigkeit gegen den Nächsten; und mit Riesenschritten eilte sie auf dieser Laufbahn voran. Gott belohnte auch bald diese Opferwilligkeit, indem er ihr die Gabe der Wissenschaft mittheilte, wodurch ihr die Beziehungen der Geschöpfe zum Schöpfer und der Zweck ihrer Erschaffung klar gemacht wurden. In ihnen sah sie Gott wie durch einen durchsichtigen Schleier, aber auf eine über die Materie so sehr erhabene geistige Weise, daß der himmlische Strahl, welcher dieselben durchzog, ihr ohne die mindeste Trübung zukam. Ihre Contemplation, weit entfernt, sie zu zerstreuen, war vielmehr für sie wie eine Jakobsleiter, auf welcher sie sich fortwährend vom Geschöpfe zum Schöpfer erhob.

Jedoch sollte dieses außerordentliche Privilegium nur das Vorspiel zu einer weit erstaunlicheren Gnade sein. Seit einiger Zeit hatte sie sich zu einer noch erhabeneren Stufe hingezogen gefühlt, und obwohl sie sich für das erbärmlichste und verachtungswürdigste Geschöpf hielt, so strebte sie doch darnach, Gott in einer ganz übernatürlichen Weise zu besitzen, in einer Weise, die ihr zwar noch nicht

geoffenbaret worden war, wovon sie aber bereits eine Ahnung hatte. Dieser geheimnißvolle Zustand war die geistige Verbindung mit Gott; und diese hocherhabene Eigenschaft die einer Braut Gottes. Zugleich erkannte sie aber auch, daß ihre Seele noch nicht hinreichend mit all jenen großen Tugenden geschmückt war, die eine so hohe Würde erheischte. Darum waren ihr keine Bußübungen zu streng, kein Opfer war ihr zu schwer, um das Herz ihres himmlischen Bräutigams zu gewinnen. Sie wußte jedoch recht gut, daß sie dieses Glück nur von der reinen Güte Gottes und einem Uebermaße seiner Freigebigkeit zu erhoffen habe. Ihren Körper wie einen Sklaven behandelnd, überhäufte sie ihn mit Abtödtungen aller Art, bedeckte ihn mit den rauhesten Bußgewändern, folterte ihn mit Ketten und verbrachte einen Theil der Nacht mit unbarmherzigen Geißelungen. Sie schlief nur auf Holz, ohne jede andere Bedeckung, als der eines Haarhemdes, auch erlaubte sie ihrem Körper nur so viel Schlaf, als zur Erhaltung des Lebens durchaus nothwendig war. Nicht zufrieden mit ihren ermüdenden häuslichen Arbeiten, und den Anstrengungen, die sich daran knüpften, erfand sie fortwährend neue Leiden, und bat selbst eine ihrer Vertrauten, sie grausam zu schlagen. Der Bußgeist, der ihre Seele beherrschte, befahl ihr sogar eines Tages, ihrem Seelenführer von Neuem alle ihre Sünden und Unvollkommenheiten zu entdecken. Sie schrieb ihr ganzes Sündenbekenntniß nieder, und nachdem sie es mit ihrem Namen unterzeichnet hatte, beschwor sie ihren Führer unter einem Strom von Thränen, er möge es doch an der Kirchenthüre anschlagen, damit alle Leute ihre Vergehen gegen Gott wüßten. Ihr Beichtvater wies sie wiederholt mit strengen Worten zurück; als er aber bemerkte, daß diesen Thränen keine natürliche Ursache zu Grunde lag, sondern daß sie aus der Wunde floßen, die ihr die himmlische Liebe geschlagen hatte, nahm er stillschweigend das Papier und übergab es den Flammen.

So viele Seufzer und Thränen mußten die Blicke des göttlichen Meisters auf seine Dienerin lenken. Eines Tages, als sie mit dem Heilande innig verkehrte und ihr Herz mit unbeschreiblicher Sehnsucht dieses Glückes (einer Verbindung ihrer Seele mit Gott) gedachte, sprach Jesus Christus deutlich folgende Worte zu ihr: Sponsabo te mihi in fide, sponsabo te mihi in perpetuum. Ich werde mich im Glauben mit dir vermählen, ich werde mich für immer mit dir vermählen. Das Versprechen einer so wunderbaren Vermählung brachte sie ganz außer sich, sie war entzückt und wie in eine neue Sphäre versetzt. „Statt daß der Geist Gottes sanft und milde in mich einzog, fühlte ich mich plötzlich, ohne irgend einen inneren oder äußeren Akt der Devotion zuvor machen zu können, mächtig und gewaltig zu Ihm hingedrängt. Wollte ich beten, sah ich mich genöthigt, einen verborgenen Ort aufzusuchen. Ich mußte mich setzen oder anlehnen, um nicht vor allen Leuten zusammenzufallen. Ich hatte das Gefühl, als sei ich ganz in Gott versenkt und aller Kraft beraubt, etwas zu thun. So verbrachte ich eine bis zwei Stunden. Als ich wieder zu mir kam, war ich ganz erstaunt, in meinem gewöhnlichen Gespräche mit Gott begriffen zu sein, wobei ich mit aller Seelenruhe mit unserem Heilande auf eine innigere und mächtigere Art als je zuvor verkehrte."

Diese neue Vision bewirkte, daß sich die fromme Wittwe immer mehr mit Gott und dem menschgewordenen Heilande vereinte. Die sie verzehrende innere Flammengluth war oft so stark, daß sie die Fähigkeit verlor, irgend etwas zu lesen oder ein mündliches Gebet zu verrichten. Wollte sie z. B. den Rosenkranz beten, so benahm ihr diese außergewöhnliche Inbrunst das Wort und hinderte sie, fortzufahren. Einen großen Theil des Tages verbrachte sie in der Zurückgezogenheit, damit beschäftigt, die Dienstbotenzimmer zu ordnen, um so ungestört mit Jesus

Christus verkehren zu können. Andere Male wieder ahmte sie im Ausdrucke ihrer Begeisterung die Braut im hohen Liede nach, indem sie die Lobsprüche und Vollkommenheiten ihres Vielgeliebten besang, um ihrem vor Liebe überfließenden Herzen Luft zu machen. Und wenn sie sich lange in Dankeshymnen ergangen hatte, nahm sie die Feder zur Hand und setzte schriftlich das in ihren Liedern begonnene Brautlied fort.

Fünftes Kapitel.

Neigung zum klösterlichen Leben. — Strengere Bußübungen. — Innere Trostlosigkeit.

Nach vier Jahren dieses demüthigen Lebens, welches Maria in dem Hause ihres Schwagers führte, suchte ihr Beichtvater, der ehrwürdige Pater Raymund vom heiligen Bernard, dieser langen Prüfung ein Ende zu machen. Er öffnete ihren Verwandten die Augen über ihr befremdendes Betragen und stellte ihnen vor, daß Maria, weit entfernt, diese schmähliche Behandlung zu verdienen, vielmehr ihre ganze Dankbarkeit beanspruchen könne. Zugleich machte er sie aufmerksam auf die Vortheile, die sie aus ihrer natürlichen Geschicklichkeit für ihre Geschäfte ziehen könnten.

Ihr Schwager versah die Stelle eines Kommissärs für den Waarenhandel in ganz Frankreich, und außerdem war er Offizier der Artillerie. Diese beiden Stellen boten ihm Anlaß zu vielen andern Geschäften, so daß er genöthigt war, eine große Anzahl von Dienerschaft zu halten; denn um Allem pünktlich nachkommen zu können, und von Niemanden abhängig zu sein, unterhielt er im eigenen Hause alles, was er an Leuten wie an Pferden und Wagen benöthigt war. Unvermögend, so vielen

Anforderungen zu genügen, bat er unsere fromme Wittwe, einen Theil seiner Last zu übernehmen. Schließlich übergab er ihr die Führung des ganzen Haushaltes. Ohne frühere Dienstleistungen zu unterlassen, die ihrer Demuth zu theuer waren, unterzog sich Maria aus Gehorsam dieser neuen von der Nächstenliebe ihr auferlegten Lebensweise. Die Unruhe und Verwirrung dieser unzähligen Geschäfte hinderten sie nicht einen Augenblick an ihren frommen Betrachtungen. Selbst in Mitte des Getümmels war ihr Geist fortwährend in Gott vertieft. Sie verbrachte oft ganze Tage in einem als Magazin verwendeten ehemaligen Stalle, verkehrte beständig mit Dienstboten und Fuhrleuten und einigen sechzig Pferden; um Mitternacht war sie zuweilen am Quai zu finden, wo sie Schiffwaaren auf- oder abladen ließ. Jedoch nichts vermochte sie zu zerstreuen. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen, glaubte man, ihr Geist sei ganz allein nur bei ihrer Arbeit. Sie genügte in Allem und befriedigte alle auf wunderbare Weise. Man hätte dabei an einen jener himmlischen Geister denken können, von denen man sagt, daß sie über die Harmonie der Welt wachen, ohne jemals aufzuhören, das Antlitz des himmlischen Vaters zu schauen.

„Nicht selten, sagt Maria, war ich so sehr mit Geschäften überladen, daß ich mir kaum zu helfen wußte. Dann wandte ich mich zu Gott, meiner gewöhnlichen Zuflucht, und sagte zu Ihm: Meine Liebe, es ist nicht möglich, daß ich dieß alles leiste, aber thue Du es für mich. Mein Vertrauen auf Gott machte mir Alles leicht, und ich blieb ebenso ruhig, als wenn ich in der größten Einsamkeit gewesen wäre. Zuweilen zog ich mich vom Getümmel zurück, um ungestört mit Gott zu verkehren, aber sogleich wurde ich zu meiner Arbeit zurückgerufen, und freudig diesem Rufe folgend, sagte ich dann: Nun denn, meine süße Liebe, Du willst es, und ich bin glücklich, weil ich Dich besitze. Mit unvergleichlicher Leichtigkeit konnte ich alles für meinen

Vielgeliebten thun. Ich war so heiter im Umgange mit Andern, daß sie oft glaubten, ich fände Gefallen an ihrer Gesellschaft; aber es war nur meine Vereinigung mit Gott, die mich so froh und munter stimmte, da die Welt keinen Reiz für mich hatte."

Nicht ohne eine weise Absicht hatte die Vorsehung unsere fromme Wittwe in Mitte der verwickeltsten und schwierigsten Geschäfte geworfen. Die göttliche Weisheit wollte sie so zu größerer Arbeit vorbereiten, welche das Ziel ihres Erden-Daseins war. Sie selbst erkannte es später deutlich.

„Ich sehe nun ein, schrieb sie aus Neu-Frankreich, daß alle Stände, Prüfungen und Geschäfte, welche ich durchmachen mußte, mich zu der erhabenen Mission von Canada vorbereiten sollten. Das war mein Noviziat, aus welchem ich weit entfernt war, vollkommen hervor zu treten, wodurch ich aber mit der Gnade Gottes in den Stand gesetzt wurde, die Arbeiten und Beschwerden von Neu-Frankreich zu tragen."

Tag und Nacht seufzte sie nach der mystischen Vereinigung, die ihr der Heiland versprochen hatte. In der Glut ihrer Liebe und einem erhaltenen Befehle gehorsam, nannte sie Ihn nie anders, als „Liebe".

Eines Tages, als sie im Gebete versunken mit den tiefsten Gefühlen der Ehrfurcht und Demuth zu unserem göttlichen Heilande sprach, hörte sie, wie Er mit unbeschreiblicher Sanftmuth ihr sagte: „Du nennst mich deinen großen Gott, deinen Herrn und Meister, und du hast recht, mich so zu nennen, denn ich bin es. Aber ich bin auch die Liebe. Liebe ist mein Name, und ich will, daß du mich so nennest. Es gibt keinen Namen, der mir besser gefiele, und der besser das ausdrückte, was ich den Menschen gegenüber bin." Bei diesen Worten wurde Mariens Seele mit einem unbeschreiblichen Frieden

erfüllt. Mit Flammenschrift prägte sich dieser anbetungswürdige Name ihrem Herzen ein, und in der Folge, wenn sie Jesus Christus anredete, oder von Ihm sprach, nannte sie Ihn nur mehr ihre Liebe, ihre reine und heilige Liebe.

Seit dem Tode ihres Gatten entbrannte in ihr von Neuem die Sehnsucht nach dem Klosterleben, das schon von ihrer zartesten Kindheit an das Ziel ihrer innigsten Wünsche gewesen war. Sie theilte diese fromme Absicht ihrem Beichtvater mit. „Meine Tochter, antwortete ihr dieser ehrwürdige gotterleuchtete Mann, der Herr, welcher Alles mit Entschiedenheit und Güte leitet, behält Ihnen dieses Glück wohl erst für die Zukunft vor; jetzt knüpft Sie noch ein letztes Band an die Welt — die Erziehung Ihres Sohnes." Die opferwillige Frau neigte demüthig und ergeben ihr Haupt vor diesem Befehle des Himmels. Doch gehörte ihr Körper allein der Außenwelt noch an, ihr Herz hatte seinen Flug zum Kloster genommen.

Mit jedem Tage machte sie neue Fortschritte in der Vollkommenheit. Der Heiland hatte ihr die unendlichen Schätze, welche in den evangelischen Räthen verborgen liegen, geoffenbart, und sie so auf den Gedanken gebracht, dem Gelübde der Keuschheit, welches sie schon abgelegt hatte, auch noch das der Armuth und des Gehorsams beizufügen. Nach strenger Prüfung erhielt sie von ihrem Beichtvater die Erlaubniß, dieß zu thun. Auf diese Weise übte sie in der Welt die Tugenden des Klosterlebens, und erfüllte so viel es ihr möglich war, den sie verzehrenden Wunsch nach dem klösterlichen Leben. „Mein Gelübde des Gehorsams, schreibt sie, galt für meinen Beichtvater, für meinen Bruder und meine Schwester. Ich gehorchte, wie ein Kind seinen Eltern folgt. Gott allein weiß es, wie viel ich bei diesem Gehorsam zu leiden hatte; aber seine Güte behandelte mich doch noch immer mit zu viel Milde. Was die Armuth anbelangt, so be-

saß ich Nichts, als was mir meine Schwester gab. Sie war aber so gut und so wohlthätig, daß sie mir immer mehr schenkte, als ich wollte. Die Angelegenheiten meines Sohnes vertraute ich nach göttlicher Eingebung ganz der Vorsehung an. Da ich selbst unendliche Schätze in der Armuth des Geistes fand, konnte ich auch ihm nur diesen kostbaren Schatz wünschen, so daß ich weder für ihn, noch für mich besorgt war." In dem Maaße als diese heldenmüthige Mutter ihrem edlen Opfersinn keinen Einhalt that, setzte auch Gott seiner Freigebigkeit gegen sie keine Grenzen mehr. Nachdem sie die Gelübde des Gehorsams und der Armuth abgelegt hatte, schenkte ihr der Heiland eine der kostbarsten Gnaden, die je ihre Seele bereichert hatten.

„Eines Tages, fährt sie fort, als ich eben betete und meinen Heiland mit den Ausdrücken der zärtlichsten Liebe benannte, sprach er zu mir: Pax huic domui — Friede diesem Hause! Dieß war ein neuer Strahl, der meine Liebe entflammte, denn dieses Wort war durchdringender als der Blitz; und seine Wirkung war so mächtig, daß von diesem Augenblicke an, trotz allen Kreuzen, die ich zu tragen hatte, keinen Moment der innere Friede aus meinem Herzen mehr schwand; und doch sind seitdem bereits acht Jahre verflossen. Es gibt nichts Klösterlicheres in diesem Leben als der Besitz dieses Friedens. Er ist eine Speise des Paradieses und ein göttliches Leben, welches der Herr uns schon hienieden als ein sicheres Unterpfand des ewigen Lebens genießen läßt." Diese unerschöpfliche Quelle des Friedens, welche der Heiland in ihr geweckt hatte, erquickte nicht nur ihr eigenes Herz, sondern ergoß sich auch wohlthuend auf den Nächsten. Im Umgange und im Gespräche mit ihr fühlte man sich in einer Atmosphäre der Ruhe und der unverwüstlichsten Heiterkeit. — In der Erwartung jener himmlischen Vermählung, zu welcher der göttliche Bräutigam sie geladen hatte, seufzte sie immer mehr nach der-

selben. In der täglichen Kommunion suchte sie Erleichterung für ihren Schmerz der Sehnsucht und gehorchte ihrem Erlöser in der Erwartung jener innigeren Beziehung, deren Geheimnisse sie noch nicht kannte. Obwohl sie ihren Vielgeliebten in der heiligen Kommunion ganz ihr eigen nennen konnte, fühlte sie doch, wenn die heiligen Gestalten aufgelöst waren, einen neuen unlöschbaren Durst nach Ihm. In ihrer unendlichen Sehnsucht, auf immer mit Ihm vereint zu sein, wünschte sie sich den Tod und rief unter Seufzen mit der Braut im hohen Lied: Lerne mir, mein Vielgeliebter, wo Du Deine Nahrung nimmst, und wo Du Dich in der Hitze des Mittags ausruhest. „Obwohl Er in mir war, schien Er doch weit von mir zu eilen und sich in das unerreichbare Lichtgebiet zurück zu ziehen, wohin ja selbst die Seraphime nicht dringen können."

Auch ihr durch Anstrengungen geschwächter, durch strenge Bußübungen entkräfteter Leib schöpfte wunderbare Kraft in dieser himmlischen Speise. Man könnte sich sonst in der That dieses Leben unglaublicher Abtödtungen nicht erklären. Was wir von Kasteiungen bis jetzt gehört haben, kann uns nur einen schwachen Begriff davon geben; denn alle Bußübungen, welche sie bisher geübt hatte, waren nichts im Vergleiche zu denen, welche sie sich von nun an auferlegte. In Mitte des Winters stand sie oft in finsterer Nacht auf, betete und wenn sie ganz von Kälte erstarrt war, nahm sie eine Geißel und zerfleischte sich unbarmherzig damit. Dann zog sie ein Bußgewand an, dessen stechende Knoten in die vorher geschlagenen Wunden eindrangen und deren Schmerz vermehrten. In solchem Zustande warf sie sich dann auf ihr elendes Lager, um einige Zeit der Ruhe zu genießen. Während des Sommers geißelte sie sich einmal mit Brennnesseln, die ihr ebenso arge Qualen verursachten, als wenn sie sich in einen Kessel heißen

Wassers geworfen hätte. Der Schmerz war dabei so heftig, daß sie bei Berührung glühender Kohlen kaum eine Empfindung hatte. Drei Tage lang empfand sie die Wirkung davon. Alsdann begann sie die Kasteiung von Neuem, aber noch weit strenger als das erste Mal, indem sie sich mit Ketten züchtigte. Ihr Bett, auf welchem sie einige Stunden Ruhe genoß, bestand aus einem einfachen Brette, welches sie mit einem Bußkleide bedeckte. Sie war zuletzt so gewöhnt auf Holz zu liegen, daß die Seite, auf welcher sie zu ruhen pflegte, vollkommen unempfindlich wurde. Nach vorausgegangener Geißlung mußte jedoch diese Lage für sie schmerzhafter als alles andere sein, denn die Härte des Holzes und die Schwere ihres Körpers ließen die Knoten des Bußkleides in ihr Fleisch eindringen, so daß sie fortwährend Schmerzen empfand und kaum schlafen konnte. Während der Mahlzeit mischte sie Wermuth in ihre Speisen, und im Laufe des Tages hatte sie davon fortwährend im Munde, um dessen Bitterkeit zu kosten. Als ihre Angehörigen bemerkten, daß ihre Gesundheit darunter Schaden leide, untersagten sie es ihr.

Zuweilen brachte Maria die Nacht in einer abgelegenen Höhle zu, und blieb da viele Stunden im Gebete versunken und damit beschäftigt, sich grausam zu geißeln. So übermäßige Abtödtungen, weit entfernt, ihre Constitution zu schwächen, schienen im Gegentheil ihr neue Kräfte zu geben; um sie zu noch ungewöhnlicheren Bußübungen zu erhalten. Ihr Beichtvater sah darin so augenscheinlich die Wirkungen der Gnade, daß er glaubte, ihr solche Uebungen nicht untersagen zu dürfen. Ihr selbst schien es unmöglich zu sein, sich ihrem unwiderstehlichen Drange nach Leiden zu widersetzen. „Obwohl ich diese Anregungen innerlich sehr ruhig empfand, so waren sie doch so mächtig und überzeugend, daß ich gezwungen war, das zu thun, wozu sie mich antrieben, und immer erhielt ich dabei neue Gnaden und tiefen innerlichen Frieden.

Es ist unmöglich, immer Gott vor Augen zu haben und Ihm nicht zu folgen; besonders wenn man einsieht, daß Er die Liebe selbst ist. Die Seele verlangt nur Ihm zu gefallen, und die Liebe treibt sie an, Alles zu thun, was Er will. Bei dem leisesten Wink seiner Eingebung ruft die Seele: Zum Kreuze, meine Liebe, zum Leiden! Sodann scheint sie Flügel zu haben, so hastig wünscht sie, Gott zu befriedigen. Aber je mehr sie leidet, desto inniger vereinigt sie sich mit Ihm. Sie ist in seinen Händen wie das Eisen in der Hand des Schmiedes, welcher es in das Feuer legt, es auf dem Amboß hämmert und es so oft dreht und wendet, bis es seiner Absicht entspricht."

Nach diesem Martyrium der Liebe scheint es, fehle dieser heroischen Braut des Heilands nichts mehr, um zur unsterblichen Hochzeit geladen zu werden. Lange genug war sie ihrem Bräutigame entgegen gegangen, indem sie in den Nächten der strengsten Bußwerke, ihre mit dem reinsten Oel der Tugenden gefüllte Lampe stets brennend erhalten. Aber unser Gott ist ein eifersüchtiger Gott und er verlangt, daß das Brandopfer der irdischen Liebe gänzlich verzehrt werde. Bevor unsere fromme Wittwe zu diesem hochzeitlichen Feste zugelassen wurde, hatte sie noch eine letzte große Prüfung zu bestehen. Es sollte dieses durch Flammen gereinigte Gefäß der Auserwählung noch glänzender gearbeitet und mit den kostbarsten Steinen geziert werden.

Mit einem Male entdeckte Maria, daß alle jene inneren Tröstungen, welche ihre Seele mit so mächtigem Aufschwung gen Himmel getragen hatten, zu schwinden begannen. Die Sonne der Gerechtigkeit, deren Strahlen ihre Seele mit so reinem Lichte erhellt hatten, verschleierte sich vor ihren Augen, um der dichtesten Finsterniß Platz zu machen. Jene Uebungen der Frömmigkeit, zu denen sie sich früher so freudig und unwiderstehlich

hingezogen fühlte, flößten ihr nur mehr Ekel ein. Die Abtödtungen wurden ihr unerträglich, und die freiwillige Dienstbarkeit, welche sie sich bei ihrer Schwester auferlegt hatte, kam ihr wie eine schimpfliche Sklaverei vor, unwürdig einer an Rang und Bildung höher stehenden Person. Wozu denn, flüsterte ihr leise der Versucher in's Ohr, wozu denn dieses Streben nach einem vollkommeneren Leben, als das der meisten anderen Gläubigen? Wozu denn dieser blinde Gehorsam gegen deinen Seelenführer? Genügt es nicht, die Gebote Gottes treu zu erfüllen, um sein Heil zu sichern? — Diesen Versuchungen und diesem Ueberdruße gesellten sich auch noch Scrupeln bei über das Verhalten, welches sie ihrem Sohne gegenüber beobachtete: sie kam sich selbst wie eine unnatürliche Mutter vor, welche die heiligsten Gesetze der Natur mit Füßen tritt. Ihre Hingebung an die göttliche Vorsehung erschien ihr jetzt wie eine stolze Anmaßung. Die Pflichten der Nächstenliebe, deren Ausübung ihr immer so süß war, wurden ihr rauh und bitter. Diese Gefahr zur Sinnesänderung wäre ihr unüberwindlich gewesen, hätte sie nicht ihre Natur, die noch dazu plötzlich sehr reizbar geworden war, mächtig bekämpft. Mit einem Worte, Alles schien sich gegen sie verschworen zu haben, um sie furchtbar zu quälen und sie in's Verderben zu stürzen.

In diesem verzweiflungsvollen Seelenkampfe warf sie sich zu den Füßen ihres Beichtvaters nieder und beschwor ihn unter Thränen und Schluchzen, ihr einigen Trost zu spenden. Allein die Worte dieses frommen Mannes, welche früher ihr Herz mit einer himmlischen Weihe erfüllt hatten, boten ihr nun gar keinen Trost mehr. Der Wohlgeruch seiner Rede hatte sich verflüchtigt, und alles Vertrauen zu ihm war gesunken.

Während jedoch diese heftigen Kämpfe in den Tiefen vor sich gingen, schwebte stets die äußere Ruhe über dem

Spiegel ihrer Seele. Eine beständige Heiterkeit gab ihr in Mitte der boshaften Anschläge der Hölle eine unüberwindliche Kraft.

Maria blieb bewunderungswürdig treu und standhaft während all diese Prüfungen. Niemals unterblieb eine einzige ihrer gewöhnlichen frommen Uebungen oder Abtödtungen.

Endlich schwanden wie durch einen Zauberschlag auf einmal all diese trüben Wolken; die Ruhe trat wieder ein, und die Sonne erschien glänzender als je.

So senkt der Herr während der tiefsten Finsterniß den Thau des Himmels nieder, auf daß die Palmen ihr Wachsthum beginnen.

Auf ähnliche Weise gingen einst aus den Blitzen des Sinai die wohlthuenden Schätze des heiligen Gesetzes hervor.

Sechstes Kapitel.

Vision über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. — Die mystische Verbindung.

Nun endlich ist der Augenblick gekommen, wo der Himmel sich öffnen und die Braut Christi, diese Heldin des Opfers und der Liebe, sich in unergründliche Tiefen versenken soll, um vorzudringen bis zum Geheimniß der Ewigkeit und von dorther uns Dinge zu verkünden, welche das Auge des Menschen nie gesehen und sein Ohr nie gehört hat. Sie selbst gesteht, daß sie keine Worte finde, um uns einen Begriff von dem, was sie innerlich geschaut, zu geben, und daß sie das nur stammeln könne, wofür ja die menschliche Sprache keine Ausdrücke hat.

„Denn, sagt sie, diese Vision war nichts, was in die Sinne fällt, nichts, was sich aussprechen läßt; sie brachte einen Eindruck hervor, der weder Gestalt noch

Form annahm; sie war eine so geistige Sache, daß keine Darstellung sie nur annähernd beschreiben kann. Es war kein Licht, denn Licht, so geistig ist, hat doch Einiges von der Materie, und kann in die Sinne fallen, und deßhalb beschrieben werden. Diese Erscheinung war aber heller und verständlicher als alles Licht; mit einem Worte, sie war etwas, was von Gott selbst kam; sie trug an sich das Gepräge der Majestät Gottes, und offenbarte sich der Seele mit unbeschreiblicher Reinheit und Lauterkeit klar, deutlich und verständig, momentan ohne Unterbrechung, ohne Aufeinanderfolge und auf eine ganz unbeschreibliche Weise".

Während dieser fünf Stunden langen Entzückung schaute sie die undurchdringlichsten Geheimnisse der heiligsten Dreifaltigkeit; ihr Blick sah wunderbar befestigt in Mitte des Feuerhimmels den leuchtenden Punkt, auf dessen Grund mit einer dem Auge unerträglichen Klarheit das mystische Dreieck mit den ewig gleichen Linien strahlt; sie sah den dreifachen Kreis, gleichmäßig groß, allein verschieden an Farbe, dessen ewiges Ausstrahlen selbst die Auserwählten blendet: der Glanz des ersten Kreises fiel auf den zweiten und der dritte Kreis glich einem aus den zwei andern ausströmenden Hauche*). Auf diese Weise wurde ihr gezeigt „die göttliche Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes mit dem heiligen Geiste in wechselseitiger Liebe".

Zur selben Zeit wurde ihr auch die erhabene Harmonie der neun himmlischen Chöre geoffenbaret, sowie deren Beziehungen zur Gottheit; sie sah das Verhältniß

*) S. Thomas, Prima 9, 15.

Nella profonda e chiara sussistenza
Dell'alto lume parvemi tre giri
Di tre colori, e d'una continenza:
E l'un dall'altro, come Iri da Iri,
Parea reflesso: e'l terzo parea fuoco
Che quinci e quindi igualmente si spiri.
Dante Il parad., XXXIII. 39—40.

der göttlichen Majestät zu der hohen Hierarchie der Engel, denen die heilige Dreieinigkeit ihren göttlichen Willen unmittelbar durch sich selbst kund thut ohne Vermittlung irgend eines geschaffenen Geistes. Sie erkannte, wie wir hören werden, die Beziehungen, welche zwischen einer jeden Person der heiligen Dreifaltigkeit mit jedem der neun Chöre der Engel bestehen: die Festigkeit der Gedanken des Vaters in dem einen Chor, welcher deßhalb den Namen von den „Thronen" erhielt; die Herrlichkeit und ewige Klarheit des Wortes in dem andern Chor, dessen Genossen darum „Cherubime" heißen, und das Feuer des heiligen Geistes in dem dritten Chor, der deßhalb mit dem Namen „Seraphime" benannt wurde; endlich sah sie die Beziehung der heiligen Dreifaltigkeit zu dieser Hierarchie, welche die göttlichen Befehle den andern himmlischen Geistern je nach deren Ordnung zu verkünden hat*).

Aber lassen wir Maria selbst alle Phasen dieser erhabenen Erscheinung erzählen, denn sie allein kann Worte finden, um, soweit es einem Geschöpfe gegeben ist, die Wunder der himmlischen Sphären zu beschreiben.

„Eines Morgens während ich der heiligen Messe beiwohnte, schloßen sich plötzlich meine Augen, mein Geist ward erhoben und in die Anschauung der hochheiligen Dreifaltigkeit versenkt. Alle Kräfte meiner Seele waren gleichsam gefesselt, und tief prägte sich ihnen dieses göttliche Geheimniß ein. In dieser Erscheinung war mir weder

*) Diese Stelle ist theilweise einem andern Berichte ihrer Visionen entnommen, welchen Maria kurz vor ihrem Tode auf dringendes Bitten ihres Sohnes niederschrieb. Der Brief, welcher jene Mittheilungen enthielt, kam ihrem Sohne erst nach dem Tode seiner Mutter zu. — „Es ist wirklich ein Schwanengesang, setzt er hinzu, und die letzte Anstrengung ihres Geistes, indem sie nie erhabener von Gott und göttlichen Dingen gesprochen, ja man könnte sagen, daß, als sie dieses niederschrieb, Gott ihr schon einen Strahl des ewigen Lichtes anticipiren ließ."

eine Form noch irgend eine Gestalt sichtbar, aber alles zeigte sich mir klarer und deutlicher als das hellste Licht. Zuerst erkannte ich, daß Alles, was ich sah, die reinste Wahrheit sei; und diese Wahrheit zeigte mir in einem einzigen Augenblick das wunderbare Verhältniß, in welchem die drei göttlichen Personen zu einander stehen: die Weisheit des Vaters, welcher aus sich selbst seinen Sohn von Ewigkeit her zeugt; die gegenseitige Liebe des Vaters und des Sohnes, welche den heiligen Geist hervorbringt; was durch ein wechselseitiges Versenken in Liebe vor sich geht. Mein Geist erkannte diese Hervorbringung und den Begriff von Spiration und Produktion, aktive Spiration und passive Spiration. Aber diese Spiration und diese Hervorbringung ist so hoch erhaben, daß ich keine Worte finde, sie verständlich zu machen. Indem ich die Verschiedenheit der drei göttlichen Personen sah, erkannte ich auch die Einheit ihres Wesens. Was sich nur mit vielen Worten sagen läßt, schaute ich in einem Augenblicke ohne Unterbrechung: die Einheit, die Verschiedenheit und die Wirkungen der drei göttlichen Personen, sowohl in sich als außer sich. Ich ward, je nach den äußerlichen Wirkungen der drei göttlichen Personen, auf eine gewisse geistige Art nach und nach erleuchtet.

„Meine Seele war in unaussprechlicher Weise von diesem Schauen durchdrungen, welches mir die Sprache raubte, denn die Seele war ganz in dieses Licht versenkt. Die Größe der Majestät Gottes brachte einen mächtigen Eindruck in meiner Seele hervor; aber obwohl sie wie ein Nichts war in diesem Ocean des Lichtes, würdigte sich doch diese anbetungswürdige Majestät, sie in ihrer unendlichen und väterlichen Güte zu unterrichten, ohne daß die göttliche Größe irgend ein Hinderniß in diesem Nichts gefunden hätte."

„Bei derselben Erscheinung wurden meiner Seele auch die verschiedenen Beziehungen klar, in welchen die heilige Dreifaltigkeit zu der erhabenen Ordnung der

Engel steht. Und ich sah deutlich die Wirkungen einer jeden dieser göttlichen Personen in einem jeden einzelnen der erwähnten Chöre: daß der ewige Vater in den Thronen wohnt, was mir die Reinheit und Festigkeit seiner ewigen Gedanken anzeigte; und daß das Wort durch den Glanz seines Lichtes sich den Cherubimen mittheilt; daß der heilige Geist sich über die Seraphime ergießt und sie mit seiner Liebe erfüllt; und daß endlich die heilige Dreifaltigkeit, in der Einheit ihres göttlichen Wesens, ihre Befehle dieser erhabenen Hierarchie mittheilt, durch welche diese Befehle sodann den anderen himmlischen Geistern kund gemacht werden."

„Meine Seele war ganz verloren in dieser übergroßen Herrlichkeit und in diesem unendlichen Ocean, worin sie unerklärbare Dinge hörte und sah. Es schien, als gefiele es der göttlichen Majestät, meine Seele immer mehr und mehr in Dingen zu erleuchten, welche das schwache Erkenntnißvermögen der Geschöpfe unendlich übersteigen."

„Es wurde mir noch gezeigt, daß, obwohl die Gottheit die Engel einander untergeordnet hat, auf daß die einen von den andern stufenweise die Erleuchtung erhielten, sie dieselben doch, wenn es ihr gefällt, durch sich selbst erleuchtet, wie sie es ja auch auf Erden an einigen auserwählten Seelen zu thun pflegt. Ich verstand auch, auf welche Weise meine Seele nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sei; daß das Gedächtniß in Bezug zu dem Vater, der Verstand zu dem Sohn, und der Wille zu dem heiligen Geist stehe; und daß, wie die heilige Dreifaltigkeit dreifach in ihrer Person und einfach in ihrer Wesenheit ist, ebenso die Seele dreifach in ihren Kräften und einfach in ihrem Wesen ist." —

Maria war in ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, als sie diese Erscheinung des Himmels hatte. Diese Vision ist ein offenkundiger Beweis des übernatürlichen Einflusses, der sie beseelte; und wenn man noch die Ausübung ihrer erhabensten Tugenden hinzufügt — einer engelhaften

Demuth, eines blinden Gehorsams, ihrer Geduld und opferwilligen Nächstenliebe — so sieht man darin die unverkennbaren Vorboten einer großen Heiligkeit. In der That, wie könnte eine junge Frau, welche keine höhere Bildung erhalten hatte, ohne ein glänzendes Wunder der Gnade in die unbegreiflichsten Geheimnisse des Glaubens eindringen, und das auf eine so klare, so richtige und genaue Art ausdrücken, was die größten Gelehrten und Theologen, wie ein heiliger Bonaventura und Thomas von Aquin, nachdem sie ihr ganzes Leben hindurch studirt hatten, kaum halb begriffen?

In Folge dieser Vision ging die fromme Dienerin Gottes in eine neue Phase des inneren Lebens ein. Ihr Geist, ganz verloren in die heilige Dreifaltigkeit, konnte sich lange nicht trennen von der Anschauung dieser drei anbetungswürdigen Personen. Trotz dem war sie für das Heil ihrer Seele ernstlich besorgt, indem sie glaubte, es könne eine Täuschung ihrer Einbildungskraft sein, oder eine Schlinge des Teufels, der die Gestalt eines Engels des Lichtes angenommen haben möchte, um sie im geistigen Leben zurückzubringen und sie von der Ausübung der Tugenden abzuhalten, und trotz der zu ihrer Beruhigung wiederholten Versicherungen ihres Beichtvaters, daß diese Erleuchtungen von Oben kämen, lebte sie in einer fortwährenden Angst. Eines Tages aber als beim Gebete Zweifel und Trostlosigkeit wieder über sie kamen, hörte sie eine innere Stimme, welche ihr sagte: „Bleibe ruhig, wie die Taube in ihrem Neste.“ Sofort verschwanden ihre Zweifel und Besorgnisse wie leichte Wölkchen beim ersten Scheine der Morgenröthe. Die Ruhe kehrte wieder in ihre Seele zurück, und wie sie selbst sagt, entschlief sie in diesem hochheiligen Geheimnisse wie auf einem himmlischen Lager, fand dort ihren Frieden und nährte sich mit überirdischem Manna.

Diese außerordentliche Gnade war wie das letzte Vorspiel, wie das feierliche Pfand jener Verbindung, welche

Gott mit dieser auserwählten Seele eingehen wollte. Der Bräutigam war es, der seiner Braut entgegen kam, die Hände voll der seltensten und kostbarsten Geschenke, und der ihr Kränze und Blumen darbot, um ihr Herz vollends zu fesseln. Doch ist die Heiligkeit des göttlichen Meisters derart, daß er sein Geschöpf nach so vielen Prüfungen und Kreuzen, nach so vieler Furcht und Hoffnung, nach so vielen Beweisen von Zärtlichkeit und Opfer, immer noch nicht rein genug fand von aller irdischen Zuthat, um es sogleich zur erhabensten Verbindung zuzulassen. Noch viele Tage ließ er Maria schmachten, den heiligen Pfeil seiner Liebe stets tiefer senkend in ihr schon verwundetes Herz.

Endlich nachdem sie durch neue Kreuze und neue Prüfungen gegangen war, durch neue heftige Schrecken und Versuchungen, heftiger als alle früheren, und nachdem sie sich noch kurz bevor sie die größte aller Gnaden erhalten sollte, in gänzlicher Hilflosigkeit und Verlassenheit befunden hatte, lud der Heiland seine mit allen Tugenden gekrönte Braut zur unbeschreiblichen Ehre der himmlischen Hochzeit. Die Dienerin Gottes war siebenundzwanzig Jahre alt, als ihr diese Gnade wurde, die erhabenste, welche einem sterblichen Wesen ertheilt werden kann. In folgenden Worten gibt sie selbst die unvergleichliche Erzählung:

„Eines Morgens als ich betete, zog mich eine besonders mächtige Gewalt nach Oben. Ich weiß nicht, in welcher Stellung ich in diesem Augenblicke meinem Gebete oblag. Noch einmal wurde mir die hochheilige Dreifaltigkeit gezeigt und deren Wirkungen geoffenbart, aber auf eine erhabenere und deutlichere Art als bei der ersten Erscheinung. Jene erstere Erkenntnißart hatte ihre hauptsächliche Wirkung im Verstand hervorgebracht, und es schien mir, als hätte ich diese Erkenntniß der göttlichen Majestät nur deßhalb erhalten, um mich zu dem vorzubereiten, was mir später noch gewährt werden sollte.

Aber dieses Mal äußerte sich die Wirkung des Schauens überwiegend auf den Willen, obwohl der Verstand eben so sehr, oder vielleicht noch mehr, erleuchtet wurde als früher. Die gegenwärtige Gnade äußerte sich ganz als Liebe und für die Liebe. Ich sah zwar die inneren Beziehungen der drei göttlichen Personen zu einander wie früher, wurde aber jetzt über die ewige Erzeugung des Wortes weitläufiger belehrt. O wie unaussprechlich erhaben ist das Geheimniß, daß der Vater aus sich selbst einen anderen erzeugt, welcher sein Ebenbild und sein Wort ist; daß diese Erzeugung kein Ende nimmt; daß das Wort seinem Vater gleich ist an Macht, Größe und Majestät, und daß der Vater und der Sohn durch ihre wechselseitige Liebe den heiligen Geist hervorbringen, welcher ihnen ebenfalls in Allem gleich ist! Diese Vision war ein Vorgeschmack der wahren Glückseligkeit, weil man nicht allein Gott kennt, sondern ihn auch durch die Liebe genießt, wodurch die Seele auf unaussprechliche Weise genährt wird."

„Als ich ganz vertieft war in die Anschauung dieser anbetungswürdigen Majestät, als ich ihr meine Huldigungen darbrachte, und meine Niedrigkeit bekannte, vergaß ich mit einem Male die göttliche Person des Vaters und die des heiligen Geistes und war ganz verloren in die des göttlichen Wortes, welche sich meiner Seele bemächtigt hatte. So hochbeglückt fühlte sich meine Seele im Genusse ihres höchsten Gutes, daß sie in Ihm sich selbst ganz vergaß, und glücklich war, alles verloren zu haben, um Ihn nunmehr ganz allein zu besitzen. O wie himmlisch ist diese Wonne — ein Labyrinth der Liebe, worin man ganz entzückt wird!"

„Man ist verloren in diesem Ocean der Liebe. Zeitweise kam ich zurück zu mir, und ein Lichtstrahl ließ mich wieder die beiden andern göttlichen Personen schauen. Sogleich betete ich sie an und brachte ihnen meine Demuth und Liebe dar; aber bald, ohne daß ich es selbst bemerkte,

befand ich mich wieder beim ewigen Worte, um mich darin wie vorher zu verlieren. Aber trotz der Bethätigung des Wortes trat ich nicht aus der Einheit der ganzen Wesenheit heraus. Mein Geist erblickte die einer jeden der drei göttlichen Personen zukommenden Thätigkeiten. Der Vater und der heilige Geist erschauten das Wirken des göttlichen Wortes an meiner Seele, welches die Einheit des handelnden Prinzips, das in den drei Personen dasselbe ist, nicht alterirte. Jetzt erst erfuhr ich, daß das Wort der wahre Bräutigam der Seele ist."

„Dieses Geheimniß ist so unergründlich, daß Alles, was man davon sagt, der Wirklichkeit nicht nahe kommt. Ich müßte die Einsicht der seraphischen Engel haben, um sagen zu können, worin diese Entzückung bestand. Die Seele genießt fortwährend diesen himmlischen Gast, welcher Besitz von ihr genommen hat; sie wird entflammt und von einem so heiligen, süßen und angenehmen Feuer verzehrt, daß sie ihm ein endloses Lied singen möchte. Weder Bücher noch Studien sind im Stande, des Liedes Worte zu nennen; denn diese Worte sind ganz himmlisch, ganz göttlich. Kurz, nie hatte ich eine solche Gnade erhalten, und glaube nicht, in diesem Leben je eine größere zu empfangen. Der Gedanke daran bewegt mein Herz immer von Neuem. Das Ewige Wort ist für meine Seele fortwährend eine köstliche Speise, ein süßer Wohlgeruch, der sie niemals verläßt."

Siebentes Kapitel.

Nächstenliebe. — Aufopferung.

Als Maria's Seele nach dieser entzückenden Erscheinung wieder ins Erdenleben herabstieg, ward sie in ganz neue Gebiete versetzt. Ihre innersten Gefühle waren gänzlich umgewandelt, und der unwiderstehliche Reiz, welcher sie zu Christus, den Gegenstand ihrer fortwährenden Seufzer

drängte, war nun vollkommen befriedigt; denn sie besaß in der Tiefe ihres Herzens denjenigen, welchen sie mit unendlicher Zärtlichkeit liebte, den göttlichen Jesus, den Herrn all ihrer Neigungen. „Sodann, sagt sie, wird die Braut von Verzückungen und Wonnegefühlen ganz durchschauert und tausend Mal möchte sie vor Glückseligkeit sterben. Umsonst suche ich auf Erden nach Vergleichen, die einen Begriff dieser innigen Verbindung zwischen Wort und Seele zu geben vermöchten — ich kann keine finden. Obgleich die Seele deutlich fühlt, daß das Wort Gott selber ist, daß es dem Vater gleich und eines Wesens mit Ihm ist, daß es gleich unermeßlich, ewig, unendlich ist, daß durch das Wort alle Dinge geschaffen sind und fortbestehen — so verkehrt sie dennoch in unfaßbar inniger Gemeinschaft mit dem göttlichen Herzen; die Seele fühlt sich gehoben durch ihre Würde als Braut, und es ist ihr gestattet zu sprechen: „Du bist mein und ich bin Dein."

Von nun an suchte Maria fortwährend die Ehre ihres Bräutigams, sie wird Allen Alles, um Alle für ihn zu gewinnen und seine unbeschränkte Herrschaft über alle Herzen zu vermitteln.

Wer müßte nicht staunen, wenn er einerseits die unbegreifliche Herablassung eines Gottes zu seinem niedrigen Geschöpfe, andererseits aber eine so außerordentliche Heiligkeit sieht, die in so glänzender Weise belohnt wird?

Während jedoch solche Gnadenwunder in dem Herzen dieser heiligen Frau vor sich gingen, blieb doch deren Glanz vor dem Auge der Welt verborgen, denn mit dem Mantel der Demuth bedeckte sie ihre kostbaren Schätze. Immer aufopfernd, zuvorkommend und freundlich, schien sie einzig und allein nur mit den unzähligen Pflichten beschäftigt zu sein, womit sie überhäuft war. Trotzdem fand sie noch Zeit, sich mit den vielen Dienstboten, die sie umgaben, über religiöse Dinge zu unterhalten. Ihr Eifer und ihre Nächstenliebe ersannen manchen unschuldigen und

sinnigen Kunstgriff, um zu solchen Gesprächen Gelegenheit zu finden. Sah sie die Dienstboten von der Arbeit zur Mahlzeit kommen, so setzte sie sich mit ihnen zu Tisch, betheiligte sich an ihren Gesprächen, um mit ihnen über göttliche Dinge und das Seelenheil zu reden. Der Lichtglanz engelhafter Frömmigkeit, welcher Maria umgab, spiegelte sich in jeder ihrer Handlungen ab und flößte den Ihrigen tiefe Verehrung und Hochachtung ein, so daß sie fast angebetet wurde. Ihre Dienstboten sahen nicht allein eine Heilige in ihr, sondern liebten sie wie ihre Mutter; sie ihrerseits bediente sich dieses Ansehens, um Einfluß auf ihre Seelen auszuüben, ihre Gedanken und Herzen zum Himmel zu richten. In solch' traulichen Gesprächen erforschte sie dieselben über ihre Pflichten mit einer Güte und Einfachheit, daß sie davon ganz entzückt waren. Sie verlangte Rechenschaft über alle ihre Handlungen und rügte ihre Fehler mit ernster Milde. Manchmal versammelte sie dieselben, um sie zu unterrichten in den Wahrheiten der Religion und in ihren besonderen Obliegenheiten. Fühlte sie sich plötzlich von einer außerordentlichen Eingebung hingerissen, so sprudelte eine Quelle übernatürlicher Beredsamkeit aus ihrer Seele und ergoß sich so voll und wohlthuend, daß ihre entzückten Zuhörer stundenlang ihren Worten lauschen konnten. Wie viele Früchte der Gnade brachte sie auf solche Weise in diesen einfachen Seelen hervor!

Nicht allein auf ihr geistiges, sondern auch auf ihr zeitliches Wohl erstreckte sich ihre Sorge. Hatte ein Dienstbote das Unglück, bei seinem Herrn in Ungnade zu fallen, so nahm er immer seine Zuflucht zu Maria, und bat sie, bei ihrem Schwager zu vermitteln und alles wieder auszugleichen.

In Krankheiten war es wieder Maria, welche bei ihnen wachte und sie pflegte. Und als einst ihrer Mehrere zu gleicher Zeit darnieder lagen, da glich ihr Zimmer einem Spitale, worin sie Arzt und Wärterin zugleich

war. Mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit und Aufopferung erwies sie die rührendsten Dienste, ließ es sich nie nehmen, selbst die Betten zu machen und ihnen Nahrung zu bringen. Ihre Liebe schrack vor keinem, selbst nicht dem niedrigsten Dienste zurück; im Gegentheile, indem sie in ihnen die leidenden Brüder Jesu Christi ersah, fand sie ihr Glück und ihre Freude darin, ihnen recht demüthige Dienste zu leisten.

Während so vielen Beschäftigungen und zahllosen Zerstreuungen konnte jedoch nichts die goldene Kette brechen, welche diese fromme Sklavin des Heilands an ihren Vielgeliebten band. Wie des Tobias Engel nährte sie sich mit unsichtbarer Speise, während sie auf der Erde zu leben schien. Ihr Geist schwebte fortwährend in höheren Regionen und unterhielt sich mit Gott, oder sang im Verein mit den Chören der himmlischen Geister das Lob des Allmächtigen. Obwohl solche Dinge ihr zur Gewohnheit geworden und Verzückungen sie nicht an der Ausübung ihrer Pflichten hinderten, so war es ihr doch nicht selten unmöglich, Gesprächen zu folgen, welche nicht direkt Bezug auf ihren Gedankeninhalt hatten, so daß sie oft den Faden der Unterhaltung ganz verlor. Das war schon mehreren Personen aufgefallen, ja ihr Schwager machte sich manchmal den Spaß, sie über ein eben stattgefundenes Gespräch auszufragen. Sie wußte alsdann keine Antwort zu geben, und eine leichte Röthe bedeckte ihr Antlitz. Dieses Versunkensein in Gott ging so weit, daß sie zuweilen selbst Personen, mit denen sie täglich verkehrte, nicht wieder erkannte. Nur durch ganz außerordentliche Selbstbeherrschung gelang es ihr, das innere Feuer, welches sie verzehrte, den Augen der Welt zu verbergen, und die Flamme zu verheimlichen, die sie unaufhörlich zum göttlichen Worte empor sandte, die Flammenpfeile erwiedernd, mit welchen jenes Wort ihr Herz verwundete. Die Heftigkeit dieser Gefühle nöthigte sie zuweilen, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, wo sie

athemlos sich bis zur Erde neigte, und um ihre Liebesgluth zu kühlen, laut ausrief: „O meine Liebe, thue mir Einhalt, oder laß mich sterben; denn durch Deine Liebesflammen leide ich mehr, als eine im Leibe gefangene Seele ertragen kann!“ Manchmal auch war es ihr zwei oder drei Tage lang unmöglich, dieß innere Feuer zu mäßigen; da war dann ihr Herz nahe am Zerspringen, und sie empfand so heftige Schmerzen, daß sie unfehlbar gestorben wäre, hätte dieser Zustand länger fortgedauert. Ihr Herz öffnete sich sodann wie ein glühender Schmelzofen, dessen Flammen man plötzlich ausströmen läßt; es ergoß sich in so inbrünstige Worte, daß sie eben so viele Geschoße zu sein schienen, die ihre Liebesrache gegen denjenigen schleuderte, der sie so viel leiden ließ.

Eines Tages wurde sie bedenklich krank. Nachdem die geschicktesten Aerzte sie lange beobachtet, erklärten sie, daß sie nichts von dieser seltsamen Krankheit verstünden. „Ich fühle, sagte sie, einen schneidenden Schmerz in der Herzgegend, wie wenn ich von einem stumpfen Eisen verwundet worden wäre.“ Diese Leiden quälten sie lange, ohne daß die ärztliche Wissenschaft ihr Erleichterung bieten konnte. Endlich verließen sie die Aerzte mit der Erklärung, daß nur derjenige, der ihr die Wunde geschlagen, sie auch zu heilen vermöge. Wenn sie sich dann in Gesellschaft befand, und sich nicht zurück ziehen konnte, mußte sie sich manchmal an die Wand lehnen, oder ihre Hände auf das Herz drücken, um nicht zu Boden zu fallen. Zuweilen ließ dieser innere Sturm nach, eine große Süßigkeit erfüllte ihre Seele und einige Augenblicke lang blieb sie vollständig gefühllos. Sie gestand zu, daß sie die Heftigkeit dieser heiligen Ausbrüche nicht hätte ertragen können, ohne jene Erleichterung, welche ihr die Unruhe und Zerstreuung durch äußere Geschäfte brachten.

Da der ehrwürdige Pater Raimund vom heiligen Bernhard fürchtete, daß Maria so schweren Bürden unter-

liegen könnte, so beschränkte er ihre körperlichen Abtödtungen. Er untersagte ihr gänzlich, sich zu geißeln, und erlaubte ihr nur, sich eines sarschenen Hemdes zu bedienen und zwei Mal die Woche einen mit Stacheln besetzten Gürtel zu tragen. Nur mehr sechs Monate des Jahres durfte sie auf dem harten Holze schlafen. Die Magd Gottes gehorchte pünktlich und blieb dieser Vorschrift ihres Beichtvaters getreu bis zu ihrem Eintritt in's Kloster.

Diesen Seelenzustand unserer frommen Maria nennen die Mystiker das Martyrium der Liebe. Dasselbe besteht hauptsächlich darin, Gott nicht in der Weise und in dem Maße lieben zu können, als man Ihn lieben möchte und Er es würdig ist. Denn, je mehr man liebt, desto mehr will man lieben; die Liebe wird durch diese fortwährende Zunahme unersättlich, und diese Unersättlichkeit entzündet und erweitert das Herz so sehr, daß zuweilen der Tod eintritt.

Diese Stufe der göttlichen Liebe war es, welcher unsere Heldin zu jener Zeit sehr nahe war. Ihr heftiger Wunsch, Gott über Alles geliebt zu sehen, trieb sie zuweilen zu Uebertreibungen, über welche die Welt mitleidig lächeln würde, die aber jene Seelen zu schätzen wissen, welche die ganze Macht des Kreuzes und die flammenden Worte des Heilandes erfassen: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anderes, als daß es brenne?"

Eines Tages, als Maria nach ihren gewöhnlichen Gebeten, und voll von frommen Gefühlen, still in sich gekehrt aus der Kirche kam und durch die Straßen von Tours ging, begegnete sie einem ihr bekannten Ordensgeistlichen. Sie eilte ihm sogleich zu, und rief aus: „Mein Vater, lieben Sie Gott? Wenn nicht, kann ich nicht reden."

Nach derartigen Ausbrüchen schienen ihre inneren Sinne oft plötzlich zu schweigen und gebannt zu sein. Alsdann stieg aus den Tiefen ihrer Seele eine sanfte Melodie, deren liebliche Klänge in einem jeden ihrer

Seufzer ertönten. Es schien, als ob alle Fibern ihres Wesens ebenso viele Saiten eines Instrumentes wären, das von Engeln der Liebe angeschlagen würde, und dessen Accorde Gott und die himmlischen Chöre vernehmen.

Selbst die Nacht unterbrach nicht diese geheimnißvollen Melodien; Erscheinungen wurden ihr im Schlafe, und im Halbschlummer lauschte sie fortwährend dem Gesange dieser inneren Stimmen; zuweilen ward sie von ihnen aufgeweckt. So glich ihre Seele der im Waldbaum hängenden Aeolsharfe, deren Saiten nach dem Durchzuge der nächtlichen Winde noch lange wiederhallen.

Auf solche Weise verfloß bis zum acht- oder neunundzwanzigsten Jahre das Leben dieser auserwählten Seele, welche verdiente, Theresia von Neu-Frankreich zu heißen. Ein Leben von so verschiedenen Wandlungen, von so bitteren Prüfungen, von so erstaunlichen Gnaden, so vielen Leiden und Entzückungen, so vielen Thränen und übernatürlicher Begeisterung war jedoch nur das Noviziat jenes inneren Lebens, welches sie im Besitz eines tieferen Friedens, in der Ruhe und Einsamkeit eines Klosters erwarten sollte. Der Herr wollte sie die Erstlinge dieses Friedens kosten lassen, noch bevor Er sie in dieses gelobte Land, das den Gegenstand der Seufzer und Wünsche ihres ganzen Lebens bildete, einführte.

„Unser Heiland, sagt sie, benahm mir endlich diese großen Verzückungen und diese heftigen Anwandlungen, die mich so viel hatten leiden machen. Seitdem haben sich alle Kräfte meiner Seele in Gott concentrirt. Dieser Mittelpunkt lebt in ihr und erfüllt sie mit einem Frieden, der alle Begriffe übersteigt. Es ist eine so einfache und so zarte Sache, daß ich es nicht ausdrücken kann. Man kann von Allem sprechen, man kann lesen, schreiben, arbeiten und Alles thun, ohne sich zu zerstreuen und ohne aufzuhören, mit Gott vereinigt zu sein."

Als dieser innere Friede immerwährend andauerte, fürchtete die Magd des Herrn einer Täuschung verfallen

zu sein und beschwor Gott, sie zu erleuchten. Im Innern vernahm sie die Antwort: „Fahre fort. Ich will, daß du hier schon thust, was die Seligen im Himmel thun.“ Diese Worte offenbarten ihr die Herrlichkeit jenes Zustandes, worin die Seele, angethan mit glänzender Reinheit, sich an Gott anschließt, und so zu sagen in dem tiefsten Grunde ihres Wesens, wo alles Friede und Losschälung der Sinne ist, mit Gott verbunden bleibt. So viel es hienieden möglich, erfreut sich die Seele der Wonne der Auserwählten. Der Sturm der Leidenschaften dringt nicht in diesen Tabernakel Gottes; ein undurchdringlicher Schleier des Heiligen der Heiligen verwehrt jenem Sturm den Eingang, und die Seele genießt friedumweht die Gegenwart des himmlischen Bräutigams. Dabei toben die Stürme nach außen, die Sinne und die niederen Gefühle in Unruhe und Aufregung versetzend.

Obwohl Maria durch dieses Wort des Herrn beruhigt war, besprach sie sich doch noch hierüber mit ihrem Beichtvater wie mit dem ehrwürdigen Pater Eustach vom heiligen Paul, einem in der Wissenschaft der Heiligen sehr erfahrenen Diener Gottes. „Ich habe, antwortete ihr dieser fromme Mann, die Gnaden und Erleuchtungen bemerkt, welche Ihnen Ihr himmlischer Bräutigam mittheilt, und ich kann Sie nur ermahnen, auf dieser Bahn weiter zu schreiten, und die unaussprechliche Güte Gottes durch Ihre Treue möglichst zu erwiedern.“

Achtes Kapitel.

Der Bischof von Dol. — Die Mutter vom heiligen Bernhard. — Schreckliche Prüfung. — Eintritt bei den Ursulinerinnen.

Endlich war das letzte Hinderniß, welches die fromme Wittwe in der Welt zurückhielt, beseitigt; ihr Sohn war zwölf Jahre alt geworden und konnte nun die unmittel-

bare Pflege seiner Mutter entbehren. Je näher für Maria die Stunde der Befreiung rückte, desto heftiger entbrannte ihr Wunsch, in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben. Das Leben in der Welt war für sie zur Marter geworden; und wenn diese Erde noch einen Wunsch für sie hatte, war es das Leben im Kloster.

„O mein Gott, rief sie in ihren Verzückungen aus, ist es denn möglich, daß Dich meine Klagen und Seufzer ungerührt lassen? Du schließest mir die in Deinem Evangelium verborgenen Schätze auf und entzückst meine Seele durch deren Schönheit; sieh ich schmachte nach diesen Schätzen und Du hemmest meinen Eintritt in diesen seligen Aufenthalt! Welche Freude findest Du daran, mich leiden zu sehen? Du mußt mich ja doch aus dem Verderben dieser Welt herausziehen, deren Geist Deinem Geiste so entgegen ist. Ach, meine reine Liebe, gewähre mir diese Gnade, oder nimm mich hinweg vom Leben!"

Maria war jedoch noch immer nicht entschlossen, welche Ordensregel sie erwählen sollte. Sie fühlte sich zuerst zu den Ursulinerinnen hingezogen, obwohl zu jener Zeit noch keine solchen in Tours sich befanden. Doch hatten die Schriften der heiligen Theresia ihr auch eine lebhafte Verehrung für den Orden der Carmelitinnen eingeflößt; stand doch deren Gebetesleben mit ihrem Seelenzustande und ihrer fortwährenden Vereinigung mit Gott in vollkommenem Einklang. Der Pater General der Feuillanten (Cistercienserinnen) war damals nach Tours gekommen, um das Kloster zu besuchen; er äußerte den Wunsch, Maria zu sehen und war so entzückt und erstaunt über ihre Frömmigkeit, daß er ein unschätzbares Gut für sein Kloster zu erringen glaubte, wenn er ihr den Eintritt in dasselbe anbot. Zugleich versprach er ihr, daß die Väter des Ordens die Erziehung ihres Sohnes übernehmen würden. Sie empfing diese Zusicherung mit Freude, da ihr dadurch die Gewißheit ward, daß sie ihr frommes Vorhaben werde ausführen können. Jedenfalls

hatte die strenge Regel und die tiefe Einsamkeit der Feuillantinnen großen Reiz für sie. Ihre Aeußerungen ließen während einiger Zeit vermuthen, daß ihre Wahl auf diesen Orden gefallen sei, obwohl sie noch keine entscheidende Erklärung gegeben hatte. Es wurden im Kloster zu Paris schon Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen. Aber sie sollte weder bei den Töchtern des heiligen Bernard, noch bei den Jungfrauen vom Carmel eintreten. Diese treue Seele suchte keinen anderen Weg, als den, welchen ihr Gottes heiliger Wille vorzeichnen würde. Die in seinen Absichten festgesetzte Stunde schlug, und was Maria nicht aufsuchte, kam ihr so zu sagen von selbst entgegen.

Um diese Zeit gründeten nämlich die Ursulinerinnen ein Kloster in Tours. Dasselbe war nur einige Schritte vom Hause ihres Schwagers entfernt.

Kaum sah Maria dieses Kloster sich erheben, so fühlte sie einen außerordentlichen Drang nach demselben, und oft sie an dem Bau vorüber ging, empfand sie eine solche Gemüthsbewegung, daß sie genöthigt war, dort stehen zu bleiben. Sie lernte bald die Ordensregeln der Ursulinerinnen kennen. Deren Gelübde, dem Nächsten zu dienen, bekräftigte ihre Neigung für diesen Orden; sie glaubte sonst nirgendwo den Drang ihres Herzens nach Nächstenliebe befriedigen zu können. Es war ihr jedoch noch unbekannt, auf welche Weise Gott die Schwierigkeiten ebnen würde, die sich ihrem Vorhaben entgegen stellten; denn ihre Armuth machte es ihr unmöglich, die zu ihrem Eintritt nöthige Aussteuer mitzubringen.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß versetzte sie in eine noch größere Verwirrung. Der Ruf ihr hohen Frömmigkeit hatte sich nämlich in der ganzen Touraine und selbst in einem großen Theile Frankreichs verbreitet.

Der Bischof von Dol kam auf seiner Rückreise von Paris nach Tours und hörte dort von der jungen Wittwe, ihren hohen Geisteseigenschaften und besonders

von ihren außerordentlichen Tugenden. Bei einer Besprechung mit Maria ward er so sehr von ihren Verdiensten entzückt, daß er sie sogleich inständig bat, ihn nach Dol zu begleiten, um ihm bei der Gründung eines Klosters für den Orden der Heimsuchung beizustehen. In ihrer gewohnten Klugheit bat Maria, ihr noch Zeit zu lassen, um sich mit Gott zu berathen, bevor sie einen bestimmten Entschluß fassen würde.

Nach einigen Tagen des Gebetes und der Ueberlegung antwortete sie dem Bischofe, daß, obwohl sie ganz beschämt sei über das Vertrauen, das er ihr bezeugt und die Ehre, welche er ihr habe erweisen wollen, sie sich dennoch nicht zu diesem Werke berufen glaube.

In dem Kloster der Ursulinerinnen von Tours lebte damals eine jener auserwählten Seelen, welche der Himmel mit den seltensten Gaben begünstiget hat. Es gibt Engel in menschlicher Gestalt, die ihre Schwingen stets zum Himmel ausbreiten, und den Blick unverwandt auf die Sonne der Gerechtigkeit richten. Ein solcher Engel war die Mutter Franziska vom heiligen Bernard in Tours. Diese Frau war auf demselben Wege zur Vollkommenheit geführt worden, wie ihre künftige Gefährtin. Diese beiden Seelen, mit denselben Gnaden bevorzugt, von dem Feuer derselben Liebe entflammt, sollten sich genau kennen und verstehen lernen. Ohne ihr Wissen brachte sie Gott zusammen, um sie unter demselben Dache zu vereinigen, damit ihre Herzen gegenseitig aufeinander gestützt und von derselben Neigung erfüllt, sich zu Ihm durch einen gleichen Aufschwung erheben würden.

Ein Besuch, den unsere fromme Wittwe im Kloster der Ursulinerinnen abstatten mußte, war der erste Schritt zu jener Verbindung. Kaum hatten sie bei ihrer ersten Zusammenkunft einige Worte gewechselt, so durchschaute sie ihre innersten Gesinnungen und ein mächtiger Impuls zog die eine zur andern hin. Diesem Vertrauen folg

bald eine innige und heilige Freundschaft, deren Bande immer fester werden sollten, je häufiger ihre Zusammenkünfte waren, bei denen einzig und allein nur von himmlischen Dingen gesprochen wurde. Trotz dieser Innigkeit jedoch eröffnete Maria Martin ihrer Freundin nie ihre verborgenen Besorgnisse und bat sie nie um ihre Hülfe; denn Alles wollte sie Gott allein anheimstellen.

Mittlerweile wurde die Mutter Franziska vom heiligen Bernard zur Oberin des neuen Klosters in Tours gewählt.

Als der frommen Dienerin Gottes diese erfreuliche Kunde zugekommen war, beeilte sie sich ihrer Freundin Glück zu wünschen. Eben hatte sie das Sprechzimmer betreten, so kam ihr der Gedanke, daß ihr die neue Oberin den Eintritt bei den Ursulinerinnen vorschlagen würde. In der That, kaum hatten beide die ersten Worte der Begrüßung gesprochen, so sagte ihr die Mutter vom heiligen Bernard mit freundlichem sanften Lächeln: „Ich weiß wohl, an was Sie denken, Sie meinen, ich werde Ihnen den Eintritt in mein Kloster vorschlagen. Nun gut! ich biete Ihnen dieses Haus an, und es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie unter die Zahl meiner Gefährtinnen gehören wollen."

Bei diesen Worten wurde unsere fromme Wittwe sprachlos vor Erstaunen und vor Freude. „Möge der Herr Ihre Güte belohnen, sagte sie mit bis zu Thränen gerührter Stimme, allein ich bin unwürdig einer solchen Gnade. Weil Sie mir jedoch diese Ehre erweisen wollen, so erlauben Sie mir, bevor ich antworte, zuerst noch mit Gott mich zu berathen und mit demjenigen, der auf Erden seine Stelle für mich vertritt."

Der ehrwürdige Pater Raimund vom heiligen Bernard war, wie wir schon Gelegenheit hatten zu sehen, ein ebenso weiser als erfahrener Seelenführer. Um den Beruf der ihm von Gott anvertrauten Seele zu prüfen, beantwortete er ihre Frage mit sichtlicher Kälte und bei-

nahe in schroffer Weise. Während einiger Zeit schien er sogar ganz vergessen zu haben, daß sie die Welt zu verlassen wünschte.

Eines Tages jedoch als sie im Gebete versunken, Gott ihr Anliegen vorbrachte, fühlte sie in sich alle Neigung zum Orden der Feuillantinnen verschwinden, und zugleich entbrannte in ihrem Herzen der Wunsch, in den der Ursulinerinnen einzutreten so mächtig und dringend, daß ihr alles in der Welt Gefahr zu drohen schien, wenn sie sich nicht schnell in dieses Haus Gottes flüchten würde.

Sie theilte ihrem Seelenführer den ihr von Oben erhaltenen Befehl mit. Dieser erkannte nun, daß die Zeit der Prüfung zu Ende sei. Obwohl er stets geglaubt hatte, daß Gott sie zu den Feuillantinnen rufen wolle, so sprach er ihr doch unverzüglich zu, nicht länger mehr zu zögern, und sagte ihr, daß es ein Widerstand gegen Gott sei, wenn sie nicht gleich ihren Beruf antrete, und daß sie sich sogar beeilen müsse, einen so deutlich von Gott erhaltenen Befehl zu vollziehen. Der Tag ihres Eintritts wurde nun sogleich festgesetzt; denn die Ursulinerinnen hatten vom Erzbischof von Tours die Erlaubniß erhalten, sie ohne alle Mitgift aufzunehmen. —

Jetzt kam aber auch die Zeit, wo der böse Feind seinen letzten und äußersten Versuch machte, die fromme Wittwe aus der Bahn zu reißen, die ihr vom Herrn vorgezeichnet war. Der Kunstgriff, dessen sich der Versucher bediente, war um so gefährlicher, als er seinen Einwand unter dem Scheine des reinsten Motives verbarg. Er zeigte Maria ihren jungen Sohn, den sie unaussprechlich liebte, und beschuldigte sie der Grausamkeit, ihn in einem so zarten Alter zu verlassen. Arbeitete sie nicht offenbar an seinem Untergang und versetzte sie nicht seine Seele in die höchste Gefahr? War es nicht vielmehr Pflicht für sie, in der Welt zu bleiben, um alle Fehler wieder gut zu machen, die sie durch Vernachlässigung ihres Kindes begangen hatte? Zu diesen Versuchungen gesellten

sich noch die Bitten ihrer Freundinnen und die heftige Mißbilligung, die ihre Schwester und ihr Schwager ihrem Eintritt in das Kloster entgegensetzten.

Aber Gott verlieh seiner Dienerin die Kraft, all diesen Anfechtungen zu widerstehen. Er gab ihr zu erkennen, daß sie nur nach Seinem Befehle handle, und versprach ihr, ganz besonders für das Kind zu sorgen, welches sie ja nur aus Liebe zu Ihm zurückließ. Gott gab ihr sogar sogleich einen Beweis seiner nahen Hülfe, indem er durch die Vermittlung Pater Raimunds vom heiligen Bernard die Ansichten ihres Schwagers und ihrer Schwester änderte, die sich beide ihrem Eintritt in's Kloster nicht mehr widersetzten, ja ihr sogar versprachen, Sorge für ihren Sohn zu tragen.

Man sollte nun glauben, daß das von den Wellen so arg bewegte Schifflein dieser demüthigen Dienerin Christi keinen weiteren Sturm mehr zu bestehen hätte; allein es war, als stoße sie immer wieder eine feindliche Hand in's Meer zurück, so oft sie landen wollte. Auch dieses Mal, da sie schon im Begriffe steht, Anker zu werfen, erhebt sich ein wüthender Sturm, zerreißt ihre Segel, und wirft sie weit in die Fluthen zurück.

Dieser Vorgang war ihr einige Zeit vorher von einem frommen Ordensmanne prophezeit worden. „Bereiten Sie sich vor, eine große Gnade erst dann zu empfangen, nachdem Sie dieselbe durch ein schweres Kreuz werden verdient haben."

Noch hatte Frau Martin ihre Absichten ihrem Sohne nicht mitgetheilt, doch ahnte er den Verlust, den er erleiden sollte. Seit einiger Zeit hatte er nämlich bemerkt, daß seine Verwandten weniger freundlich mit ihm verkehrten, und es fiel ihm auf, daß sie ihn oft mit Blicken des Mitleides betrachteten, und leise mit einander sprachen, als scheuten sie sich, ihm eine Nachricht mitzutheilen. Da er sich dieses Betragen nicht erklären konnte, ward er betrübt und weinte oft halbe Tage lang. Endlich konnte

er diesen traurigen Anblick nicht mehr ertragen, und faßte den Entschluß, zu entfliehen. Es gelang ihm auch, sich vierzehn Tage vor dem Eintritte seiner Mutter bei den Ursulinerinnen aus dem Hause zu flüchten, in welches man ihn zur Pflege gegeben hatte.

Sobald diese Flucht bekannt wurde, verdoppelten alle, die gegen das Vorhaben der frommen Wittwe waren, ihre Vorwürfe und ihre dringenden Bitten gegen die Ausführung. Dieser Vorfall, meinten sie, sei ein Fingerzeig Gottes, daß Er die Mutter nicht in einem Kloster haben wolle. Der Geist der Finsterniß gesellte sich noch zu jenen Eindrücken, um in Maria neue Verwirrungen herauf zu beschwören, indem er ihre mütterlichen Gefühle entzündete, um sie in ihrem Entschluß wankend zu machen. Doch blieb die Gnade bei ihr immer siegreich über alle Bande der Natur. Maria unterdrückte den tiefen Schmerz ihres Herzens, und erschien fest in Mitte aller Stürme. Dabei war der Kampf, welchen sie mit ihren tiefsten und zärtlichsten Gefühlen zu bestehen hatte, um so furchtbarer, als sie denselben nach Außen hin verbergen mußte. „O Gott! rief sie einmal aus, ich hätte nie geglaubt, daß der Schmerz einer Mntter über den Verlust eines Kindes so empfindlich sein könnte! Ich habe meinen Sohn bis zum Tode krank gesehen und hätte ihn gerne unserm Heilande aufgeopfert; aber ihn auf diese Weise zu verlieren, ist schwerer zu ertragen. Ich muß den heißesten Wünschen entsagen, um einsam und ergeben am Fuße des Kreuzes zu stehen."

In diesem übergroßen Schmerz eilte sie zu ihrer Freundin, der Oberin des Ursulinerinnen. Aber kaum hatte sie ihr die Ursache ihrer Traurigkeit und ihrer Thränen erzählt, so sah sie ihren Beichtvater, der noch nicht von diesem Ereignisse unterrichtet worden war, in das Zimmer eintreten. Sie warf sich ihm zu Füßen, erzählte ihm ihr Unglück und war der festen Ueberzeugung, daß dieser gute Ordensmann, der sie immer wie ein Vater geliebt hatte,

herzlichen Antheil an ihrem Schmerze nehmen würde. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Kälte sah, mit der er ihre Nachricht aufnahm! Dieser heilige Mann, die erhabenen Tugenden seines Beichtkindes wohl kennend, benützte diese Gelegenheit zu einer Prüfung für Maria — ein Benehmen, das vor den Augen der Welt befremdend erscheint, das aber die Wissenschaft der Heiligen manchmal rechtfertigt. Weit entfernt, sie zu trösten, suchte er das Schwert, welches ihr Herz verwundete, noch tiefer zu stoßen. „Sie müßten gar keinen Glauben haben, sagte er zu Maria in strengem Tone, wenn Sie nicht überzeugt wären, daß dieses Vorkommniß durch göttliche Anordnung geschehen ist; wenn Sie das aber glauben, so haben Sie offenbar zu wenig Opferfähigkeit und Ergebung in den Willen Gottes. Ich überzeuge mich erst jetzt, daß Ihre Tugenden nur oberflächlich sind, und wie sehr ich Grund hatte, zu befürchten, diese Eigenschaften seien mehr heuchlerisches Machwerk als wirkliche Tugenden. Man sieht jetzt, daß Sie ihre Natur als Mutter noch gar nicht unterdrücken können, und daß die Leidenschaften sich noch lebhaft in Ihnen regen, weil Sie eine so heftige Neigung für ein so elendes Geschöpf empfinden."

Während dieser strengen Zurechtweisung blieb die demüthige Frau zu den Füßen ihres Beichtvaters knieen, ohne ein einziges Wort zu erwidern. Von ihrer Unwürdigkeit vollständig überzeugt, antwortete sie nur durch Seufzer. Pater Raimund, der einen dieser Jammertöne gehört hatte, fuhr fort: „Nun, was habe ich Ihnen gesagt? Bekräftiget Ihr Benehmen nicht meine Befürchtungen? Es ist nur zu wahr, daß die verderbte Natur Ihre Seele noch ganz in ihrer Gewalt hat. Stehen Sie auf, gehen Sie fort; denn das Haus Gottes ist nicht für so unvollkommene Seelen."

Bei diesen Worten erhob sich Maria stillschweigend, verneigte sich tief vor ihrem Seelenführer und verließ das Kloster.

Sprachlos vor Bewunderung über solche Tugend blieben Pater Raimund und die Oberin einige Augenblicke ganz unbeweglich. Als aber Rührung ihrer Bewunderung folgte, ließen sie ihren Thränen freien Lauf und dankten Gott für die Gnade, Zeugen einer so erstaunlichen Tugend gewesen zu sein.

Sogleich, ohne Maria etwas davon zu sagen, schickten sie mehrere Männer aus, um den flüchtigen Sohn aufzusuchen. Diese kehrten aber zurück, ohne irgend eine Spur von ihm gefunden zu haben. Durch ein sonderbares Zusammentreffen ereignete sich die Flucht dieses Knaben gerade in der Zeit, wo die Kirche an den Verlust Jesu im Tempel erinnert. Wie das göttliche Kind, so war auch Claudius gerade im Alter von zwölf Jahren, als er den Händen seiner Verwandten entfloh. Diese Aehnlichkeit war der armen Mutter ein großer Trost in ihrem Schmerze. Sie vereinigte ihre Angst mit jener Besorgniß, welche die Mutter Gottes bei dem Verluste ihres göttlichen Sohnes empfunden, und sie hoffte, daß wie Maria auch sie ihr Kind nach Verlauf von drei Tagen wieder finden würde. In der That, drei Tage später wurde der Sohn wirklich nach Tours zurückgebracht. Ein braver Bürger, der ihn zufällig auf der Brücke von Blois angetroffen hatte, stellte ihn seiner Mutter zurück.

Ihr Sohn gestand ihr sodann, daß er den Plan gehabt habe, bis nach Paris zu einem Geschäftsfreunde seines Onkels zu gehen.

Die Rückkehr dieses Kindes beseitigte das letzte Hinderniß, welches Maria in der Welt zurückhielt. Von diesem Augenblicke an ertönte die innere Stimme, die sie überall vernahm, mächtiger als je, und sich mit jener ihres Seelenführers vereinigend, drängte sie zur Entscheidung. Dieser doppelten Mahnung getreu, setzte sie den Tag ihres Eintritts in das Noviziat der Ursulinerinnen unwiderruflich fest, trotz den erneuerten Einsprüchen ihrer Freunde und Verwandten, trotz der Thränen und der

Bitten ihres Vaters, der sie beschwor, ihn nicht in seinen alten Tagen zu verlassen, und trotz des herzzerreißenden Wehes, das sie empfand bei dem Gedanken, ihrem einzigen Sohne für immer Lebewohl zu sagen. Aber sie erinnerte sich der Worte des Heilandes: Wer seinen Vater oder seine Mutter, seinen Sohn oder seine Tochter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth (Matth. 10, 37), und sie schöpfte aus diesen Worten Muth und Festigkeit.

Maria hatte kaum diesen Entschluß gefaßt, als alle ihre Scrupel und Zweifel verschwanden, um einem unerschütterlichen und tiefen Frieden Platz zu machen, den ihr nichts mehr rauben konnte. Diese Eindrücke waren so mächtig, daß sie ihr kaum einige Stunden Schlaf und nur sehr wenig Nahrung gestatteten, so daß man ernstlich besorgt war, sie möchte krank werden.

Endlich hatte die Stunde der Trennung geschlagen. Sie ließ ihren Sohn zu sich kommen, um ihm ihre letzten Rathschläge zu geben, bevor die unüberschreitbaren Grenzen der Klostermauern, welche sich nun zwischen dem Sohne und der Mutter erheben sollten, ihn als Waise auf Erden zurücklassen würden. Vor diesem Augenblicke hatte sie immer gebebt; denn sie kannte alle Schwächen der mütterlichen Liebe; sie wußte, wie tief diese Wurzeln liegen, welche sich immer mehr verschlingen und immer stärker, ja mächtiger werden als der Tod. Seit mehr als zehn Jahren hatte sie sich zu diesem Augenblick vorbereitet. Kaum hatte ihr Sohn das Alter von zwei Jahren erreicht, so hatte sie sich das Opfer auferlegt, ihn nie zu liebkosen, und auch ihm nicht zu erlauben, seine kindliche Liebe auf diese Weise kund zu geben. Sie hoffte, ihm dadurch in der Stunde der Trennung den Abschied weniger fühlbar zu machen. Aber es trat ganz das Gegentheil ein. Wenn sie einerseits ihn mit sanftem Ernst behandelte, und von ihm, soweit es seinem Alter möglich war, dasselbe Betragen verlangte, so hatte

sie doch andererseits nie strenge Maßregeln gegen ihn gebraucht. Auch war seine Zuneigung zu ihr eben so tief als zärtlich.

Sobald sie mit ihm allein war, hieß sie ihn an ihrer Seite Platz nehmen und sprach zu ihm folgende Worte, würdig der Mutter der Machabäer: „Mein Sohn, ich habe Dir ein großes Geheimniß mitzutheilen, welches ich Dir bis zu diesem Tage verborgen habe. Du warst ja noch nicht alt genug, mein Kind, um dessen Wichtigkeit zu verstehen. Aber jetzt, wo du anfängst, vernünftig zu werden, und ich im Begriffe stehe, auszuführen, was ich vorhabe, will ich nicht mehr länger zögern, es dir zu sagen. Sogleich nach dem Tode deines Vaters, mit welchem ich, wie du weißt, nur zwei Jahre lebte, flößte mir Gott das Verlangen ein, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu gehen. Dieses Verlangen hat sich immer mehr gesteigert, und wenn ich dasselbe nicht gleich in Ausführung brachte, so geschah es nur deßhalb, weil du noch zu klein warst und mich noch nöthig hattest. Jetzt aber ist dieser Grund nicht mehr vorhanden, und ich muß der Stimme Gottes folgen. Ich hätte dich verlassen können, ohne dir etwas davon zu sagen, denn es handelt sich um mein ewiges Heil, um die Rettung meiner Seele; aber ich wollte dich nicht betrüben und wollte dich nicht allein ohne Vater und Mutter lassen. Du verstehst wohl, mein Sohn, daß ich hiezu keineswegs deine Einwilligung brauche, weil der göttliche Meister selbst mir diesen Schritt vorgezeichnet hat; aber ich möchte sie doch von dir erhalten, und hoffe, du wirst mir dieselbe nicht verweigern. — Wenn dich diese Trennung schmerzt mein Kind, so denke an die außerordentliche Ehre, welche Gott mir erweist, indem Er mich zu seinem Dienste beruft. Erwäge, wie trostreich der Gedanke für dich sein wird, daß du eine Mutter hast, die Tag und Nacht damit beschäftigt ist, dem Herrn ihre Wünsche für dein ewiges Heil vorzubringen."

Bei diesen Worten heftete die heroische Frau ihre Blicke voll unendlicher Zärtlichkeit auf ihren Sohn.

Sie wartete einige Augenblicke auf seine Antwort.

Aber er, ganz erstaunt, diese ungewohnte feierliche Sprache zu hören, konnte ihr nur mit schüchterner und weinerlicher Stimme antworten: „Werde ich dich nun nicht mehr sehen, liebe Mutter?"

„Das will ich nicht sagen, beeilte sich die muthige Frau ihm zu erwiedern; im Gegentheil, mein Kind, du wirst mich sehen, so oft du willst. Ich ziehe mich in das Kloster der Ursulinerinnen zurück, welches nur zwei Schritte von hier ist, und du wirst mich besuchen können, so oft du willst."

„Wenn es so ist, antwortete das Kind, noch ganz bewegt, so will ich es allerdings."

Die fromme Magd Gottes athmete freier auf bei dieser Antwort und fuhr fort: „Es würde mir noch viel mehr Kummer gemacht haben, mich von dir, meinem lieben Sohne, zu trennen, wenn du mir deine Einwilligung versagt hättest. Aber weil du einwilligst, ziehe ich mich um so lieber von der Welt zurück und lasse dich in den Händen Gottes. Du hast kein Vermögen, aber derjenige, den ich zu meinen Antheil gewählt habe, wird auch der deinige sein; und wenn du die Furcht Gottes besitzest, so bist du reich genug, denn du wirst dann den kostbarsten Schatz der Erde besitzen. Du verlierst deine Mutter noch heute, und von nun an hast du keine mehr hienieden; aber im Himmel hast du eine Mutter, welche besser sein wird als ich, und die dich reichlich entschädigen wird für den Verlust, den du erleidest. Der heiligen Jungfrau Maria empfehle ich dich. Sei ihr getreu! Nenne sie immer Mutter, und wende dich in allen Anliegen mit vollem Vertrauen zu ihr, indem du sie daran erinnerst, daß du ihr Kind bist und sie für dich zu sorgen habe. Glaube mir, daß sie dir immer helfen wird. Ich habe dich meiner Schwester anvertraut, die mir versprach,

dich zu lieben und für dich zu sorgen. Hege für sie dieselbe Liebe und Ehrfurcht, die du bisher für mich gehabt. Habe auch Achtung für deine Verwandten und überhaupt für alle Menschen; diene Gott und halte seine Gebote. Mit einem Wort mein Kind, liebe Gott, und der Herr wird dich lieben und für dich sorgen, in welchem Stande du dich auch befinden wirst. **Lebe wohl mein Sohn!**"

Nach diesen Worten hieß sie ihr Kind vor sich niederknieen, und auf's Tiefste gerührt und ergriffen, gab sie ihm ihren Segen, indem sie das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seine Stirne machte.

Dieß war die letzte Liebesbezeugung, welche dieses Kind von seiner bewunderungswürdigen Mutter empfing; denn von nun an sollte diese nicht mehr seine Mutter sein. Gott wollte künftighin allein in ihrem Herzen wohnen und es ganz ungetheilt besitzen.

„Bei dieser Gelegenheit," fügte später Claudius Martin, als er diese Scene schilderte, hinzu, „hätte mich meine Mutter wohl küssen können als letztes Zeichen ihrer Liebe zu mir; allein sie that es nicht. Dieß hielt ich für eine seltene und außerordentliche Tugend. Durch diesen heroischen Akt setzte diese erhabene Mutter, die sich selbst seit vielen Jahren der schuldlosesten Herzensfreude einer Mutter beraubt hatte, all ihren Opfern die Krone auf."

Nachdem Maria siegreich aus diesem schweren Kampfe hervorgegangen war, nahm sie ruhig Abschied von ihren übrigen tiefgerührten Verwandten. Sie riß sich aus den Armen ihres alten Vaters los, ohne den heftigen Schmerz, der ihr Herz erfüllte, zu verrathen. Dieser ehrwürdige Greis war untröstlich über den Verlust einer Tochter, die er auch stets als Heilige verehrt hatte, und das ganze Haus ertönte von Wehklagen.

Endlich verließ Maria die Wohnung ihres Schwagers, von mehreren ihrer Verwandten und Freundinnen begleitet; es war am 25. Jan. 1631,

am Feste der Bekehrung des heiligen Paulus. Einige Stunden vorher hatte sie sich zu den Füßen des Erzbischofs von Tours niedergeworfen, welcher voll Bewunderung über ihre Tugenden sie vor dem Eintritt in das Novizat hatte sprechen und segnen wollen. Auf dem kurzen Wege von ihrem Hause bis zu ihrem Kloster, ließ sie eine ihrer Nichten vorausgehen und gab derselben ein großes Crucifix in die Hand, welches Maria beständig bei sich getragen hatte, und das ihr nun als Wegweiser dienen sollte bei ihrem Austritte aus der Welt. Ihr lebhafter Glaube sah auf dieses Crucifix wie der Israelit auf die Feuersäule sah beim Auszug aus Egypten.

Zu Maria's Seite ging ihr Sohn, schweigsam und ergeben, — allein seine Thränen verriethen seinen tiefen Schmerz. Bei dem Anblicke einer so rührenden Scene konnten nicht allein ihre Begleiterinnen, sondern auch diejenigen, welche ihr auf dem Wege begegneten, ihre Thränen der Rührung nicht verbergen. Sie allein schritt dahin festen und sicheren Ganges, mit ruhiger und lächelnder Miene. Man hätte meinen können, sie beginne einen Triumph-, nicht einen Opfergang. Trotz dieses übernatürlichen Sieges, den sie über ihre natürlichen Gefühle davon trug, blutete dennoch ihr Herz schmerzlich beim Anblick des kleinen Claudius, der neben ihr einherging. „Er wagte nicht, erzählte sie später, mir seine Wehmuth kund zu geben, — allein die Thränen, die aus seinen Augen flossen, ließen mich deutlich erkennen, was in seinem Herzen vorging. So innig war mein Mitleid mit ihm, daß es mir schien, als entrisse man mir meine eigene Seele. Aber Gott war mir doch noch viel theuerer, als dieses liebe Kind."

An der Schwelle des Klosters angekommen, erneuerte Maria freundlich ihren Abschied von ihrem Sohne und von allen, die sie begleiteten. Heiter sich trennend, warf sie sich zu den Füßen ihres Seelenführers nieder, der sie

am Eingange des Klosters erwartete, um ihr seinen Segen zu geben.

Einige Augenblicke nachher kniete sie vor ihrer Oberin, die sie mit Thränen der Freude und des Jubels in ihren Armen empfing.

O heroische Frau! So bist du nun angelangt am Gipfel deiner Wünsche! Von nun an wird die Welt, die du überwunden hast, die Innigkeit deiner heiligen Liebe nicht mehr trüben! Wie vieles hast du mit Füßen getreten, um dieses hohe Glück zu erreichen! Du hast Alles zum Opfer gebracht: Verachtung und Demüthigung hast du auf dich genommen, die Bande der Natur und der mütterlichen Liebe hast du gelöst, selbst die reinsten und süßesten Freuden der Familie hast du verlassen! Alles, alles hast du überwunden! So geh' hinein in diesen Ort des Friedens, in das Heiligthum des Herrn und vereinige dich mit dem Chore dieser Jungfrauen, die schon hienieden dem Lamme folgen und schon auf Erden ein himmlisches Leben führen!

Und ihr, engelreine Töchter der heiligen Ursula, freuet euch und frohlocket und kommt eurer erhabenen Gefährtin entgegen! Oeffnet die Pforten eueres Hauses und bestreut euere Hallen mit Blumen und Kränzen zum Empfange derjenigen, welche einst der Ruhm der Kirche sein wird, der Stoz von Neu- und Alt-Frankreich, die Ehre eueres Ordens, **die ehrwürdige Mutter Maria von der Menschwerdung!**

Zweiter Abschnitt.

Klosterleben.

1631—1639.

Erstes Kapitel.

Noviziat. — Kummer über ihren Sohn. — Das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. — Einkleidung.

Wegen der außerordentlichen Tugenden der neuen Postulantin wurde diese im Noviziat als Chorschwester aufgenommen, obwohl sie bei ihrem Eintritt keine Mitgift mitgebracht hatte. Ueber diese Auszeichnung war sie höchlichst erstaunt und tief beschämt, denn sie hatte sich immer erwartet, nur als Laienschwester angenommen werden zu können. In ihrer Bescheidenheit fühlte sie sich übrigens besonders zu diesen untergeordneten Schwestern hingezogen, obwohl sie ihrer Freundin, der Mutter vom heiligen Bernard, nie die leiseste Andeutung davon gemacht hatte. Sie wollte sich mit gänzlicher Ergebung in dem Willen Gottes Allen unterwerfen.

Die erste Probe, die man Maria's Gehorsam in den ersten Tagen ihres Eintritts auferlegte, war die Untersagung all ihrer bisherigen Bußübungen. Sie mußte ihren Bußgürtel, ihre Ketten und ihre Geißeln hergeben, um die allgemeine Regel der Novizinnen zu befolgen. Nichts ließ deutlicher den Geist Gottes er-

kennen, der sie beseelte, als ihr Betragen bei diesem Anlaß. Mit der offenen Treuherzigkeit eines Kindes unterwarf sie sich allen Befehlen ohne den geringsten Widerspruch.

Da sie immer nur Gott allein in allen ihren strengen Uebungen gesucht, und stets mit vollkommener reiner Absicht gehandelt hatte, so verstand sie sogleich, daß in den Augen Gottes keine Bußübung dem vollkommenen Gehorsam und dem Verzicht auf den eigenen Willen gleichkomme. So verließ sie ihre Bußübungen mit derselben Freude, als sie dieselben aufgenommen hatte.

Ihr Betragen gegen die Novizinnen erregte nicht weniger als ihr Gehorsam die allgemeine Bewunderung.

Sie vergaß ihr Alter, ihren Verstand, ihre Erleuchttungen, ihre Talente, ihre seltene Geschäftsgewandtheit, ja auch den außergewöhnlichen Verkehr mit Gott und ihre Erfahrung im geistlichen Leben, und erschien unter den Novizinnen wie ein einfaches Kind, in Allem unwissend, und bereit, von einer jeden aus ihnen Belehrung anzunehmen. Sie fand oft eine Freude darin, sich von den jüngsten in der Uebung des religiösen Lebens unterweisen zu lassen, um Gelegenheit zu finden, die evangelische Einfalt zu üben, die der Herr mit den Worten empfiehlt: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht eingehen in das Himmelreich.“ (Matth. 18, 3.)

Maria's Gefährtinnen, entzückt über eine so hohe Vollkommenheit, umgaben sie mit aller Verehrung, die man einer Heiligen schuldet. Die demüthige Unterwerfung Maria's unter die Novizenmeisterin war eine andere Ursache der Erbauung für die ganze Gemeinde. Der leiseste Wink von dieser Seite schien ihr ein vom Himmel gegebener Befehl; denn sie erblickte in ihrer Meisterin einen Engel Gottes, der beauftragt war, sie in das gelobte Land zu führen. Diese ausgezeichnete Novizmeisterin bewunderte fortwährend Maria's Pünktlichkeit und Treue in Erfüllung aller Klosterregeln, und ihre tiefe Verehrung für ihre erhabene Schülerin gab sich bisweilen durch ge-

wisse Zeichen kund. Aber nichts betrübte Maria mehr als derartige Auszeichnungen, weil sie befürchtete, daß dadurch ihre Verdienste an wahrem Werthe verlieren würden. Uebrigens mochten ihr die schwersten Uebungen des Klosterlebens nur wie Rosen im Vergleiche zu jener strengen Lebensart erscheinen, die sie bisher geführt hatte. Nichts konnte sie mit der Süßigkeit vergleichen, welche sie in diesem friedlichen und zurückgezogenen Leben fand, nach welchem sie ja seit so vielen Jahren geseufzt hatte. Maria findet keine Worte, um auszudrücken, wie süß und sanft sie das Joch des Herrn fand, und mit welcher Wonne sie sich unter dieser leichten Bürde beugte. Dieses Leben war für sie ein irdisches Paradies, ein Vorgenuß des Himmels.

Doch Gott, der beschlossen hatte, sie auf Dornenpfaden zu führen, erlaubte ihr nicht, sich lange an diesem vollendeten Frieden, der sie in ihrer Einsamkeit beglückte, zu erfreuen. Die Klagen und Vorwürfe, mit welchen sie in der Welt überhäuft worden war, hörten immer noch nicht auf; und ihr Sohn, welcher zuerst so großmüthig in ihre Trennung eingewilligt hatte, fing an, da er täglich ihre Handlungsweise rügen hörte, sein gegebenes Wort bitterlich zu bereuen. Die schlechten Rathschläge, die er fortwährend erhielt, vergifteten die noch blutige Wunde seines Herzens. Eine noch tiefere Melancholie, als diejenige, die ihn früher zur Flucht getrieben hatte, bemächtigte sich jetzt seiner. Man gab ihm zu verstehen, daß, wenn er alle Gelegenheiten benützen würde, um in das Kloster einzudringen und wenn er die Nonnen bestürmen würde, seine Mutter austreten zu lassen, es ihm sicher gelingen würde.

Um diese Zeit war das Kloster der Ursulinerinnen zu Tours noch nicht ganz fertig, und oft mußten die Thore offen bleiben, damit die Arbeiter nach Belieben ein- und ausgehen konnten. Der kleine Claudius benützte diesen Umstand, um in das Kloster zu dringen und schlich sich überall hin, wo er

einen Zugang fand: bald erschien er plötzlich im Garten in Mitte der Klosterfrauen, bald im entlegensten Hofe des Klosters; oft begab er sich in das Sprachzimmer und trug der Pförtnerin auf, sie möge die Oberin bestimmen, seine Mutter aus dem Kloster zu schicken, oder sie möge ihm erlauben, mit ihr im Kloster zu bleiben. Die Oberin schickte dann die neue Novizin zu ihm, damit sie ihn tröste und ihm kleine Geschenke gebe, die ihn beruhigen sollten. Der Knabe trocknete dann seine Thränen und versprach in Zukunft vernünftiger zu sein; kaum aber hatte er sich von seiner Mutter verabschiedet, so vergaß er wieder alle seine Versprechungen.

Die Pförtnerinnen bemerkten einige Male, daß, wenn er sich entfernte, er immer rücklings ging, seine Augen nach den Fenstern des Schlafsaales richtend, wo er seine Mutter zufällig einmal erblickt hatte.

Oft auch kam er zur Stunde der heiligen Messe in die Kirche, suchte dem Gitter so nahe als möglich zu kommen und warf seine Blicke in den Chor der Klosterfrauen.

Eines Tages fand Claudius das Kommuniongitter offen, und seinen Kopf durchstreckend, weinte und schrie er: „Gebt mir meine Mutter wieder! gebt mir meine Mutter!“ Die guten Klosterfrauen konnten sich der Thränen nicht erwehren, als sie diese herzzerreißenden Töne vernahmen. Der Anblick eines so bitteren Schmerzes, verbunden mit den moralischen Qualen, welche die arme Novizin erleiden mußte, erfüllte die Nonnen mit doppelter Betrübniß. Maria befürchtete alles Ernstes, daß solche Auftritte ihr Verweilen im Kloster unmöglich machen würden. Schon ging das Gerücht, daß die Oberin ihr bald bedeuten würde, sich zu entfernen. Einige ihrer Freundinnen, welche dieses Gerede für begründet hielten, riethen ihr, vor der Einkleidung aus dem Kloster zu gehen, um nicht nach derselben sich dieser Demüthigung aussetzen zu müssen.

Ein anderes Mal trat der Knabe, nachdem er lange im Kloster herumgeirrt, ohne zu wissen wohin er komme, in das Refectorium, wo die ganze Klostergemeinde versammelt war, um sich zu Tisch zu setzen. Man kann sich leicht vorstellen, welch' schmerzlichen Eindruck auch dieses Erscheinen auf die arme Mutter machte. Ihre ganze Zärtlichkeit erwachte in diesem Augenblick, und als sie ihn weinend in ihre Arme stürzen sah, fühlte sie ihr Herz von einem Dolche des heftigsten Schmerzes durchbohrt. Zugleich war sie tiefbeschämt, die unschuldige Ursache solcher Unruhen in einer Gemeinde zu sein, die sie so liebevoll aufgenommen hatte.

Nichts wäre leichter gewesen, als den Widerstand dieses Kindes zu bekämpfen, wenn das Kind nur sich selbst angehört hätte; aber alle, die es umgaben, schienen sich verschworen zu haben, seinen Schmerz noch bitterer zu machen und in ihm die Hoffnung zu nähren, die beweinte Mutter wieder an seiner Seite zu sehen.

Claudius überreichte seiner Mutter eines Tages eine Schrift, welche man ihm in dieser Absicht gegeben hatte. Es war ein langes Gedicht von einem seiner Onkel, der ein wirkliches Talent zur Dichtkunst hatte. Mit den lebhaftesten Farben malte er in demselben das Unglück dieses Knaben, welcher in einem so zarten Alter den Armen seiner Mutter entrissen wurde, und legte dem Kinde die zärtlichsten Vorwürfe in den Mund, um in ihr alle Stimmen der Natur zu wecken und ihre Festigkeit zu erschüttern. Maria las dieses Gedicht, ohne die geringste Rührung merken zu lassen; aber man kann sich leicht denken, welch gräßlicher Kampf sich zwischen der Natur und der Gnade in ihrer Seele erhob, da diese Dichtung so sehr geeignet war, die ganze Empfindsamkeit der mütterlichen Liebe zu erregen.

Doch sollten alle bisherigen Angriffe, welche der Versucher in Claudius veranlaßte, nur das Vorspiel sein zu einem weit ärgern Sturme. Der junge Martin hatte die

glücklichen Eigenschaften seiner Mutter geerbt, und erfreute sich von Hause aus eines sanften und freundlichen Charakters. Dieser Vorzug machte ihn zum Abgott aller seiner Kameraden. Als letztere ihn eines Tages wieder von Trübsinn befallen sahen, drängten sie sich um ihn und suchten ihn zu trösten. Sie wurden aber bald inne, daß alle ihre Anstrengungen umsonst seien, und zettelten nun unter sich eine kleine Verschwörung an, um ihm seine Mutter, welche die Ursache seiner bitteren Thränen war, zurückzugeben.

„Weine nicht," sagten sie alle zusammen, „wir werden dir gewiß deine Mutter wieder geben; wir wollen alle in's Kloster gehen und soviel Lärm machen, daß man wohl genöthigt sein wird, sie herauszulassen."

Im Nu war das ganze Stadtviertel in Bewegung. Entsetzliches Geschrei erhob sich rings um die Mauern des Klosters und Steine flogen von allen Seiten auf dasselbe. Die Klosterfrauen merkten anfangs den Grund dieses außerordentlichen Tumultes nicht, aber die arme Novizin, welche die unfreiwillige Ursache davon war, hatte bald Alles errathen; denn in Mitte dieses Geschrei's traf eine wohlbekannte Stimme schmerzlich ihr Ohr — es war die ihres Sohnes. Claudius schien außer sich zu sein bei dieser sonderbaren Demonstration. Heftiger als je weinte und schluchzte er und verrieth eine Stimme, die fähig war, die härtesten Herzen zu erweichen. Fortwährend rief er: „Gebt mir meine Mutter zurück! Gebt mir meine Mutter wieder!"

Jedes dieses Worte drang wie Lanzenstiche in die Seele dieser unglücklichen Frau. Sie glaubte sicher, daß ihre Frage nunmehr gelöst sei, und daß die Klosterfrauen, von so viel Unruhe und Unannehmlichkeiten ermüdet, sie fortschicken würden. „Niemals," sagt sie, „mußte ich so viel kämpfen. In aller Lieb' und Demuth meines Herzens nahm ich meine Zuflucht zum Herrn, um dessentwillen ich dieses Kind verlassen hatte; und Er sicherte meinem Herzen den Frieden."

In der That, ihre große Seele wurde keinen Augenblick in Mitte des ärgsten Sturmes rathlos, und alle, welche Zeugen von so viel Muth und Seelenstärke waren, wurden von hoher Bewunderung erfüllt.

Endlich ließ der Sturm nach. „Wenige Tage nachher, erzählt sie, würdigte sich der Heiland, mich zu trösten; denn eines Tages, als ich die Stufen zu den Räumen des Noviziats erstieg, gab Er mir die innere Gewißheit, daß ich Klosterfrau in diesem Hause würde; Er versicherte mich zugleich, daß Er Sorge tragen würde für meinen Sohn, und daß derselbe zu seinem Dienste bestimmt sei."

Dieses Versprechen wurde bald erfüllt und Gott wollte selbst die Gelegenheit dazu schaffen. Der Erzbischof von Tours und Pater Raimund vom heiligen Bernard sprachen nämlich eines Tages mit dem Pater Dinet, Rektor des Collegiums der Jesuiten zu Rennes, der sich eben in Tours befand, und erzählten ihm auch die Geschichte unserer Heldin. Pater Dinet war darüber voller Bewunderung, und auf den Vorschlag, er möge sich der Erziehung des Kindes annehmen, willigte er freudig ein. Diese Hilfe der Vorsehung kam zur rechten Zeit, denn Kummer und schlechte Rathschläge hatten dem Charakter des Knaben bereits so sehr geschadet, daß er sich eigensinnig weigerte, zu studiren, und daß er schon drohte, lasterhaft zu werden. Sein Betragen war einige Zeit eine Quelle des Kummers für seine Mutter, die ihm nie andere Schätze gewünscht hatte, als die der Unschuld und der Frömmigkeit.

Wie früher die Mutter des heiligen Augustin gethan, so opferte sich auch Maria als Brandopfer für ihren Sohn auf. „O mein Gott, seufzte sie, schicke mir so viele Leiden als Du willst, wenn nur mein Kind Dich nicht beleidigt. Ich wollte ihn ja tausendmal lieber sterben, als ihn in eine einzige Sünde fallen sehen. Ja, ich willige ein, auf jede Weise gemartert zu werden, wenn Du, o Gott, nur Sorge für mein Kind trägst."

Gott nahm diesen heiligen Vertrag an, und die Fortsetzung dieser Geschichte wird zeigen, welchen Einfluß dieses freiwillige Opfer auf die Zukunft ihres Sohnes hatte. Die Heiterkeit war kaum in Maria's Einsamkeit gezogen, als sich schon wieder ein neues Gewitter über ihrem Haupte ansammelte.

Ihr Vater, durch Alter und Kränklichkeit darniedergebeugt, hatte sich nie über ihren Verlust trösten können. Obwohl sie nur ein Jahr ihres Wittwenstandes bei ihm zugebracht hatte, und drei Schwestern hinterließ, die den Vater in seinen alten Tage pflegen konnten, so beweinte er doch fortwährend gerade diejenige seiner Töchter, welche er seinen Engel und die Freude seines Alters nannte. Nachdem er einige Monate gekränkelt hatte, wurde er gefährlich krank und starb sechs Monate nach Mariens Eintritt in's Noviziat.

Dieses Kreuz war um so schmerzlicher für sie, weil die Welt darin einen neuen Vorwand fand, ihren Kloster-Entschluß zu tadeln. Aber die Beharrlichkeit Maria's zwang zuletzt auch jene Tadler, sich für überwunden zu erklären; ja selbst diejenigen, welche die bittersten Spottreden gegen Maria geschleudert hatten, mußten zuletzt gestehen, daß deren Beruf wirklich von Oben kommen könne.

Diese schweren Prüfungen waren sichere Vorläufer von neuen Segnungen; denn eine jede dieser Proben war wie ein großes Feuer, aus welchem unsere fromme Novizin immer reiner hervorging. —

Um jene Zeit erschien ihr das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit zum dritten Male; aber auf noch vollkommenere Weise, wie in den vorhergehenden Visionen.

„Es war am Schutzengelfeste, erzählt sie, als ich mich in meiner Zelle befand. Ich erinnerte mich, daß der heilige Bernard die Zellen mit eben so vielen Himmeln verglichen habe, worin die Engel wohnten. Auf einmal fühlte ich mich

mächtig emporgehoben durch den Herrn der Heerschaaren, welcher mich auf eine bewunderungswürdige, wenn auch höchst schmerzhafte Weise mit sich verband. Dieses Geheimniß ging vor sich, ohne daß ich ein besonderes Gesicht dabei hatte; nur erkannte ich mich als ein Wesen, welches zu einer äußerst seltenen Sache vorbereitet wird. Diese innere Wirkung machte sich mir auch äußerlich fühlbar, und ich empfand einen sehr heftigen Schmerz dabei. Ich mochte drei oder vier Stunden in diesem eigenthümlichen Zustande verharrt sein, bis ich zum Chorgebete gehen mußte. Kaum kniete ich vor dem Allerheiligsten, da hörte schnell dieser innere Schmerz auf, und mit unbeschreiblicher Süßigkeit fühlte ich mich ganz umgewandelt. Ich mußte mich niedersetzen, weil mich meine Sinne nach und nach verließen und weil meine Kniee wankten. In diesem Augenblick wurde mein Geist in die Anschauung der hochheiligen Dreifaltigkeit verzückt, und tief prägten sich meiner Seele die Worte Christi ein: Wenn Jemand mich liebt, wird auch mein Vater ihn lieben; und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Joh. 14, 23. Diese Worte brachten in mir ganz die Wirkung des in ihnen gemachten Versprechens hervor, und mächtiger und erhabener als in allen anderen Visionen fühlte ich die Gegenwart der heiligen Dreifaltigkeit. Sie selbst gab mir ihre unmittelbare Nähe zu erkennen, und bemächtigte sich in ihrer Einheit meiner Seele, wie von einer Sache, welche ihr ganz eigen ist. In diesem unermeßlichen Abgrunde der Gnade wurde mir bedeutet, daß ich damals die allerhöchste Gunst empfangen hätte, welche mir je in den Mittheilungen der drei göttlichen Personen geworden sei. Es wurde mir geoffenbart, daß meine Seele bei der ersten Vision zum Unterrichte über das erhabenste und unbegreiflichste Geheimniß vorbereitet wurde; das zweite Mal habe das Wort mich zu seiner Braut genommen; das dritte Mal aber habe sich mir der Vater, der Sohn und der heilige Geist

ganz mitgetheilt, um meine Seele vollkommen zu besitzen. Sodann empfand ich die Wirkungen dieser drei Erscheinungen, und gleichwie die drei göttlichen Personen mich angenommen hatten, so besaß ich sie auch in der ganzen Fülle ihrer göttlichen Glorie. Der ewige Vater war mein Vater, das anbetungswürdige Wort mein Bräutigam und der heilige Geist derjenige, welcher durch seine Gnade meine Seele zu den göttlichen Eindrücken vorbereitete und sie dafür empfänglich machte. Lebhaft erkannte ich mein Nichts und sah mich verloren in dem All, und in diesem Verlorensein empfand ich eine unbeschreibliche Freude, ähnlich der Wonne, welche die Seligen im Himmel beglückt. Die göttliche Majestät, in welche ich versenkt war, überhäufte mich mit Beweisen von Liebe, welche die sterblichen Menschen weder zu fassen, noch zu ahnen vermögen. Diese Gnade gab meiner Seele einen neuen Zuwachs an Gottesliebe, wodurch ihr die innigste Freundschaft erlaubt zu sein schien. Die Anmuthungen, wozu sie sich erschwe kamen nicht aus ihr selbst, sondern sie fühlte, daß sie das Resultat desjenigen waren, in welchen sie ganz versenkt war. O wer könnte beschreiben, mit welchen Auszeichnungen Gott die Menschen-Seele überhäuft, wenn er sie einmal zu seinen göttlichen Liebeserweisen erheben will? Dieß ist ganz unbegreiflich. Dabei pflegt Gott die Fülle seiner Wonne in etwas zu mildern, sonst, glaube ich, müßte die Seele geradezu in ihr Nichts zurückfallen. — Diese Verzückung währte eine halbe Stunde lang. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich an einem Stuhle angelehnt. Ich hatte doch noch Kraft genug, die Complet im Chore mitzubeten, trotz der göttlichen Eindrücke, welche meine Seele immer noch erfüllten. Dabei kam ich mir vor wie ein Gefäß, das noch ganz naß ist, nachdem man seinen Inhalt ausgegossen hat."

„Bei meinem Austritt aus der Kirche bemerkte ich, daß ich wie trunken war, und die Dinge, welche sich meinen Sinnen vorstellten, nicht erkennen konnte, und lange blieb

ich in mich selbst versunken, ohne auf irgend etwas acht haben zu können."

Wenige Tage nach dieser Vision bekam Maria das heilige Kleid und den Novizinnen-Schleier. Ihr Herz war noch ganz erfüllt von der göttlichen Gnade und mit engelhafter Andacht beging sie diese Feierlichkeit. Die Anwesenden bemerkten selbst mit Bewunderung und Erstaunen, daß während der Ceremonien ein übernatürlicher und himmlischer Glanz sie zu umstrahlen schien. Eingedenk der innigen Verbindung, welche sie mit dem menschgewordenen Worte, das sie zu seiner Braut erwählt hatte, eingegangen war, fügte sie ihrem Namen den ihres Vielgeliebten bei und nannte sich „**Maria von der Menschwerdung**". So ward sie seitdem auch immer genannt.

Man hatte Sorge getragen, ihren Sohn, der noch nicht in das Collegium von Rennes eingetreten war, auf's Land zu bringen, damit der Anblick dieser Ceremonie sein jugendliches Gemüth nicht all zu sehr erschüttern würde.

Zweites Kapitel.

Maria erhält das Verständniß der heiligen Schrift. — Furchtbares Kreuz. — Die Besessenen von Loudun.

Um die Zeit, als die Mutter von der Menschwerdung eingekleidet wurde, entsprang in ihr ein ungeahnter Lichtquell — das Verständniß der heiligen Schrift. Damit verband sich eine außerordentliche Süßigkeit, gleichsam ein Kosten dieser Speise als himmlisches Manna. Dieses Geschenk war eines der kostbarsten ihres ganzen Lebens, und sie behielt es bis zu ihrem Ende. Obwohl Maria niemals die lateinische Sprache studirt hatte, verstand sie dennoch den Sinn aller Verse der heiligen Schrift voll-

kommen, ohne Hilfe einer Uebersetzung. Besonders kamen diese Erleuchtungen während des Gebetes. Auf diese Weise theilte ihr Gott die in der heiligen Schrift verborgenen Schätze mit. Sobald sie irgend einen Text las, wurde ihr sogleich dessen Sinn geoffenbart und zur selben Zeit tauchten in ihrem Geiste eine Menge anderer Stellen auf, welche sich ineinander verketteten. Dieß ergab sich mit solcher Leichtigkeit und Klarheit, daß es schien, als brauchte sie nur schweigend der in ihrer Seele predigenden Stimme des Meisters zu lauschen. Oft wurde sie auch während der Chorgebete mit einem Male so innerlich erleuchtet, daß sie wohl in Jubelrufe ausgebrochen wäre, wenn sie nicht im Gesang einen Ausweg ihrer Begeisterung gefunden hätte. „So mächtig war ich bewegt, daß ich große Lust verspürte, die ganze Welt aufzufordern, das Lob eines so großen Gottes zu singen, um alle für seine Liebe und seinen Dienst zu gewinnen. Es drängte mich nach dem Beispiele der Braut im hohen Liede, ein Eructavit zu singen, um alle Vorzüge und die ganze Majestät meines Bräutigams laut zu verkünden. Ich erkannte im Psalmengesang seine Gerechtigkeit, seine Vorsehung, seine Größe, seine Liebe, seine Erbarmung, seine Schönheit, seine Herrlichkeit, seine Freigebigkeit; ich empfand, daß Er nach dem Sinne der Kirche, Hände von Gold gefüllt, ganz voll von Hyacinthen habe, um sie in Fülle auszustreuen über die Seelen."

„Ein ganzer Sturm nicht endenwollender Gefühle überwältigte mich. Bei einem dieser Ergüsse, welche der Psalmengesang in mir hervorrief, sang ich in meiner Verwirrung beim Vers Laudate Dominum de coelis französisch statt lateinisch, indem ich in mir selbst die göttliche Person des Wortes pries, durch welches alle Dinge gemacht sind. Wenn mich die Pflicht in's Innere des Klosters führte, und wenn ich dann mein Klostergewand anschaute, faßte ich oft mein Haupt mit den Händen und berührte meinen Schleier, um mich zu überzeugen, daß ich

wirklich das Glück besaß, im Hause Gottes — ein Theil seines Erbes — zu sein."

Trotz sorgfältigster Wachsamkeit konnte die Mutter von der Menschwerdung das Geheimniß einer so seltenen und so kostbaren Bevorzugung nicht lange geheim halten. Der Wohlgeruch des heiligen Wortes, welches ihre Seele und ihre Lippen, wie einstens die des königlichen Propheten, überfluthete, verbreitete sich so zu sagen von selbst — ohne ihr Wissen — und durchduftete alle ihre Reden.

Ihre Gefährtinnen sammelten sich gerne während der Erholungsstunden um Maria und führten das Gespräch auf die heilige Schrift. Der Hauch, der in den Worten der Schrift weht, brachte Maria ganz außer sich; sie sprach mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit über den heiligen Text. Die Novizinnen hörten ihr entzückt und Stunden lang zu und sammelten wohl auch mit erklärlicher Hast die vom heiligen Geist ihr eingegebenen Worte.

„Schwester Maria, sagte ihr eines Tages eine der Novizinnen, erklärt uns doch, was der heilige Schriftsteller mit den Worten des hohen Liedes sagen wollte: Osculetur me osculo oris sui." Die Novizenmeisterin, welche eben zugegen war, befahl ihr Alles zu sagen, was ihr über diese Stelle eingeflößt werde. Sie gehorchte mit gewöhnlicher Offenherzigkeit und Einfachheit. Mit gesenkten Blicken und tiefgesammelter Miene begann sie die Umschreibung des angeführten Textes. Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, so erglänzte plötzlich ihr Antlitz, ein sanftes Lächeln streifte über ihre Lippen und auf ihren strahlenden Zügen malte sich eine Begeisterung und ein Entzücken, dessen noch Niemand Zeuge gewesen. Ein Strom bewunderungswürdiger Beredsamkeit ergoß sich aus ihrem Herzen mit einer Fülle und einer Weihe, welche alle Anwesenden vor Bewunderung ganz außer sich brachte. Unbeweglich die Augen auf sie gerichtet, hörten sie athemlos und lange in tiefstem Schweigen ihr zu, bis endlich

ihre Worte nach und nach erstarben und sie in eine leichte Verzückung sank. Voll Achtung und Verehrung für ihre Mitschwester wagte niemand dieses innige geheimnißvolle Zwiegespräch mit dem himmlischen Bräutigam, wovon die Engel wohl allein die Zeugen waren, zu unterbrechen.

Vergessen wir dabei Eines nicht. Wenn Gott seinen Auserwählten auf diese Weise seine außerordentlichen Spenden mittheilt, und sie mit unaussprechlichen Salbungen erfüllt, so ist es oft, um sie zu neuen Kämpfen anzufeuern, und auf jene schwersten Prüfungen vorzubereiten, welche der ausschließliche Antheil heroischer Seelen sind. Ist denn nicht das Leben der Auserwählten auf Erden das getreue Nachbild des Gekreuzigten? Wenn auch der göttliche Heiland jene Seelen zuweilen auf den Tabor führt, so geschieht es nur, um ihre Schritte zu stärken für den Weg zum Kalvarienberg.

Die Zeit war gekommen, da Maria ihrer Tugend jene Kraft und Energie eindrücken sollte, welche „in der Schwachheit vollendet wird." *) Dichte Finsterniß erfüllte nunmehr ihre Seele und schreckliche Versuchungen überfielen sie von allen Seiten: Gedanken der Verzweiflung, der Untreue, der Verachtung Gottes, des Hochmuthes, der Eitelkeit, der Gotteslästerung, der Unlauterkeit, der Abneigung gegen den Nächsten und ein außerordentlicher Ueberdruß an göttlichen Dingen. Alle diese Versuchungen waren ebensoviele Wellenschläge einer heftigen Springfluth, den Wall ihres Gewissens erschütternd. Ein ringsumwölkter Himmel schwebte über ihrem Haupte — kein Sternlein drang durch dessen Finsterniß. Kaum zeigte sich noch eine letzte Spur des Friedens in den tiefern Gängen ihrer Seele; aber so schwach und fern, daß sie fast verschwand. „Ueberlassen den Aufregungen einer verwirrten, sich selbst beständig quälenden Einbildungskraft, ohne fühlbaren Trost weder vom Himmel, noch von ihrem

*) 2. Kor. 12.

Seelenführer, der ihr gar kein Vertrauen mehr einflößte, kam ihr der Gedanke, daß ihre ganze Vergangenheit nur Trug gewesen, und daß sie sich selbst über ihre Fehler getäuscht, und folglich auch ihren Beichtvater darüber getäuscht habe. Aller göttlichen Dinge, selbst des Gebetes und der göttlichen Uebungen war sie jetzt überdrüssig. Dazu kam die Einbildung, daß sie jeden Augenblick in die gottlosesten Eingebungen des bösen Feindes einwillige. Um es kurz zu sagen: mit verfinstertem Geiste, mit irrender Einbildungskraft, mit empörtem Willen sah sich Maria von den Herrlichkeiten des Paradieses in die Schrecken einer wirklichen Hölle versetzt." *)

Um das Unglück voll zu machen, wurde ihr auch noch der ehrwürdige Pater Raimund entrissen, der ihre geistige Bildung übernommen und sie durch seine geschickte Leitung auf dem Wege der Vollkommenheit soweit gebracht hatte. Er ward zum Superior des Klosters der Feuillanten erwählt, um durch einen Ordensmann, welcher keine seiner kostbaren Eigenschaften besaß, ersetzt zu werden. So sehr der eine erfahren, klug und bewandert war in der Leitung der Seelen, ebenso unerfahren war der andere. Bevor Letzterer den Zustand seines neuen Beichtkindes noch genügend ergründet hatte, erklärte er ihr offen, daß sie bisher schlecht geleitet worden sei und daß ihre Seelen-Stimmungen nur Illusionen gewesen seien.

Diese Entdeckung war ein Donnerschlag für die arme Magd des Herrn.

Nicht zufrieden, ihr Gewissen in solche Verwirrung gebracht zu haben, überließ ihr neuer Führer sie Monate lang ganz sich selbst. Die Unklugheit einer solchen Leitung hätte unheilbringend sein können, wenn die Mutter von der Menschwerdung nicht alle Eigenschaften einer starken Frau

*) P. Charlevoix.

gehabt hätte. Was lag in dieser Agonie aller Seelenkräfte näher — als die Verzweiflung?

Das währte zwei lange Jahre. Maria sah sich immer am Rande des Abgrundes, ohne begreifen zu können, welche Hand sie über dem unter ihren Füßen gähnenden Schlünden erhalte. Aber die Leitung des heiligen Geistes, welche die Unzulänglichkeit ihres Beichtvaters ergänzte, führte sie durch alle Gefahren.

Zu jener Zeit hörte sie von den Besessenen von Loudun*) sprechen, die damals allgemeines Aufsehen erregten. Von Mitleid gerührt für diese unglücklichen Opfer, betete Maria oft um deren Erlösung. In einer Mitternacht, als sie eben am Bette der kranken Novizenmeisterin gewacht hatte, kam ihr, als sie den Schlafsaal durchschritt, der Gedanke, die heilige Jungfrau für dieselben anzurufen.

Kaum war sie an ihr Bett gekommen, als ein entsetzliches Gespenst in menschlicher Form sich vor ihr aufrichtete. Obwohl sie ohne Licht war, sah sie dasselbe doch so deutlich wie am hellen Tag. Es hatte, sagt sie, ein langes bleifarbiges Gesicht und weite flammensprühende Augen. Beim ersten Anblicke dieses Ungeheuers erbebte sie vor Entsetzen; aber nachdem sie das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht hatte, verschwand dasselbe unter furchtbarem Gebrüll.

---

*) Die Geschichte der Besessenen von Loudun ist zu bekannt, als daß wir hier davon zu sprechen hätten. Doch ist die Ursache dieser sonderbaren Erscheinungen noch heut zu Tag der Gegenstand heftiger Discussionen. Die moderne Wissenschaft, welche nur zu oft der Gottlosigkeit dient, hat sich sehr bemüht, eine natürliche Ursache davon aufzufinden, aber bis auf den heutigen Tag gelang es ihr nur, neue Worte statt wirkliche Gründe zu finden. Für denjenigen, welcher nicht um jeden Preis die Einwirkung des Uebernatürlichen verwerfen will, ist die dämonische Ursache dieser Phänomene augenscheinlich. Wir verweisen diejenigen, welche diese Frage studiren wollen, an das ausgezeichnete Werk von M. v. Mirville: Von den Geistern. Paris, 1854.

Der Fürst der Finsterniß, welcher einstens von Gott verlangt hatte, die Apostel zu sichten, wie man den Waizen sichtet,*) wollte es auch versuchen, diese Magd Gottes zu vernichten, um sich an ihrer mächtigen Fürbitte zu rächen. „Kurze Zeit nach dieser Erscheinung schloß ich, sagte sie, aus einem plötzlichen Erbeben meines ganzen Körpers, daß sich dieser böse Geist in meine Knochen, in das Mark derselben und in meine Nerven geschlichen hatte, als wollte er mich ganz zerstören und vernichten. Ich befand mich in einer tödtlichen Angst, denn ich konnte mich weder bewegen, noch Jemand zu Hilfe rufen. Endlich nachdem ich furchtbar gelitten hatte, fühlte ich in mir eine höhere Kraft, wie von einem anderen Geiste, welcher mit dem ersten rang und kämpfte. In ganz kurzer Frist hatte er ihn verjagt und ich wurde wieder frei." Damals kam die Priorin der Ursulinerinnen von Loudun, Frau von Belfiel, auf ihrer Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Franz von Sales (in Annecy) nach Tours. Die Mutter von der Menschwerdung theilte ihr mit, welche sonderbare Erscheinung sie gehabt hatte, worauf ihr die Oberin sagte, daß sich dieselben Vorgänge auch oft unter ihren Genossinnen gezeigt hätten. —

Der Gang unserer Geschichte führt uns auf's Neue zu dem jungen Claudius Martin, den Sohn Mariens, der zu den Jesuiten gebracht worden war. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Collegium zu Rennes hatte er sich die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben, ließ sich aber später durch die schlechten Beispiele einiger seiner Kameraden verführen und wurde so zügellos, daß der Rektor des Seminars auf dem Punkte war, ihn fortzuschicken. Man mußte ihn also nach Tours zurückbringen. Diese Nachricht versetzte die arme Mutter in die peinlichste Besorgniß; denn sie glaubte, daß sich jetzt dieselben Scenen wiederholen würden, welche bei ihrem

*) Luc. 22, 31.

Eintritt in das Noviziat ihr so schweren Kummer bereitet hatten. Sie ahnte darin eine neue Schlinge des Teufels, der die Feier ihrer Profeß, welche näher rückte, verhindern wollte. Mit ihrer gewöhnlichen Ergebung beugte sie ihr Haupt ohne Klagen und Murren und erwartete geduldig das Urtheil der Vorsehung. Es war das Opfer, welches Gott von ihr erwartete, um sie von den Besorgnissen über die Zukunft ihres Kindes zu befreien. Zum zweiten Male gab ihr Gott die bestimmte Versicherung, daß Er ihr Kind unter seinen Schutz genommen habe. Sobald Claudius in Tours angekommen war, nahm ihn eine seiner Tanten zu sich, und es zeigte sich bald eine vortheilhafte Aenderung in seinem Betragen.

Drittes Kapitel.

Profeß. — Neue Prüfungen. — Erlösung.

Wir haben gesehen, durch was für eine traurige Wüste voll Abgründen, Schlangen und Ungeheuern unsere liebe Schwester Maria gewandert ist. Sie zog dahin ganz allein, von allem beraubt — ohne alle menschliche Hilfe. Da ist sie nun angelangt am Fuße des heiligen Berges, von wo sie herabkommen wird, in ihren Händen die Tafeln der evangelischen Räthe haltend, Räthe, die sie als Gesetze ewig befolgen wird. Die Mutter vom heiligen Bernard, die alleinige Vertraute der Kreuze ihrer heroischen Schülerin, war weit entfernt, den Tag ihrer Profeß länger zu verschieben, sondern befahl ihr, sich ohne Verzug darauf vorzubereiten. Sie bestimmte dazu das Fest der Bekehrung des heiligen Paulus, den 25. Januar 1633.

Maria war damals dreiunddreißig Jahre alt. Nie hatte eine glücklichere Nachricht ihr Ohr getroffen. Aber ihre Seele, seit lange allen Bitterkeiten ausgesetzt

war so von Stacheln verwundet, so durch Kummer zerschlagen, daß sie zuerst fast keine Freude darüber empfinden konnte. Dieses Gefühl dumpfer Unempfindlichkeit lastete bis zum Vorabend des erwähnten Festes auf ihr. Doch ließ das gebenedeite Wort nicht zu, daß eine so treue Braut sein drückendes Joch gerade zu der Zeit fühlte, wo sie sich mit ihm durch einen unauflöslichen Bund vereinigen wollte.*) In der That verschwand wie durch Zauber am Vorabend ihrer Profeß auf einmal ihre Traurigkeit. Klare Ströme höhern Lichtes und Trostes erfüllten ihre Seele mit süßer Ruhe und unbeschreiblicher Wonne.

„Alle Spuren meiner Leiden schienen sich jetzt in Gefühle zärtlichster Liebe verwandelt zu haben. O meine Liebe! — betete ich, — obwohl ich durch meine Gelübde auch bisher schon Deine Braut gewesen bin, so werde ich sie jetzt noch auf vollkommenere Weise sein. Alle Kräfte meiner Seele hatten sich so sehr in dem hohen Aether himmlischer Liebe verloren, daß es ihnen fast unmöglich war, aus demselben wieder herabzutauchen. Ich bat meinen göttlichen Bräutigam dringend, daß sich dieß nicht nach Außen bekunde, und daß er mich die heilige Handlung willensfrei vollziehen lasse. Er gewährte mir dieß. Doch hatte ich während der Ceremonien große Mühe, die nöthige Aufmerksamkeit zu behalten, um nichts zu übersehen. Nur schwer gelang es mir, die Formel meiner Gelübde zu lesen. Unmittebar nach der Ceremonie hatte ich Eindrücke, deren Erinnerung mir zwar lebhaft geblieben, worüber ich mich aber nicht aussprechen kann."

„Als ich in meine Zelle getreten war, wurden diese Eindrücke so überwältigend, daß ich mich niederwerfen mußte, ohne zu wissen, welche Stellung ich meinem Körper geben sollte. Ich war so erhoben, so außer mir, daß

*) P. Charlevoix.

Alles für mich erstorben zu sein schien. Wenn ich durch das Haus ging, hörte und verstand ich nur meinen göttlichen Bräutigam. Alle meine inneren Kräfte hatten sich in die Tiefe zurückgezogen, wo sie alle mit Gott, ihrem Mittelpunkte, verkehrten, so daß mein Aeußeres ganz theilnahmslos erschien."

Diese glückselige Gehobenheit sollte indeß nur vorübergehend sein — sie war wie ein Blitzstrahl zwischen zwei Gewittern; denn diese große Seele schien nur geboren zu sein, um schwer zu leiden.

Kaum waren acht Tage vorbei, seitdem Maria ihre Gelübde abgelegt hatte, als sie sich von Neuem in den Abgrund der alten Beklommenheit versenkt sah. Das Einzige, was ihrem hinschwindenden Glücke blieb, war eine innigere Liebe zum Kreuze und eine neue höhere Anschauung, welche ihr Armuth und geistige Trostlosigkeit mit Wonne begrüßen ließ. Von menschlichem Troste blieb ihr nur eines: ihre innern Schmerzen von Zeit zu Zeit ihrer zärtlichen Freundin, der Mutter Oberin, mittheilen zu können. Aber die strenge Büßerin wollte ihrer Seele auch noch die letzte Stütze nehmen, und ganz allein auf allen Leidenspfaden ihrem Bräutigam nachfolgen. Von Mitleid gerührt sann jedoch die Mutter vom heiligen Bernard nach einem Mittel, jenen Leiden ein Ziel zu setzen. Pater Georg de la Haye, aus der Gesellschaft Jesu, ein heiliger und erleuchteter Mann, hielt damals die Fastenpredigten in der Domkirche zu Tours. Er hatte auch das Kloster der Ursulinerinnen besucht und die ganze Gemeinde durch seine Wissenschaft und seine Tugenden entzückt. Niemanden hatten diese Reden und Mahnungen tiefer gerührt, als die Mutter von der Menschwerdung. Von diesem Augenblicke an fühlte sie eine lebhafte Neigung sich bei diesem Ordenspriester auszusprechen; aber die Angst, einer Versuchung zur Unbeständigkeit nachzugeben, hatte sie immer davon zurückgehalten. So war sie denn am Gipfel ihrer Wünsche, als

ihr die Oberin befahl, ihren Gewissenszustand jenem Pater de la Haye zu eröffnen. Gleich nach der ersten Unterredung, die sie mit diesem frommen Ordensmanne gehabt hatte, fühlte sie einen Theil ihrer Qualen verschwinden, und das unbeschränkte Vertrauen wieder erwachen, welches sie einstens für ihren früheren Beichtvater gehabt hatte. Der Pater begnügte sich nicht damit, das aufrichtige unbefangene Bekenntniß aller ihrer Versuchungen zu hören, sondern, um ein sicheres Urtheil über ihren Seelenzustand fällen zu können, wollte er auch noch, daß sie schriftlich alle Gnaden aufzeichne, die ihr Gott seit ihrer Kindheit verliehen, sowie den Gebrauch, welchen sie davon gemacht hatte. Die demühige Magd Gottes willigte ein, aber unter der Bedingung, daß sie zugleich auch alle Sünden und Unvollkommenheiten ihres Lebens aufschreiben dürfe. Gott gab ihr sogleich zu erkennen, daß er diesen Befehl gut heiße, denn am selben Tage, dem Charfreitag des Jahres 1633, im Augenblicke als sie sich an's Werk setzte, entrollte er ihr mit vollkommener Klarheit ihr Leben, so daß sie sich nicht im Geringsten zu erforschen brauchte. Dieß wurde der Ursprung ihres ersten Lebensberichtes.

Nach reiflicher Prüfung dieser Aufzeichnungen und nach langem Berathem mit Gott dem Herrn erklärte ihr Pater de la Haye, daß es einzig und allein der Geist Gottes gewesen sei, der sie geleitet habe.

Bei diesen Worten verschwand auf einmal all ihr Kummer; ihr Geist erlangte seine ganze Freiheit wieder, wie wenn Gottes Hand ihn von den Ketten einer schweren Gefangenschaft befreit hätte. Diese glückliche Ruhe dauerte bis zum Feste der Himmelfahrt Christi. Da wurde diese süße Heiterkeit etwas getrübt. „Es schien mir an diesem Tage, schrieb sie, als wenn unser Heiland, der in den Himmel hinauffuhr, alle Freuden, mit denen Er mich erfüllt hatte, mit sich nehmen, und mich wieder in den frühern Zustand der Leiden und Versuchungen versetzen

wollte. Aber diese Verdunkelung war nur vorübergehend, denn bald nachher erzählt sie ihre Befreiung in folgenden Worten:

„Eines Abends, als ich aus Gehorsam in einer Allee des Gartens spazieren ging und Gott auf's Neue meiner Wachsamkeit über mich versicherte, fühlte ich einen sehr mächtigen Drang, stehen zu bleiben und meinen göttlichen Bräutigam aus dem innersten Grunde meiner Seele um Verzeihung zu bitten, indem ich Ihm ewige Treue verversprach. In diesem Momente verschwanden alle meine Kreuze und Versuchungen. Es schien mir, als hätte ich nie gelitten. Ich wurde mit einem tiefen Frieden erfüllt."

Pater de la Haye, welcher das glückliche Werkzeug war, um ihre Befreiung zu bewirken, übernahm auch noch die Erziehung ihres Sohnes, und verdiente so ihre ganze Dankbarkeit. Er nahm ihn mit sich nach Orleans, wo Claudius unter seiner Leitung seine Studien bis zur Rhetorik fortsetzte, um sich später in Tours, in einem von den Patres der Gesellschaft Jesu neu gegründeten Collegium weiter auszubilden. Später ließ ihn Pater de la Haye nach Orleans zurückkommen, damit er dort seine Studien der Philosophie vollende. —

Viertes Kapitel.

Offenbarungen über Canada. — Die Mutter von der Menschwerdung wird Novizenmeisterin.

Sobald die Oberin der Ursulinerinnen überzeugt war, daß der vollkommenste Friede in das Herz der Mutter von der Menschwerdung wieder eingezogen war, dachte sie daran, dieses kostbare Talent für ihre Gemeinde zu benützen. Sie vertraute ihr das Amt einer Unterlehrerin der Novizinnen an. Bald nachher mußte

Maria auch den allgemeinen Unterricht für das Noviziat übernehmen.

So verflossen zwei Jahre seit dem Tage ihrer Profeß.

Diese neue Stelle rief in Maria ein Gefühl hervor, welches sie schon seit ihrer zartesten Kindheit empfunden hatte: den Eifer für das Heil der Seelen, dem später ihr segenreiches Wirken für Canada erwuchs. Um diese Zeit offenbarte ihr Gott die ersten Vorzeichen ihres spätern Berufes in einer prophetischen Vision.

„Nach einem intimen Gespräche, das ich einmal des Nachts mit meinem himmlischen Bräutigam führte, schlummerte ich ein. Da sah ich plötzlich im Traume eine Dame neben mir stehen, welcher ich zufällig schon einmal begegnet war. Ich nahm sie bei der Hand und führte sie mit mir. Wir gingen sehr raschen Schrittes und wurden bald sehr müde, denn wir hatten auf dem Wege sehr viele Hindernisse zu bekämpfen, um unser Ziel zu erreichen. Obwohl ich des Weges vollständig unkundig war, eilte ich doch immer muthig vorwärts, und zog auch die gute Dame mit mir fort. Endlich kamen wir an das Meer und den Platz, wo man sich einschifft. Da gewahrten wir einen Weg von der Breite eines großen Portales. Dort stand ein Mann, weiß gekleidet, wie die Apostel gewöhnlich dargestellt werden. Mit einer Handbewegung wies er uns den Weg zu einem großen und schönen Platz, den er zu bewachen hatte. Dieser Ort, vom blauen Himmel überspannt, war reizend. Es herrschte darin ein tiefes Schweigen, welches einen unbeschreiblichen Zauber auf uns ausübte. Das Pflaster dieses bewunderungswürdigen Platzes war von Marmor, so weiß wie Alabaster, und roth gefleckt; es waren Vierecke, die mit scharlachrothen Streifen mit einander verbunden waren. Der stattliche Platz war von großartigen Bauten umgeben, welche mir Klöster zu sein schienen. Ohne deren Schönheit zu betrachten, schritt ich rasch vorwärts und sah von Weitem linker Hand eine kleine Kirche aus weißem Mar-

mor ausgehauen, in antiker Architektur und wundervoll aufgebaut. Ueber dieser kleinen Kirche erblickte ich die Mutter Gottes, das Kindlein Jesu in den Armen haltend. An dem unteren Theil des Platzes dehnte sich ein großes weites Land mit vielen Bergen und Thälern aus. Es war ganz von dichtem Nebel bedeckt, mit Ausnahme eines kleinen Gebäudes, welches der Umgegend als Kirche diente. Die Mutter Gottes schaute mitleidig hinüber auf dieses Erbarmen und Schrecken erregende ungläubige Land, zu dem ein rauher und enger Pfad führte. Anfänglich schienen mir Maria und ihr Kind wie von weißem Marmor zu sein; aber als ich näher hinzutrat, sah ich, daß sie lebten und leibhaftig vor mir standen. Die Mutter Gottes war so unbeweglich, wie der Marmor, auf dem sie saß, und doch konnte ich nicht widerstehen, zu ihr zu gehen. Kaum war ich ihr näher gekommen, ließ ich die Hand meiner Begleiterin los, und aus innerem Liebesdrange lief ich der göttlichen Mutter mit offenen Armen entgegen. In dieser Stellung vermochte ich die beiden Enden der kleinen Kirche zu berühren. Sehnsüchtig erwartete ich von Maria eine Gnadenbezeugung; aber da ihre Augen auf das arme Land gerichtet waren, so konnte ich ihr Gesicht nicht genau sehen. Einen Augenblick nachher entdeckte ich, daß sie sich bewegte und einen stummen, bedeutungsvollen Blick auf ihr göttliches Kind richtete. Es kam mir vor, als habe sie ihm etwas über dieses Land und auch über mich mitgetheilt. Jetzt entflammte mein Herz immer mehr und meine Seele empfand ein unbeschreibliches göttliches Gefühl, das sie mit süßem Frieden erfüllte. Meine Gefährtin war zu [illegible] Schritte zurückgeblieben, um in dieses große Land hinab zu gehen; von ihrem Standpunte aus konnte sie die heilige Jungfrau nur von der Seite erblicken. Die göttliche Mutter war von himmlischer, entzückender Schönheit umflossen und schien im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren zu sein. Ich seufzte mit ausgebreiteten Armen

immer nach ihr. Endlich wandte sie sich voll Freundlichkeit zu mir. Liebevoll lächelnd küßte sie mich, ohne ein Wort zu sagen. Dann kehrte sie sich wieder zu ihrem Sohne, und es kam mir vor, als habe sie ihm von Neuem etwas über mich gesagt. Sodann wandte sie sich abermals gegen mich und küßte mich wieder. Noch einmal sprach sie dann mit ihrem anbetungswürdigen Sohne und küßte mich zum dritten Male. Diese süßen Liebkosungen erfüllten meine Seele mit himmlischer Wonne. Darauf erwachte ich und war noch so überglücklich und hocherfreut über meinen schönen Traum und über die heiligen Küsse der seligsten Jungfrau, daß ich das ganze Kloster durcheilen wollte, um jeder meiner Genossinen mein Traumbild zu schildern."

Diese prophetische Vision blieb lange ein Geheimniß für die Mutter von der Menschwerdung. Allein sie bestärkte in ihr den Eifer, welchen sie immer für das Heil der Seelen hatte, ein Eifer, der sie ja früher zum Eintritt in das Kloster der Ursulinnerinen bestimmt hatte.

„Nach den Liebkosungen der heiligen Jungfrau, fuhr sie fort, und nach der Wonne, mit welcher diese heiligen Küsse meine Seele erfüllt hatten, war mein Geist außer sich, und flog durch die ganze Welt, um Seelen zu suchen, die das Blut Jesu Christi erlöst hatte. Ueberallhin begleitete ich die Arbeiter des Evangeliums; ich gesellte mich ihnen bei in ihrem Amte, verlassene Seelen zu retten, und mit einer heiligen Kühnheit legte ich Fürbitte beim himmlischen Vater für sie ein." —

Des Glückes beraubt, in entfernten Regionen den Weinberg des Herrn mit ihrem Blute und ihrem Schweiße zu befruchten, suchte unsere junge Nonne auf die ihr anvertrauten jungen Pflanzen die ganze Fülle ihrer Liebe auszugießen.

Bisher hatten sich die großen Erleuchtungen, welche von Oben geworden, immer unter die Flügel ihres Gehorsams und ihrer Demuth verhüllt und waren nur

zufällig und höchst selten an den Tag getreten; aber die Ausübung ihres neuen Amtes ließ jene Eingebungen in ihrer ganzen Schöne erglänzen. Eine jede ihrer Unterrichtsstunden bot einen Augenblick dar, um den der Himmel hätte die Erde beneiden können. Wie einstens die Mutter Gottes im Cönaculum dem Rathe der Apostel vorstand, so saß Maria im Kreise ihrer Schülerinnen und ergoß den ganzen Reichthum ihrer seraphischen Seele über dieselben. Von ihren Lippen gingen Worte aus, die sich wie Feuerzungen auf die Häupter dieser kleinen Schaar niederließen, und die ihnen das Feuer des heiligen Geistes mittheilten. Oft mitten beim Unterricht, wenn sie gewisse Stellen aus der heiligen Schrift vortrug, wurde sie plötzlich verzückt und verlor die Sprache. Erhaben über alle irdischen Dinge litt sie dann schweigend die himmlischen Wirkungen, bis ihr wieder die Freiheit wurde zu sprechen. Die fromme Versammlung ward dann sprachlos und erwartete geräuschlos den Augenblick, wo sie wieder vom Himmel herunter kam, um ihren unterbrochenen Unterricht fortzusetzen. Nichts kam sodann der wundersamen Gelehrsamkeit gleich, welche sie aus der Quelle der Wissenschaft selbst geschöpft hatte.

So vortreffliche Nahrung, diesen empfänglichen Gästen dargeboten, konnte nicht verfehlen, die kostbarsten Früchte der Gnade und des Segens hervorzubringen. Eine unendliche Begeisterung für die Vollkommenheit verbreitete sich mit electrischer Schnelle unter allen Novizinnen und selbst unter den älteren Klosterfrauen, welche ja auch nicht selten diesem Unterrichte beiwohnten, um sich zu erbauen und zur Tugend aufzumuntern. Mit wachsendem Eifer drängten sich die frommen Schülerinnen um ihre fromme Meisterin, stellten ihr unzählige Fragen über das geistliche Leben und baten sie, ihnen ihre inneren Schätze kund zu thun. Die Mutter von der Menschwerdung war ihrerseits entzückt, diesen nach Gott dürstenden Seelen noch größern Eifer beibringen zu können. Sie

verstand es, aus ihrer mittheilsamen Liebe ihnen eine kräftige und schmackhafte Nahrung zu bereiten. Auf das dringende Verlangen ihrer Schülerinnen hin unternahm Maria die ganze Erklärung der Psalmen Davids und des Hohen Liedes. Das Erstaunen und die Begeisterung der Novizinnen kannte keine Grenzen mehr bei Anhörung dieser erleuchteten Umschreibung, welche sie mit hoher Wissenschaft und Einsicht, mit einer unvergleichlichen Tiefe von Glaubensfülle und Frömmigkeit vortrug.

Nicht zufrieden, sie mit der reinsten Speise des heiligen Wortes zu nähren, verfaßte sie noch zu ihrem Gebrauche einen Katechismus, welcher nach dem Ausspruche des Paters de Charlevoix vielleicht der beste ist, den es in der französischen Sprache gibt. Man kann wenigstens versichern, fügt er hinzu, daß es keinen gibt, in dem die Glaubenswahrheiten mit mehr Ordnung, Genauigkeit und Einfachheit erklärt wären. Die Wahl und die Anwendung der Stellen aus der heiligen Schrift liefern den Beweis, daß die Mutter von der Menschwerdung gleich Mehreren ihrer Zeitgenossen diese heiligen Bücher genau studirt hatte. Alles in diesem Katechismus athmet eine wunderbare Einfachheit, welche jene gefährliche Neugierde beseitiget, welche die gewöhnliche Ursache des Stolzes, der Leichtfertigkeit des Geistes und der Unempfänglichkeit des Herzens ist. Man weiß nicht, was man in diesem Katechismus mehr bewundern soll, die Wissenschaft und die theologische Schärfe, oder die einnehmende Frömmigkeit, wovon er durchdrungen ist. Er wurde in Frankreich im Jahre 1684 gedruckt unter dem Titel: „Die heilige Schule.“ Gleich nach dem Erscheinen dieses Büchleins stellten alle frommen Seelen, die es gelesen, die heilige Verfasserin in die Reihe der großen Lehrer des geistlichen Lebens.

Fünftes Kapitel.

Die Schülerinnen der Mutter von der Menschwerdung.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Schülerinnen der Mutter von der Menschwerdung unter einer solchen Leitung rasche Fortschritte auf dem Wege der Heiligkeit machten. Unter diesen zahlreichen Zöglingen waren einige, welche sich ihr besonders innig anschlossen, und ihr so zu sagen näher auf dem Pfade des Himmels folgten. Mit ihrer Lehrerin die Höhen der Vollkommenheit ersteigend, wurden diese ganz hervorragende Muster ihres Ordens und zugleich der Ruhm ihrer frommen Mutter.

Unsere Geschichte nennt unter diesen Schülerinnen die Mutter Maria von der Geburt, von welcher wir hier einiges erzählen wollen.

Dieses edle Wesen war von der Wiege an mit allen Gnaden der Natur und des Himmels erfüllt. Im zarten Alter von sieben Jahren legte sie vor einem Altare der Mutter Gottes das Gelübde der ewigen Keuschheit ab und verbrachte an demselben Tage sieben volle Stunden nach einander im Gebete. Mit zwölf Jahren schon übte sie eine ungewöhnliche Gewalt über die Herzen. Sie allein war damals im Stande, die Stimmung ihres Vaters zu besänftigen, welcher gleich Saul, an gräßlichen Seelen-Schmerzen und an Anfällen von Tobsucht litt. Ihre Wonne fand sie in der Aufopferung ihrer kindlichen Freuden, um ungestört mit ihrem himmlischen Bräutigam zu verkehren. Eines Tages überraschten sie ihre Gespielinnen, welche sie von einer andern Liebe befangen glaubten, in diesem überirdischen Gespräche. Das Auge gegen den Himmel gerichtet, antwortete sie ihnen wie ihre Patronin, die jugendliche Märtyrin Agnes: „Mein Bräutigam ist überaus schön und anmuthig; er ist reich, edel, mächtig und unvergleichlich in all seinen Vollkommenheiten. Er hat sich meines Herzens bemächtigt; ihm allein vertraue ich mich an, ihm

allein bleibe ich ewig treu. . . . Er hat ein Zeichen auf meine Stirne gedrückt, damit ich keinen andern Bräutigam anerkenne, als ihn allein. Er hat mich mit herrlichen Juwelen geschmückt, meinen Hals und meine Arme mit kostbaren Steinen geziert; er hat mir Ohrgehänge von unschätzbarer Schönheit gegeben und zum Zeichen der Treue den Brautring an meinen Finger gesteckt. . . . Schon höre ich seine harmonischen Klänge, und ich schaue, was mich so lange zu sehen gelüstete; ich besitze das einzige Gut, nach dem ich mich sehnte, und ich fühle mich mit dem vereinigt, den ich mit aller Inbrunst meines Herzens liebe." *)

Jener Engel zögerte in der That nicht, seinen Flug zu den lichten Höhen des Klosters zu nehmen. Abstammend vom Hause Beruries, einer der ersten Familie der Touraine, hätte sie die edelste Verbindung eingehen können; aber ihr auserwähltes Herz seufzte nur nach den ewigen Freuden und verachtete die Welt mit ihren schillernden Täuschungen, ihren Blendwerken, ihren vorübergehenden Triumphen und trügerischen Freuden.

Dieß ist die Seele, welcher die Mutter von der Menschwerdung die Hand reicht, um sie in die Geheimnisse der göttlichen Liebe einzuweihen. Bald ahmte die Schülerin deren Tugenden und apostolischen Eifer getreulich nach. Als später die Frage an die Reihe kam, ihrer Meisterin eine Begleiterin nach Neufrankreich mitzugeben, schien sie die würdigste zu sein. Aber die Vorsehung hatte es anders gewollt und bestimmte die treffliche Schülerin dazu, den Eifer und die Liebe zum vollkommenen Leben in den verschiedenen Klöstern ihres Ordens in Frankreich zu verbreiten. Nachdem sie Novizenmeisterin der Ursulinnerinen von Loches gewesen, wurde sie zur Oberin von Tours gewählt, sodann von Amboise und Montrichard, welches

*) Offizium der heiligen Agnes. Siehe auch Claudius Martin.

Kloster sie verließ, um ein neues Amt in jenem von Tours zu übernehmen. Ihre Vereinigung mit Gott war so vollkommen, sagt ein Bericht über diese Frau, daß die sichtbare Schöpfung, weit entfernt sie zu zerstreuen, sie nur um so inniger zum Herrn hinzog. Die Schönheit einer Blume, der Flug der Vögel, das Zittern eines Blattes und tausend andere kleine Dinge, die man selten beachtet, erfüllten sie mit unglaublicher Liebeswonne. Als sie einmal den Flug eines Vogels mit dem Auge verfolgte, sagte sie zu ihren Genossinnen: „Seid ihr nicht von Bewunderung ergriffen, wenn ihr seht, wie dieser Vogel nur vorübergehend die Erde berührt, um das Nothwendige zum Leben zu suchen, und sich dann gleich wieder in sein reineres Element erhebt? Scheint es nicht, als wollten diese kleinen Bewohner der Lüfte uns einladen, zum Himmel aufzufliegen und die Erde nur mit der Fußspitze zu berühren?" Sechs Monate vor ihrem Tode sagte sie ihrer besten Freundin, der Mutter Angelika von der Empfängniß, ihr nahes Ende voraus und entschlief in der Gnade desjenigen, der ihr Herz an sich gefesselt hatte. — —

Wir nannten eben die Mutter Angelika von der Empfängniß, welche mit ihrer Freundin an Heiligkeit wetteiferte. Auch Angelika war ein Zögling der Mutter von der Menschwerdung. Isabella de la Baume de Blanc de la Vallière stammte aus einem erlauchten Hause Frankreichs ab, und ging fast unmittelbar aus den Armen ihrer Mutter in die des Herrn. Ihre Eltern entdeckten schon früh in ihr eine so seltene Tugend, daß sie dieselbe schon als kleines Kind den Ursulinerinnen von Tours anvertrauten, wo sie von der Mutter von der Menschwerdung erzogen wurde. Gleich auf den ersten Blick hatte diese heilige Frau in diesem Kindesherzen ein Gefäß der Auserwählung erschaut, und von diesem Tage an war sie ihrer kleinen Schülerin mit der innigsten Zärtlichkeit zugethan. Kaum zwölf oder dreizehn Jahre alt

bat das Kind so inständig um den Schleier der Novizinnen, daß sich die Oberin endlich entschloß, sie mit diesem heiligen Gewande zu bekleiden. Die guten Mütter lächelten und waren glücklich beim Anblicke dieser kleinen Klosterfrau. Am Tage ihrer Einkleidung bekam sie den Namen Angelika von der Empfängniß, der vollkommen zu ihren inneren und äußeren Vorzügen paßte. Sie war von so bezaubernder Anmuth, daß ihre Genossinnen sich leise zuflüsterten, die Engel kämen herab und lüfteten ihren Schleier, um auf ihrem Antlitz den Widerstrahl ihres Schöpfers zu sehen. „Sie glich, fügt ein Geschichtschreiber hinzu, jenen Bildern der heiligen Jungfrau, wie die heilige Kunst sie darstellt.“ *)

Aber diese junge Novizin hatte eine tiefe Verachtung für diese vorübergehenden Reize, die Quelle so vielen Unglückes. Leider mußte sie in ihrer eigenen Familie ein auffallendes und schmerzliches Beispiel von den Gefahren dieser Quelle erleben**). Da sie wußte, daß sich der himmlische Bräutigam einzig und allein in der Schönheit der Seele gefällt, so entschloß sie sich, diesen vorübergehenden Schmuck, der sie zum Falle bringen konnte, mit einem einzigen Schlage zu zerstören. Sie rieb sich ihr Gesicht mit heißen Tüchern, bis es ihr gelang, auf diese Weise den blendenden Glanz ihres Antlitzes zu trüben.

Ein einziger Zug wird zeigen, wie Schwester Angelika die Tugend der heiligen Armuth liebte. Sie verzichtete darauf, eine Uhr in ihrem Zimmer zu haben, um die Stunden ihrer frommen Uebungen zu regeln. Und die reiche Erbin der edlen Familie de la Vallière hatte kein anderes Mittel, um ihre Zeit einzutheilen, als eine mit Wasser gefüllte Flasche, die ihr als eine Art Wasseruhr diente. Das Wasser tropfte nämlich durch eine kleine

*) Claudius Martin.
**) Frau de la Vallière.

Röhre in ein anderes mit leichten Einschnitten versehenes Gefäß, welches ihr die viertel und halben Stunden bezeichnete.

Eines Tages, als sie mit der übrigen Klostergemeinde zur Erholung in den Garten gegangen war, zog sie sich dort mit einer ihrer Gefährtinnen zurück, um ungestört über geistliche Dinge reden zu können. Während sie beide im Schatten einer Hagebuche saßen, kamen sie auf die Wirkungen der Gnade in einer treuen Seele zu sprechen. Plötzlich hielt Angelika inne; ihre Gefährtin blickte sie erstaunt an und gewahrte, daß ihr Antlitz vom tiefsten Roth gefärbt war, und daß Thränen ihre Wangen netzten. Sie war in Verzückung. „Es ist klar, daß sie in sich selbst die Wirkungen der Gnade empfand, von welcher sie kurz vorher so eifrig gesprochen hatte, und in ihrem Gesichte erglänzte gleichsam das heilige Licht wie in einem durchsichtigen Krystall."

Um jene Zeit kam in ihrer Familie ein Kind zur Welt, welches einst berühmt werden sollte durch große Schwächen und noch größere Reue, ein Wesen, dessen Dasein die äußersten Pole der menschlichen Sündhaftigkeit und der göttlichen Gnade verkünden, ihrer tugendhaften Tante aber viele Thränen und jahrelange Opfer kosten sollte. Dieses Kind war die Herzogin de la Vallière, „deren Schicksale ewig rührend in der Geschichte bleiben werden."

Die Anmuth schien das Erbstück dieser edlen Familie, aber auch ihr Unglück zu sein. Am Morgen ihres Lebens, in der ersten Blüthe ihrer Jugend, kam die Herzogin an einen der glänzendsten Höfe der Welt. Umgeben von allen Versuchungen einer bezaubernden Gesellschaft, von berauschenden Vergnügungen und geblendet durch königliche Gunst, hatte sie nicht Kraft genug, diesen gefährlichen Klippen auszuweichen. Von einer unerfahrenen Hand geleitet, erlitt ihr schwaches Fahrzeug einen traurigen Schiffbruch und die junge Seele sank in den

wirbelnden Abgrund. Wie viele Jahre hindurch beweinte die Mutter Angelika von der Empfängniß die Verirrungen ihrer unglücklichen Nichte! Wie viele Gelübde, Seufzer und Bußübungen opferte sie dem Himmel auf für die Rückkehr dieses verlornen Kindes! Sie bat inbrünstig ihre frühere Freundin und Meisterin, die Mutter von der Menschwerdung, um ihre Fürbitte bei Gott. Diese schrieb ihr später, um sie zu trösten, folgende Antwort:

„Meine geliebte Mutter! Alle Ihre Angehörigen sind „mir theuer und die Ursache Ihrer Trauer erfüllt mich „mit Schmerz. Ich habe davon Kenntniß erhalten in „dieser äußersten Grenze der Welt, und theile Ihnen mit, „daß wir im Zeitraum von zehn Wochen außerordentliche „Andachten und Bußübungen zu Ehren des bitteren Lei„dens unseres Heilandes verrichtet haben, damit es seiner „Güte gefallen möge, die Sache in Ordnung zu bringen „und das Heil Ihrer Nichte zu bewirken. Ich versichere „Sie, daß mir diese Angelegenheit ganz besonders am „Herzen liegt. Trösten Sie sich, meine geliebte Mutter, „bei diesem schweren Kreuze."

Wenige Personen in Canada ahnten, daß Frau de la Vallière einen Theil ihrer Bekehrung den andächtigen Gebeten der Ursulinerinnen und frommen Seelen von Quebec verdankte, und daß zur Zeit, als Bossuet an die fürstliche Sünderin seine unsterblichen Mahnungen richtete, die unschuldigen Bitten der Canadierinnen von Neu-Frankreich seinem kräftigen Worte den Erfolg von Oben verschafften. Die Einbildungskraft beschäftigt sich gerne mit diesem eigenthümlichen Zusammentreffen, besonders da sich der Erfolg an merkwürdige Vorgänge, an gefeierte Namen und rührende Erinnerungen knüpft.

Dem Gebete der Mutter Angelika und ihrer Freundinnen war es jedoch nicht gelungen, dieses für den Himmel so reich angelegte Herz von jenen königlichen Banden zu befreien. Vergeblich hatte sich die fromme Tante Gott als Sühnopfer angeboten, und sich

bereit erklärt, ihr ganzes Leben lang zu leiden, um die Bekehrung ihrer Nichte zu bewirken. Jahre verflossen, ohne daß diesem großen Aergerniß ein Ende gemacht wurde. Frau de la Vallière sah wohl ihr sündhaftes Leben ein, konnte sich aber nicht zur Besserung entschließen. Endlich wollte Angelika für diese unglückliche Seele ein letztes Mittel versuchen, das ihr heldenmüthige uneigennützige Liebe eingab. „Mein Gott, rief sie aus, ich opfere Dir mein Leben für das Heil dieses theueren Kindes auf. Ja, ich willige ein, daß Du mir das Leben nimmst, wenn Du ihr eine solche Bekehrung gewährst, daß sie vollkommen der Welt entsagt und sich Dir in einem Kloster weiht."

So viel Edelmuth mußte das Herz Gottes rühren. Gott nahm das Opfer an. Sogleich sah man die Herzogin, deren Wille bisher immer zwischen Pflicht und Herz geschwankt, einen so entschiedenen Entschluß fassen, daß Bousset beim Anblicke einer solchen Veränderung beschämt ausrief: „Ich spreche und sie handelt. Mir gehören die Reden, ihr die Werke. Wenn ich diese Dinge betrachte, fühle ich den Wunsch in mir, zu schweigen und mich zu verbergen; in jedem meiner Worte fürchte ich, meine eigene Verdammung auszusprechen."

Die Freundinnen der Mutter Angelika beeilten sich, ihr diese glückliche Veränderung mitzutheilen, und den Entschluß ihrer Nichte, die Welt zu verlassen. „Gott sei gelobt, rief sie aus, aber das wird erst nach meinem Tode geschehen."

In der That, drei Monate nach ihrem Ableben bot die Kapelle der Karmeliterinnen in Paris eines der rührendsten Schauspiele dar, welches die Erde je den Engeln gegeben hat.

Die Herzogin de la Vallière, von nun an Schwester Louise von der Barmherzigkeit, war neunundzwanzig Jahre alt, als sie die Königin Angesichts des ganzen Hofes Ludwig's XIV. um Verzeihung bat, um sich dann leben-

dig in die Stille des Klosters begraben zu lassen. Die Königin wollte selbst das Leichentuch über die junge Büßerin ausbreiten, deren Seele — nach dem Ausdruck Bossuets — nur mehr himmlischen Odem zu schöpfen vermochte.*)

Warum finden sich im siebenzehnten Jahrhunderte, wo Alles groß war selbst die Verbrechen, so häufige Bekehrungen selbst der größten Sünder? Vielleicht liegt der wahre Grund darin, daß außer dem tiefen Glauben, welchen nichts entwurzeln konnte, mancher große Sünder in seiner Familie Einen fand, der hinter den Mauern eines Klosters unaufhörlich seine fleckenlosen Hände zum Himmel erhob, und für den Schuldigen Fürbitten einlegte.

So war es die Mutter von der Menschwerdung, welche gleichsam das erste Glied jener unsichtbaren Kette hielt, womit Schwester Angelika das Herz und die Seele ihrer glücklichen Nichte umschlang, um die Unglückliche über dem jähen Abgrunde zu halten und sie endlich am Ufer der Ewigkeit abzusetzen. —

Von allen Schülerinnen unserer seligen Mutter drang indeß keine so tief in den Geist ihrer Meisterin ein, lebte keine so sehr nach ihrem Sinne und hatte keine einen größeren Antheil an ihrer Achtung und Liebe, als die Mutter Maria vom heiligen Joseph (Fräulein de la Troche Savonnières). Sie war die einzig bevorzugte unter ihren Schwestern, der die Ehre zu Theil wurde, mit der Mutter von der Menschwerdung die ersten Grundsteine zur Mission der Ursulinerinnen in Neu-Frankreich zu legen; sie war die treue Genossin aller ihrer Arbeiten und nur durch den Tod wurde sie von ihr getrennt.

---

*) Vergl. Ponjoulat's Briefe über Bossuet, worin sich in einem Auszuge die hauptsächlichen Stellen der Briefe des Bischofs von Meaux befinden, welche über die Bekehrung der Frau de la Vallière handeln.

Aber da ihr Name im Laufe dieser Geschichte bald wieder erscheinen wird, nennen wir ihn hier nur vorübergehend und behalten uns vor, später Einzelnes über ihr Leben und ihre Tugenden mitzutheilen. —

Sechstes Kapitel.

Die Vision über Canada wird ihr klar.

Während die göttliche Vorsehung der Mutter von der Menschwerdung Gelegenheit bot, ihren Eifer für das Heil der Seelen als Novizenmeisterin in Tours immer mehr zu entwickeln, brachte sie dieselbe dem erhabenen Ziele ihres Lebens zugleich immer näher. Als sie fünfunddreißig Jahre alt war, fühlte sie sich von Neuem von jenem apostolischen Geiste beseelt, welcher ihre Gedanken bis an die äußersten Grenzen der Erde hinführte, um dort das Wort Gottes zu verkünden. Welche Traurigkeit erfüllte sie oft bei der Erinnerung an so viele unglückliche Seelen, welche der Teufel ihrem göttlichen Meister entriß!

„Mit Liebe umfing ich oft im Geiste diese armen verirrten Seelen, sagt sie, und flehte den himmlischen Vater um Erbarmen für sie an. Klar und deutlich verstand ich die Stellen der heiligen Schrift, die von der höchsten Gewalt sprechen, welche der ewige Vater dem fleischgewordenen Worte über alle Menschen gegeben und die Worte, welche der heilige Geist über ihn spricht. An jenem großen Tage, welcher mir so viele Wunder entdeckte, wurde mein Herz von unendlicher Liebe verzehrt. Es ist gerecht, ewiger Vater, rief ich aus, daß mein Bräutigam der Herr aller Nationen sei. O hätte ich eine Stimme, mächtig genug, um von einem Ende der Welt bis zum andern gehört zu werden, damit ich überall verkünden könnte, daß Er würdig sei, alle Herzen zu be-

herrschen! — Wie flammende Pfeile drangen meine Seufzer zum Himmel. Ich versetzte mich so gern unter die Seelen, welche Jesus Christus nicht kannten, und brachte Ihm in ihrem Namen die Ihm gebührende Huldigung dar. Dann umfaßte ich sie alle, um sie in das kostbare Blut unseres anbetungswürdigen Erlösers zu tauchen."

„Durch innere Erleuchtung erkannte ich jedoch, daß die Art und Weise meines Gebetes Gott nicht ganz wohlgefällig sei. Sodann warf ich mich auf meine Kniee nieder, bekannte meine Armuth und Niedrigkeit und flehte inbrünstig zur göttlichen Majestät, Sie möge mir Ihren Willen kund thun. Sieh, da wurde meine Seele von einem Gnadenstrahl erleuchtet, und deutlich hörte ich die Worte: Bete zu mir durch das **Herz Jesu**, meines liebenswürdigen Sohnes, durch dieses werde ich dich erhören. Von diesem Augenblicke an fühlte ich mich mit dem Herzen Jesu so innig vereinigt, daß ich nur mehr in Ihm allein sprach und athmete." —

Um das Jahr 1635 wurde die Mutter von der Menschwerdung in alle diese Lieblingswinkelchen ihres innerlichen Lebens eingeführt. Diese himmlischen Wünsche hatten einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie gänzlich umgewandelt schien. Ihr Körper litt darunter so schwer, daß sie bald vollständig abmagerte und nur mehr einem wandelnden Scelette glich. Mit Recht konnte sie mit dem Psalmisten ausrufen: „Die Gluth meines Eifers hat mich verzehrt." (Ps. 118.)

Ihr Seelenführer bangte für ihr Leben und sie mußte sich so viel als möglich zerstreuen. Nach Kräften suchte sie, ihm zu gehorchen; allein Alles war umsonst.

Endlich nahte die Stunde, wo Gott das Siegel des Geheimnisses brechen wollte, mit welchem er bisher seine Absichten verborgen gehalten hatte. Ihr Beruf zur Mission nach Canada sollte sich nun deutlich zeigen. Seit ihrem Eintritte bei den

Ursulinerinnen hatte ihr eine innere Stimme gesagt, sie sei hier nur vorübergehend — sie sei ein Pfand, welches Gott wieder zurückverlangen werde. Sie schlug sich diesen Gedanken immer aus dem Sinne in der Angst, es könne eine Versuchung des Satans sein; allein da der Gedanke fortwährend wiederkehrte, warf sie sich vertrauensvoll in die Arme des Herrn. Sie verlangte nur, daß Sein heiliger Wille geschehe. Die Ursulinerinnen bemerkten bald, daß etwas Außerordentliches in ihrer Schwester vor sich gehe, und ahnten, daß diese nicht in ihrem Kloster sterben, sondern in einem anderen Wirkungskreis sich bethätigen werde.

Ihr Seelenführer war damals Pater Jakob Dinet, Rektor des Jesuitencollegiums von Tours, der bald nachher an den Hof Ludwig XIII. berufen und Beichtvater des Königs wurde. Eines Tages, als ihm die Mutter von der Menschwerdung ihre Liebe zum Apostolat und den oben erzählten geheimnißvollen Traum mittheilte, sagte ihr Pater Dinet, daß diese Vision ein Fingerzeig Gottes und Canada wahrscheinlich das Land sei, welches sie im Traume gesehen habe. Bei dieser unerwarteten Aufklärung war die Mutter von der Menschwerdung sprachlos vor Erstaunen; denn niemals hatte sie von Canada sprechen hören, und es war ihr nicht in den Sinn gekommen, daß sie anders als durch Abtödtungen und Gebete an der Bekehrung der Ungläubigen mitwirken könne.

Einige Tage darauf, als sie im Chore betete, wurde sie im Geiste verzückt, und sie schaute dieselbe Vision mit denselben Umständen wieder. Sie hörte eine Stimme: Dieses Land ist Canada und du mußt hingehen und dort ein Haus zu Ehren Jesu und Mariä gründen.

„Bei dieser Aufklärung, die Geist und Leben in meine Seele brachten, fährt die Dienerin Gottes fort, verlor ich alle Fassung. Ich hatte nur noch Kraft um zu antworten:

O großer Gott! Du kannst Alles — ich kann nichts — aber hilf mir, ich bin bereit." Von jetzt an war mein Wille unzertrennlich mit Gott vereinigt, ich ward von der glühendsten Liebe zu Ihm entflammt und von seiner unendlichen Güte auf unbeschreibliche Weise getragen. Ich sah nun keinen anderen Wirkungskreis für mich als — Canada; und meine Gedanken bewegten sich fortwährend unter den Wilden und Missionären.

Mittlerweile bekam die Mutter von der Menschwerdung von einem ihr unbekannten Missionäre der Gesellschaft Jesu, Pater Poncet de la Rivière, einen Brief nebst einem Berichte über den Stand der Missionen in Canada. Dieser fromme Ordensmann, welcher die Erde von Neu-Frankreich mit seinem Schweiße und seinem Blute begoß, gab unserer Mutter Rechenschaft von seinem Wirken bei diesem Werke. Obwohl er noch gar nichts von ihrer Liebe zum Apostolate gehört hatte, sandte er ihr zur gleichen Zeit als ein Symbol der Einladung einen Pilgerstab, den er aus der Liebfrauen-Kirche in Loretto mitgebracht hatte.

„Ich sende Ihnen, schrieb er, diesen Pilgerstab, um Sie einzuladen, Gott in Neu-Frankreich zu dienen."

Die Mutter von der Menschwerdung war hoch erfreut über diese Einladung; sie beantwortete sie jedoch nur mit einer unbestimmten Danksagung, so sehr schien ihr dieses Unternehmen über ihre Kräfte und ihren Stand erhaben zu sein. Während sie fortfuhr, den Willen Gottes zu ergründen, hielt die Vorsehung schon die Mittel bereit, um ihre Absichten in Ausführung zu bringen.*)

*) Nach Pater v. Charlevoix.

Siebentes Kapitel.

Frau de la Peltrie.

Auf der südlichen Grenze der Normandie, in Mitte einer weiten und fruchtbaren Ebene, von anmuthig geformten Hügeln umgeben, erhebt sich — „zur Wonne der Augen geschaffen," *) die Stadt Alençon. Sie gehörte einstens zum alten Armorica und ihr Name wird wohl ewig in canadischen Herzen eine theuere Erinnerung wecken. In Alençon's Mauern kam im Jahre 1603 Frau de la Peltrie zur Welt, die heroische Stifterin der Ursulinerinnen in Quebec.

Maria Magdalena von Chauvigny war väterlicher und mütterlicher Seits mit dem höchsten Adel der Normandie verwandt. Ihr Vater, Herr von Chauvigny, Gutsherr von Vaubougon, verband mit dem Glanze seiner hohen Geburt und seines Vermögens die seltensten und hervorragendsten Tugenden. Auch seine Gattin kam ihm durch den Adel ihrer Geburt und ihrer Frömmigkeit gleich. Beide Eltern wandten Alles auf, um in ihr Kind die ersten Keime jener hohen Tugend zu pflanzen, deren herrliche Blüthen später die neue Welt erleuchten sollten. Das junge Mädchen übertraf bald ihre kühnsten Hoffnungen; denn wie an Jahren, so nahm sie auch an Liebenswürdigkeit und Tugend zu. Nicht selten wurde sie überrascht, wenn sie sich verstohlen aus dem Schlosse schlich, um benachbarten Armen irgend ein Almosen zu reichen, welches sie in den Falten ihrer Kleider versteckt hielt. Unter der weisen und frommen Leitung ihrer Mutter wuchs Fräulein von Chauvigny heran, und wurde in allen Kenntnissen ausgebildet, welche die Bildung jener Zeit von Personen ihres Ranges forderte. Man ersieht aus Bruchstücken ihrer Briefe, welche uns zugekommen

*) Fénelon.

sind, welch' ausgezeichnete Erziehung sie genossen hatte. In den schönsten Tagen ihrer Jugend, in jener bezaubernden Zeit des Lebens, wo der Horizont der Welt den Augen halb verschleiert in weitester Ferne erscheint, den Blicken tausend trügerische Bilder vorspiegelnd, schaute sie bereits mit Verachtung auf die eitlen Genüsse der Welt. Verzichtend auf die Blicke Anderer suchte sie nur Demjenigen zu gefallen, der mit wohlthuender Gewalt zuerst ihr Herz gefesselt hatte. Dieser seltene Tugendstand in einem so zarten Alter war der Vorläufer eines ganz außergewöhnlichen Berufes, welcher sich zuerst in einem unwiderstehlichen Zuge zum klösterlichen Leben ankündigte. Kaum sechszehn Jahre alt verlangte sie schon den sonnigen blumenbestreuten Weg, der sich vor ihr ausdehnte, zu verlassen, um die schmucklosen Pfade der Einsamkeit zu betreten. Jene Gesellschaft Frankreichs, in welche ihre hohe Geburt sie einführen sollte, jene Gsellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, welche die glänzendsten Perioden der Geschichte verdunkelt, vermochten ihr jene Genüsse nicht zu bieten, die sie im stillen Kloster vor sich liegen sah. Gott aber hatte sie zur Mitarbeiterin der Mutter von der Menschwerdung auserwählt, und sie sollte gleich dieser erst auf langen Umwegen die Klosterpforte finden.

Magdalena sollte ihre großen Güter und Maria von der Menschwerdung ihre Geschäftskenntnisse und ihre Erfahrung nach jenen Anweisungen verwerthen, die Gott ihnen wenn auch erst nach längerer Zeit geben wollte.

Sobald Fräulein von Chauvigny ihre Neigung zum Klosterleben geäußert hatte, setzten ihre Eltern, welche bisher ihre fromme Richtung gefördert hatten, diesem Wunsche einen mächtigen Damm entgegen. Der Gutsherr von Vaubougon hatte keinen Sohn und sah mit Betrübniß das Erlöschen des berühmten Namens Chauvigny voraus. Deßhalb wünschte er, daß wenigstens seine Tochter das ruhmvolle Andenken der Tugenden seiner Vorfahren fortpflanzen möchte. Der väterliche Stolz machte ihn taub

für eine andere Stimme, und er beschloß mit seiner Gattin, Alles in's Werk zu setzen, um seine Tochter von ihrem Entschlusse abzubringen.

Eines Abends wurde zur Feier ihres siebenzehnten Geburtstages eine glänzende Einladung gegeben. Nachdem sich sämmtliche Gäste verabschiedet hatten, nahmen die Eltern ihre Tochter bei Seite und suchten sie zu überzeugen, daß eine tugendhafte Frau selbst im fröhlichsten Cirkel durch ihr Beispiel mehr Gutes wirken könne, als die strengste Klosterfrau, welche ihre Zelle allein zum Zeugen ihrer Nachtwachen und ihrer Bußübungen macht. Dieser Scheingrund war der einzige, welcher einigen Eindruck auf Magdalena machte. Kaum war sie allein in ihrem Zimmer, so machte sie diese Lehre zum Gegenstand einer langen und ernstlichen Betrachtung. In Thränen gebadet warf sie sich vor dem Crucifixe nieder und flehte inbrünstig um Erleuchtung. „O mein Gott! rief sie in ihrer Herzensqual unter Schluchzen aus, ist es denn möglich, daß ich mein Heil wirken soll mitten in den Gefahren der Welt? Mein Vater wünscht, daß ich von nun an Jagd und Oper genieße und während der langen Stunden, die ich dabei verliere, soll ich Dich vergessen, o mein Gott? Dich, der Du von Ewigkeit her an mich gedacht hast! Nein, ich kann Dich nicht vergessen.“ Nach einigen Augenblicken ernstlicher Ueberlegung fuhr sie begeistert fort: „Ja, ich werde in die nächste Abtei gehen, um dort die Exercitien bei Beginn der Festen mitzumachen; und bin ich einmal dort, so suche ich darin zu bleiben.“ Nachdem dieser plötzliche Entschluß gefaßt war, erhob sich Fräulein von Chauvigny ganz getröstet und schlief leichten Herzens ein.

Tags darauf beim ersten Sonnenstrahle war sie auf dem Wege nach der Abtei, und betrat einige Stunden später das Sprechzimmer. Ohne Schwierigkeiten erlangte sie die gewünschte Erlaubniß. Dann bat sie ihre Eltern schriftlich, ihr zu gestatten, einige Tage dort bleiben zu dürfen.

Kaum war der Wagen, der sie hingebracht hatte, mit ihrem Briefe in's Schloß zurückgekehrt, kaum war ihre Flucht entdeckt, so gerieth die Familie in die größte Bestürzung. Am meisten nahm sich diesen Vorfall Herr von Chauvigny zu Herzen. Sein Staunen und seine Unzufriedenheit kannten keine Grenzen mehr. Sogleich befahl er nochmals einzuspannen, und nachdem er einige Einladungskarten noch für denselben Abend an einige Freunde gesendet hatte, verließ er das Schloß, begleitet von seiner weinenden Gattin. Die Thürme der Abtei zeigten sich, und der Wagen fuhr in den Klosterhof. Die Aebtissin, eine entfernte Verwandte des Herrn von Chauvigny, war über dessen plötzliches Erscheinen durchaus nicht erstaunt. Sie kannte ja seine ungewöhnliche Liebe zu seiner Tochter. Lächelnd empfing sie ihn daher und sagte ihm, daß Magdalena gekommen sei, um die Exercitien mitzumachen, und dadurch ein kleines Gelübde zu lösen. Bei dem Worte „Gelübde" gerieth Herr von Chauvigny außer sich vor Entrüstung. „So lange ich athmen werde, rief er aus, wird meine Tochter nie ein Gelübde machen und noch weniger erfüllen. Gebt mir mein Kind zurück!" Bei diesem Auftritt kam Fräulein von Chauvigny in das Sprechzimmer, warf sich schluchzend vor ihrem Vater nieder und bat um Verzeihung. Beim Anblicke der vielgeliebten Tochter erwachte die väterliche Zärtlichkeit bei Herrn von Chauvigny; und während seine Gattin, eingeschüchtert durch die vorhergehende Heftigkeit ihres Mannes, still für sich hinweinte, drang der Vater mit den liebevollsten und zärtlichsten Vorwürfen in seine Tochter. „Was haben wir denn gethan, mein theueres Kind, sagte er, daß du uns auf diese Weise verlässest? Ist denn das Opfer so groß für dich, so lange wenigstens bei uns zu bleiben, bis du uns die Augen zugedrückt hast? Wenn wir einmal todt sind, dann bist du ja frei und kannst nach deinem Willen handeln."

Während er so sprach, zog er sie sanft aus dem Gemache. Einige Minuten nachher waren sie im Wagen, und die Abtei war längst hinter ihnen, ohne daß das junge Mädchen ein einziges Wort der Vertheidigung hätte hervorbringen können.

Bei ihrer Ankunft im Schlosse erwartete sie bereits ein zahlreicher Kreis von Freunden, die Herrn von Chauvigny Glück wünschten zu seinem Erfolge. Der Abend verfloß hierauf in heiterer Gesellschaft. Nur Fräulein von Chauvigny zog sich in jener Nacht mit traurigem und niedergeschlagenem Herzen in ihr Zimmer zurück. Klarer als je erkannte sie nun die Absichten ihres Vaters. Noch hatte er ihr gesagt, sie solle sich am folgenden Tage bereit halten, mit ihm eine Jagdparthie mitzumachen.

„Magdalena, sagte er, als sie von dieser Parthie zurückkehrten, hast du jenen schönen jungen Mann gesehen, der vor uns herritt?" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Von allen meinen Freunden ist dieser mir der liebste, und ich hoffe von Herzen, daß er auch dir gefallen wird."

Aus diesen Worten ersah Fräulein von Chauvigny, daß ihre Eltern den Ritter Karl Grival von la Peltrie, aus dem Hause von Tounois, ihr zum Gatten bestimmten. Umsonst setzte sie ihre Thränen und Bitten dem Willen ihrer Eltern entgegen; umsonst schützte sie ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit vor; sie blieben unerbittlich und gewährten ihr blos einen Aufschub von einigen Tagen.

In ihrer Herzensangst nahm sie ihre Zuflucht zum Gebete und brachte Gott das Opfer des süßen Glückes, nach welchem sie sich gesehnt hatte. Dieses Opfer war dem Herrn wohlgefällig, denn sogleich gab Er ihr die Versicherung, daß sie Ihm eines Tages ganz angehören sollte. Gestärkt durch diese innere Stimme unterwarf sie sich den Befehlen ihres Vaters, und nahm die Hand des Herrn de la Peltrie an.

Uebrigens war der von ihren Eltern für sie gewählte Gatte ihrer Frömmigkeit und ihrer Liebe würdig. Während der ganzen Dauer ihrer Verbindung weihte er ihr die zarteste Liebe und die größte Achtung, die ihre seltene Tugend ihm einflößte. Sie verstand indeß auch ihre Seele mit allen Eigenschaften der wahren christlichen Gattin zu schmücken, so daß ihr Mann stets wiederholte, er habe nur mehr einen Wunsch auf Erden, lange zu leben, um das Glück zu genießen, welches sie ihm als sichtbarer Engel bereite.

Aber die Vorsehung hatte es anders mit ihm beschlossen, denn nach fünf Jahren dieser ganz ungetrübten Ehe starb Herr von la Peltrie in den besten Jahren plötzlich und unerwartet *).

Magdalena hatte aus dieser Ehe eine einzige Tochter, welches das Tageslicht nur erblickte, um die Zahl der Auserwählten im Himmel zu vermehren.

Wittwe und ohne Familie im Alter von zwei und zwanzig Jahren, fühlte sie in sich wieder den Wunsch, sich ganz Gott zu weihen.

Um diesen erhabenen Beruf einzuleiten, machte sie aus ihrem Hause eine Art von Kloster und Spital, wo sie die Kranken und Armen pflegte. Sie war jedoch schwankend bei der Wahl, ob sie Allem entsagen sollte für Jesus Christus, oder ob sie ihr ungeheueres Vermögen zur Erleichterung des geistigen und körperlichen Elends des Nächsten verwenden solle. Mit Vorliebe bedachte sie die Wilden Canadas, wo Frankreich eben eine Colonie gegründet hatte, und wo die Patres der Gesellschaft Jesu das Evangelium zu verkünden begannen.

Pater le Jeune, Superior der Jesuiten von Neu-Frankreich, schrieb eben einen Bericht über die Missionen Canadas und lud alle frommen Personen dringend ein, nach Möglichkeit zur Bekehrung der Wilden beizutragen.

*) Life of Madame de la Peltrie.

Er schloß seine dringende Aufforderung mit folgenden rührenden Worten: „Ach, wird sich denn nicht irgend eine tugendhafte Dame finden, die in dieses Land kommen will, um sich verdient zu machen um das Blut Jesu Christi, indem sie kleine wilde Mädchen unterrichtet?"

Diese Worte kamen der Frau de la Peltrie zu Gesicht, und erfüllten sie mit einem so apostolischen Eifer, daß von dieser Zeit an ihr Herz mehr in Canada, als bei ihr selbst war.

Da sie jedoch vor Allem das thun wollte, was am meisten zur Ehre Gottes beitrug, besprach sie sich darüber mit gelehrten und frommen Personen, theilte ihnen aufrichtig die Gefühle ihres Herzens mit, und überließ ihnen schriftlich Alles, was ihr Gott über diesen Punkt eingegeben hatte, zur Prüfung. Alle erklärten ihr einstimmig, daß ihr Beruf alle Zeichen einer göttlichen Mission an sich habe, und daß sie nicht zögern solle, der Stimme Gottes zu folgen*).

Mannigfache Leiden sollten indeß noch über sie kommen und sie von aller irdischen Anhänglichkeit reinigen, bevor sie diesen Wunsch erfüllen konnte. Die fortwährenden dringenden Bitten ihres Vaters, sich wieder zu vermählen, hatten sie genöthigt, sich in ein Kloster zu begeben, das sie nur verließ, um ihrer Mutter die Augen zu schließen. Diese schmerzlichen Prüfungen schwächten ihre Gesundheit. Sie wurde krank, und zwar so gefährlich, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgaben, sie zu retten. Man erwartete ihr Ende und beeilte sich, ein Gewand vom Orden des hl. Franziskus zu fertigen, mit welchem sie ihrem Wunsche gemäß vor ihrem Tode bekleidet werden sollte. Zwei Kapuziner beteten knieend an ihrem Bette

*) Leben der ersten Ursulinerinnen Frankreichs von Carl Sainte-Foi.

Leben der Mutter von der Menschwerdung von Dom C. Martin.

die Sterbgebete, als ihr plötzlich eingegeben wurde, dem heiligen Joseph das Gelübde zu machen, ihm zu Ehren in Canada eine Kirche zu bauen, und unter seinem Schutze ihr Vermögen und ihr Leben dem Dienste und dem Unterrichte der wilden Mädchen zu weihen. Kaum hatte sie dieses Gelübde ausgesprochen, so fiel sie in einen tiefen Schlaf. Zum großen Erstaunen Aller war sie bei ihrem Erwachen vollkommen hergestellt. Die Aerzte trauten kaum ihren Augen, denn sie glaubten sie schon todt; und als einer von ihnen ihr den Puls fühlte, fragte er sie scherzhaft, ohne etwas zu wissen von dem, was zwischen ihr und Gott vorgefallen war: „Wo ist denn ihr Fieber, gnädige Frau? Wäre es nach Canada gegangen!“ Erstaunt ihn so reden zu hören, antwortete sie ihm lächelnd und mit bedeutungsvoller Miene, die aber Niemand verstand: „Ja, es ist dort.“

Auf so wunderbare Weise dem Tode entrissen, dachte sie nur mehr daran, das Gelübde, welches sie Gott gemacht hatte, ohne Verzug zu lösen. Sie eröffnete sich darüber, einigen Freunden; aber kaum hatte sie sich ausgesprochen so erhoben sich alle gegen sie, indem sie ihr Vorhaben thöricht nannten. Sie konnten nicht begreifen, wie eine junge Person ihres Standes, mit einer so zarten Gesundheit, mit allen äußeren Vorzügen begabt, den Gedanken gefaßt haben könnte, eine so glänzende Zukunft zu verlassen, um über das Meer zu setzen und sich in den Tiefen der Wälder Amerikas zu begraben.

Ihr Vater schöpfte nun auch Verdacht über diese Absicht und beschloß, sie wieder zu verheirathen. Aber wie groß war sein Entsetzen, als sie um Erlaubniß bat, ihr Leben und ihr Vermögen den Missionen Canadas opfern zu dürfen! Bei dieser Nachricht war er wie vernichtet und erklärte ihr, daß, wenn sie seinem Wunsche nicht nachgebe, es ihm das Leben kosten würde. Viele hochgestellte Personen, selbst Ordensleute, vereinigten ihre Bitten mit den seinigen und stellten ihr vor, daß Gott nicht ein Opfer

von ihr verlangen könne, welches ihren Vater in's Grab bringen würde.

Getheilt zwischen der kindlichen Liebe und der Religion, von tödtlichen Qualen gepeinigt, wendete sie sich an einen Ordensmann, dessen Weisheit ihr bekannt war, und bat ihn, sie im Rechten zu unterweisen. Nachdem letzterer ernstlich vor Gott über die Sache nachgedacht hatte, antwortete er ihr, er glaube ein Mittel gefunden zu haben, ihren Absichten zu entsprechen. Nicht weit von Alençon lebte damals ein Edelmann von hoher Abkunft, glänzendem Vermögen und großer Frömmigkeit. Herr von Bernières Louvigny war Schatzmeister Frankreichs in Kaen und war durch seine Stellung in häufigem Verkehr mit Herrn von Chauvigny. Dieser kannte sein engelgleiches Leben und hörte nicht auf, seinen Charakter und seine Verdienste zu preisen. Der ehrwürdige Pater rieth nun Frau de la Peltrie, ihr großmüthiges Unternehmen sowie die Hindernisse, welche sich demselben widersetzten, diesem Edelmanne mitzutheilen und ihn aufzufordern, ihre Hand zu begehren, unter der Bedingung, daß sie wie Bruder und Schwester mit einander leben wollten. So sonderbar dieser Vorschlag schien, so zwang doch die Nothwendigkeit Frau de Peltrie zuzugreifen. Sie schrieb sogleich an Herrn von Bernières und theilte ihm ihre Lage mit, sowie den Rath, den man ihr gegeben hatte. Sie beschwor ihn, ihr in diesem Unternehmen, wo es sich um ihr Heil und die Ehre Gottes handle, zu helfen.

Man kann sich denken, daß Herr von Bernières nicht wenig erstaunt war beim Empfange eines solchen Briefes. Anfangs wußte er nicht, was er darauf antworten sollte. Er hatte schon früher das Gelübde gemacht, dieß aber durchaus nicht geheim zu halten gesucht. Dieses Gelübde war der Hauptgrund seiner Betroffenheit, denn er fürchtete, denjenigen seiner Freunde, die davon unterrichtet waren, Aergerniß zu geben, da sie die Bedingnisse seiner Verbindung mit Frau von Peltrie nicht kannten. Aber

ein Blick auf so unendlich viel Gutes, welches damit bewirkt werden sollte, brachte die Gründe, welche ihn davon abhielten, in's Schwanken. Endlich, nachdem er lange um die Erleuchtung des Himmels gebetet hatte, legte er die ganze Angelegenheit in die Hände seines Seelenführers und einiger vertrauten Freunde. Alle erklärten ihm einstimmig, daß die Ehre Gottes dabei betheiligt sei und daß er den Vorschlag annehmen müsse. Er schrieb nun einem seiner Freunde, Herrn de la Bourbonière, und bat ihn, Herrn von Chauvigny in seinem Namen um die Hand seiner Tochter zu bitten.

Dieser Antrag erfüllte den Vater mit unaussprechlicher Freude; er eilte zu seiner Tochter, die natürlich ohne Schwierigkeit sogleich ihre Einwilligung gab.

Doch Herr von Bernières, immer verfolgt von dem Gedanken an die Seltsamkeit dieses Antrages, verfiel bald wieder in seine früheren Bedenken. Herr von Chauvigny fing an zu fürchten, daß der Antrag, den er veranlaßt hatte, am Ende doch erfolglos sein könnte, und ging daher eines Tages zu seiner Tochter und erklärte ihr, daß entweder Herr von Bernières sich entschließen müsse, sie zu heirathen, oder daß sie einen Revers unterzeichnen solle, welcher sie vom größten Theile ihrer Güter enterbe. Frau de la Peltrie gelang es, jene Besorgnisse zu beseitigen. Um jedoch in Zukunft allen Auftritten dieser Art vorzubeugen, bat sie Herrn von Bernières um eine Zusammenkunft in Alençon. Er ging darauf ein und so beriethen sie sich denn in Gegenwart ihrer Freunde über den zu fassenden Entschluß. Nach reiflicher Ueberlegung wurde der Gedanke an eine Heirath aufgegeben, denn diese konnte leicht große Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, da die Erben der Frau von la Peltrie die des Herrn von Bernières später belästigen würden. Es wurde deßhalb bestimmt, daß sie sich nach Außen den Schein geben sollten, als seien sie verheirathet.

Dieß war zu jener Zeit möglich, und es kam nicht selten vor, daß man sich in's Geheime von einem Geistlichen und vor zwei Zeugen trauen ließ, um gewisse Rücksichten zu beobachten oder Familienzwistigkeiten zu vermeiden.

Wir erzählen den Hergang ohne dem Urtheil des Lesers irgend wie vorgreifen zu wollen.

Inzwischen kam eine neue Wendung und Prüfung über unsere muthige Heldin. Herr von Chauvigny, sehr bejahrt und lange schon gichtleidend, starb plötzlich und nahm die Hoffnung mit sich in's Grab, für seine Tochter einen Gatten gefunden zu haben, der würdig sei, die Ehre seines Namens zu erhalten. Frau de la Peltrie war tief betrübt über diesen Verlust, obwohl Herr von Chauvigny ihrer kindlichen Liebe oft heftige Stöße versetzt hatte.

Uebrigens stellten sich ihr auf ihrem weitern Lebenswege noch genug andere Hindernisse entgegen. Ihre Familie war Zeuge ihrer Freigebigkeit gegen die Kirchen und Armen, und wollte ihr daher das Recht streitig machen, den Besitz der väterlichen Erbschaft anzutreten; sie suchte es ihr sogar zu verwehren, unter dem Vorwand, sie sei unfähig, ihr Vermögen selbst zu verwalten. Die Gerichtsbehörde von Caen hatte schon einen ihren Verwandten günstigen Ausspruch gethan; allein Frau von Peltrie wandte sich an das Parlament der Normandie. Fast hätte sie auch noch diesen zweiten Prozeß verloren, da sie sich aus übermäßiger Gewissenhaftigkeit weigerte, einen gerechten und gesetzmäßigen Eid zu leisten. Die Heiligen haben jedoch Schutzmächte, welche andern Menschen unbekannt sind. Sie flehte den heiligen Joseph um seine Fürbitte an und wiederholte das bereits gemachte Gelübde, nach Canada ziehen zu wollen und dort ein Kloster für die jungen Mädchen der Wilden zu stiften. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht, denn gegen die allgemeine Erwartung fiel das Urtheil des Parlamentes zu ihren Gunsten aus. Ihre

Familie erkannte in diesem Ereignisse einen Fingerzeig Gottes und versöhnte sich wieder mit ihr.

Es hatte sich jedoch die Kunde verbreitet, daß sie mit Herrn von Bernières verheirathet sei; und da sie beide in der Vollkommenheit vorangeschritten waren, erstaunte alle Welt über diese Heirath und ließen bittere Spottreden darüber fallen. Frau von Peltrie beantwortete diese Angriffe nur mit einem sanften Lächeln und sagte bescheiden, daß sie nur Gottes Willen befolgt habe. Ein solches Betragen wird Vielen heut zu Tage befremdend erscheinen. Indeß könnten wir zu ihrer Vertheidigung mit einem gelehrten und frommen Autor*) offen sagen, daß wir Diejenigen nicht richten sollen, deren Leitung Gott selbst übernommen hat. „Es ist hier am Platze, fügt jene Stimme hinzu, sich an den Ausspruch des heiligen Paulus zu erinnern, daß der geistige Mensch von Niemanden beurtheilt wird." Gott gefällt sich zuweilen, große Seelen auf außerordentliche Wege zu führen, die unser schwacher Verstand nicht zu fassen vermag; es wäre daher vermessen, sie zu tadeln. Frau von Peltrie und Herr von Bernières hatten jedenfalls, um Gott wohlgefällig zu sein, alles gethan, was immer christliche Klugheit verlangt, und erst, nachdem sie weise, fromme und erfahrene Männer um Rath gefragt hatten, entschlossen sie sich, auf diese Weise gegen die allgemeine Regel zu handeln. Die Sitten und Gebräuche jener Zeit machten übrigens ein solches Betragen viel weniger tadelnswerth, als es heut zu Tag erscheinen würde. So verzog sich denn bald das Aufsehen, welches dieser Schritt hervorgerufen hatte, und Frau de la Peltrie konnte nunmehr daran denken, sich nach Paris zu begeben, um sich eifrigst mit ihrer Stiftung zu befassen.

*) Karl Sainte-Foi, Verf. einer kurzen Skizze des Lebens der Frau de la Peltrie, aus welcher wir einen Theil dieser Notizen nahmen.

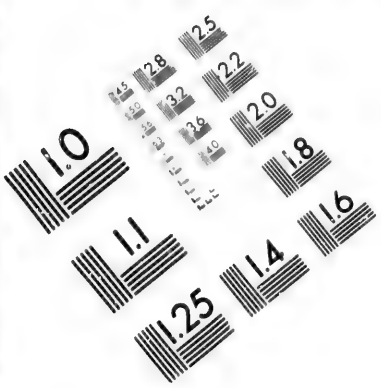
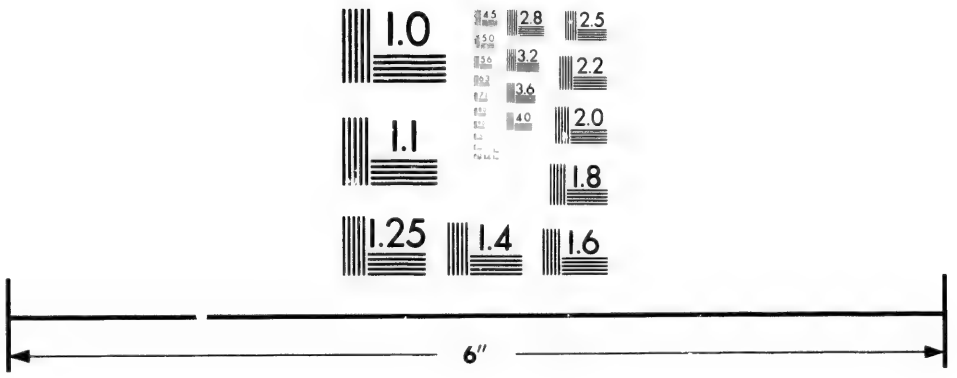
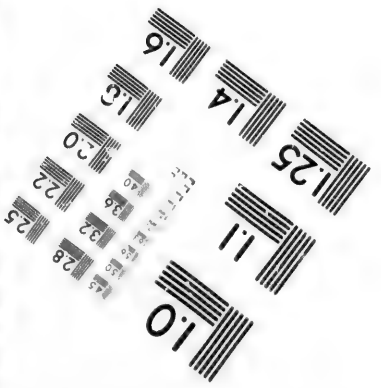
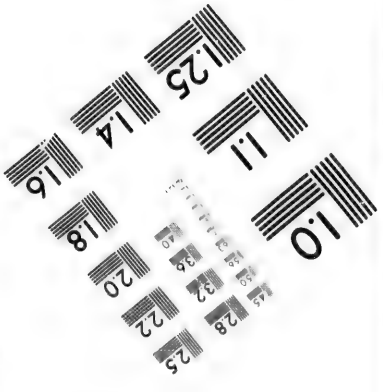


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Achtes Kapitel.

Berufung der Mutter von der Menschwerdung nach Canada.

Wir haben gesehen, wie die Mutter Maria von der Menschwerdung nach einer langen Reihe von Prüfungen in die tiefsten Geheimnisse der Vorsehung eingeweiht, wie sie sodann zur erhabenen Würde einer Braut Christi erhoben, und wie sie endlich mit apostolischem Eifer erfüllt wurde. Wir werden nun ferner sehen, auf welch' geheimnißvollen Wegen der Herr diesen apostolischen Geist zur höchsten Vollkommenheit hinführte. „Die göttliche Majestät wollte mich gänzlich, sogar in Dingen, welche sie mir selbst geboten hatte, meines eigenen Willens berauben. Ich sollte vollständig von ihr und nicht von Geschöpfen abhängen. Eines Tages, während ich vor dem Allerheiligsten im Gebete versunken war, gab mir Gott zu erkennen, daß Er mich in diese gänzliche und vollkommene Selbstentäußerung versetzen wolle. Plötzlich beraubte er mich der Fähigkeit, diesen Verkehr fortzusetzen, und vertiefte meine Seele in sein erhabenstes Wesen. In Mitte dieser göttlichen Huldbezeugungen entdeckte mir der Herr die großen Vortheile, Seelen zu gewinnen und eiferte mich an, Ihn um diese Gnade zu bitten. Jetzt wurde mein Herz mit lebhaftem Eifer für das Interesse ihres Bräutigams erfüllt. Ich sehnte mich mit liebevoller Ungeduld nach der Erweiterung seines Reiches und bot mich zu diesem Zwecke als Opfer an. Ich beschwor den ewigen Vater, daß Er mich in die Lage versetzen möge, seinen mir gegebenen Befehl auszuführen, und Ihm in Canada ein Haus zu bauen, wo Er mit Jesus und Maria verherrlicht würde. Auch bat ich Ihn, den großen heiligen Joseph zum Schutzpatron des Klosters aufzustellen, denn ich war fest überzeugt, daß dieser es war, den ich als Beschützer dieses großen Landes gesehen hatte. Ich

war gewiß, daß Gott meine dringenden Bitten erhören werde. Gottes erhabene Majestät warf ihre Blicke auf mich und gab mir zu verstehen, daß ich durch liebevolle Gewalt Ihren Willen bewegen wollte. Ach, wer könnte diesen innigen Verkehr der Liebe beschreiben! Meine Seele wurde alsdann in eine Art von Agonie versetzt. Ich war ganz in Gott vertieft, der mich meines Willens berauben, und die Ausbreitung des Reiches Christi allein verfolgen wollte. In der That marterte Er mich, denn kaum erlaubte Er mir durch Seufzen meine Qualen zu lindern, die mir fast das Leben nahmen und mich andererseits wieder entzückten. Zuletzt wurde ich gewahr, daß ich keinen Willen mehr besaß, und daß ich nur nach dem Willen Gottes handeln dürfe. Ich willigte darein. Ich bekannte mich für überwunden und besang den Triumph meines Besiegers. Von dieser Stunde angefangen wurde ich von allen inneren Unruhen befreit, die mir mein rastloses Ringen und Mühen früher verursacht hatten. Mit unbeschreiblicher Ruhe, mit Frieden und Willenlosigkeit und mit vollständiger Ergebung in den Willen Gottes beschäftigte ich mich nur mit den Interessen des menschgewordenen Wortes."

Herr von Bernières, welcher Gelegenheit hatte, die Mutter von der Menschwerdung näher kennen zu lernen, und sich oft mit ihr über ihre übernatürlichen Gaben zu besprechen, vernahm von ihren eigenen Lippen die Erzählung jener außerordentlichen Vorgänge. Aus den Worten dieses großen Meisters des mystischen Lebens ersieht man, wie sehr er diese Bevorzugung und die Seele zu schätzen wußte, welcher dieselbe zu Theil wurde.

„Ich erinnere mich, sagt er, wie diese Klosterfrau die Vortrefflichkeit des apostolischen Lebens schilderte, und daß sie die wunderbarsten Gedanken darüber aussprach. Eines Tages empfand sie eine ganz außerordentliche Wirkung der Gnade. Während sie sich bemühte, den göttlichen Willen anzunehmen, um ihn niemals wie-

der zu verlassen, nahm der Herr ihren eigenen Willen, und von diesem Augenblicke an hatte sie keinen Willen mehr, sondern der Wille Gottes war allein ihr Wille. Was ist das für eine große, wahrhaft tugendhafte, demüthige, Gott liebende Seele, welche immer in der wirklichen Vereinigung mit Gott verharrt! Sie sagte mir, daß Gott sie ihres eigenen Willens beraubte, oder, um mich der Worte zu bedienen, welche Gott in dieser Hinsicht gebrauchte, Er besiegte ihren Willen; nicht daß Er ihrem Willen jene Macht nahm, welche das Prinzip der Geistesthätigkeit ist, oder daß er ihren Willen seiner Freiheit beraubte, sondern der göttliche Wille bemächtigte sich so sehr ihres Willens, daß sie nur mehr das wollen konnte, was Gott wollte. Somit hätte man ihr den bewunderungswürdigen Namen geben können, den Gott einst einer Nation versprach, die ganz Ihm angehören sollte: „Man wird Dich nennen, mein Wille ist in Dir." Diese wunderbare Gnade begann mit einer Art von Agonie, das heißt, ihr Wille erstarb, bevor er sich in Gottes Willen ganz verlor. Es blieben ihr sodann nur mehr schwache Gemüthserhebungen übrig, welche sie Gott als Einwilligung in den Verlust ihres Willens aufopferte. Diese Agonie war voll Lieblichkeit; denn wie es nichts Betrübenderes gibt, als den Wünschen seines eigenen Willens zu folgen, so ist im Gegentheil nichts süßer, als nur nach dem Willen Gottes zu leben. Und deßhalb war der Zustand, welcher dieser Gnadenwirkung folgte, ein Zustand der Wonne, des Friedens und der vollkommenen Ruhe in Gott."

Um das Jahr 1635 trat unsere selige Mutter in diese neue Beziehung zur göttlichen Liebe ein. Gleich der Braut im hohen Liede, die durch ihren göttlichen Bräutigam in das balsamische Eden der Ruhe und des Friedens, in den Liliengarten seiner Zärtlichkeit, erhoben wurde, so genoß auch Maria ein Jahr lang die reinsten Freuden dieser Liebe.

Nach dieser glücklichen Einsamkeit fühlte sie in sich den Drang, ihrem Seelenführer, dem Pater Salin, ihre Vocation für die Missionen Canadas mitzutheilen. Aber gleich nach den ersten Worten befahl er ihr zu schweigen, und rügte strenge, daß sie ihre Einbildungskraft mit so eitlen und lächerlichen Gedanken beschäftige. Die fromme Klosterfrau neigte ihr Haupt in Demuth und erniedrigte sich tief vor Gott, indem sie zu seinen Füßen das Versprechen erneuerte, dem göttlichen Befehle immerdar zu gehorchen. Sie erwartete sodann im vollkommenen Frieden den Augenblick ihrer Abberufung, ohne Jemanden ihre geheimen Gefühle mitzutheilen. So ward sie denn in nicht geringes Erstaunen versetzt, als sie um diese Zeit ihr Geheimniß entdeckt sah, so daß mehrere Personen mit ihr darüber sprachen und andere aus verschiedenen Orten ihr darüber schrieben. Da sie sich noch nicht genugsam berechtigt dazu hielt, dasselbe kund zu thun, gab sie stets eine unbestimmte Antwort auf die Briefe und Fragen, welche an sie gerichtet wurden. Dabei ließ sie den glühenden Eifer durchblicken, der ihr Herz für das Heil der Ungläubigen erfüllte.

Maria sprach mit so beredten Worten über dieses Thema, daß es ihr gelang, allen ihren Gefährtinnen ihren apostolischen Eifer mitzutheilen. Zuletzt schloß sich die ganze klösterliche Gemeinde ihr an, um Gebete, Bußübungen und Kommunionen in dieser Meinung aufzuopfern.

Je näher die Stunde heranrückte, da sich Gottes Absichten an ihr erfüllen sollten, desto mehr drang Gott in sie, ihre geheimen Eingebungen zu offenbaren. Der Herr drohte ihr sogar, sie ganz zu verlassen, wenn sie länger zögerte, seiner Stimme zu folgen. Vor Allem dachte sie daran, dem Pater de la Haye zu schreiben, aber die Furcht, welche ihr Pater Salin einflößte, hielt sie davon zurück.

Während jener Herzensbeklemmung bekam sie einen Besuch vom Pater de Lidel, dem sie ihre Unruhe mittheilte. Dieser rieth ihr, dem Pater de la Haye zu schreiben, der ja besser als alle Andern ihren Seelenzustand kenne, und auch ihre Oberin befahl ihr, diesem Rathe zu folgen. Pater de la Haye antwortete ihr, daß sie sich bereit halten solle, die Absichten der göttlichen Vorsehung zu erfüllen, und daß er hoffe, bald deren Ausführung zu sehen. Diese Antwort stellte ihre Ruhe wieder her.

Einige Zeit zuvor hatte sie vernommen, daß Pater Raimund vom heiligen Bernard, ihr früherer Beichtvater, daran dächte, nach Canada zu reisen. In der That besprach sich dazumal dieser vortreffliche Ordensmann über diesen Punkt mit den Patres Jesuiten; allein Gott begnügte sich mit seinem guten Willen und erlaubte ihm nicht, mit ihnen die Palmen des Apostolats und vielleicht auch die des Martyriums zu erlangen. Die Obern seiner Congregation stellten sich nämlich seinem frommen Vorhaben entgegen. Um die Zeit, da er noch mit Bestimmtheit seiner Abreise nach Canada entgegen sah, theilte ihm die Mutter von der Menschwerdung schriftlich ihr Glück mit, und bat ihn, sie zu belehren. Er ging zuerst nicht in ihre Absichten ein und bekämpfte selbst alle Gründe, die sie dafür vorbrachte; als sie ihm aber in einem langen Briefe Alles, was in dieser Sache in ihr vorgegangen war, mittheilte und ihn bat, sich jetzt ernstlich mit Gott zu berathen, erinnerte er sich alsdann, daß sich ihr Charakter nie habe von Wahngebilden beherrschen lassen; er gedachte der außerordentlichen Gnaden, die sie von ihrer zartesten Kindheit an vom Himmel erhalten hatte, und ihrer eifrigen Mitwirkung; er entsann sich ihrer ersten Neigung, sich den Verkündern des Evangeliums anzuschließen, ihres lebendigen Eifers für die Ehre Gottes und würdigte ihre inbrünstigen und dabei keineswegs übereilten Wünsche. P. Raimund sah diese

unerschütterliche Ruhe mitten unter den heftigsten Ausbrüchen ihrer Liebe, diese Erhabenheit der Seele, vereinigt mit der tiefsten Demuth und der vollkommensten Ergebung in den Willen Gottes; besonders aber schätzte er die gänzliche Losschälung ihrer selbst bei der genauesten Kenntniß des Willens unseres Heilandes, so daß er nicht mehr umhin konnte, in diesem Rufe ein Zeichen Gottes zu sehen und demselben seine vollkommene Zustimmung zu geben*). Von nun an that P. Raimund Alles, was ihm möglich war, um ihr die Ausführung ihres Vorhabens zu erleichtern; aber der Himmel, der ihn selbst nicht nach Canada berief, versagte ihm auch den Trost, seine glückliche Schülerin dort einzuführen. Er sah nach und nach alle Maßregeln mißglücken, die er für sie wie für sich selbst getroffen hatte.

Bei der Nachricht von diesem doppelten Unglücke schrieb die Mutter von der Menschwerdung dem guten Pater und erfüllte damit eine Pflicht der Freundschaft und der Dankbarkeit. Maria war dazumal weit entfernt, an die Sorgen und Unruhen zu denken, die sie in Canada erwarteten.

In der That, alle möglichen Widersprüche stürmten auf Einmal über sie herein. Persönlichkeiten, die ihr die tiefste Verehrung einflößten und deren Zustimmung ihr so kostbar gewesen wäre, traten ihr entgegen und sprachen von ihrem Vorhaben wie von einem verlockenden Traume. Selbst ihre innigste Freundin, die Mutter vom heiligen Bernard, damals Oberin, die bis dahin am meisten ihrem Berufe zugestimmt hatte, sagte ihr jetzt, wenn Gott ihre dringenden Bitten auch erhöre, so wolle er damit nur ihre Vermessenheit strafen. Maria's starke Seele wurde jedoch durch so viele Anfechtungen keineswegs erschüttert. Nichts ist bewunderungswürdiger, als ihr Gefühl des Vertrauens und der Ergebung in die

*) Pater de Charlevoir.

Anordnungen der Vorsehung, die sie in einem Briefe an den hochwürdigen Pater Raimund vom heiligen Bernard ausdrückt: „Sind wir auch von großer Betrübniß befallen, hochwürdiger Vater, wenn Gott mit uns ist, wer wird dann gegen uns sein? Verdient nicht das Gute, wornach wir streben, um kostbaren Preis erkauft zu werden? Fassen wir Muth, mein theuerer Vater, die Liebe Jesu wird für uns kämpfen, weil wir ja nur für seine Ehre zu arbeiten wünschen. Wenn ich die bewunderungswürdigen Werke unseres göttlichen Meisters betrachte, so kommen mir alle diese Drangsale wie nichts vor. Er ist stärker, als alle Menschen zusammen, und Er gebietet den Winden und Stürmen. Wenn Er uns in Neu-Frankreich haben will, so werden sich seine Absichten trotz aller Hemmnisse erfüllen; denn vor Ihm sind es nur Spinnengewebe, die Er im Nu vernichten kann, obwohl sie dem menschlichen Auge wie Berge vorkommen. Ich habe dieselben übrigens stets für eben so harmlos gehalten, als die Fliegen. Vielleicht schickt uns seine Liebe diese Prüfungen, um unsern Muth zu erproben. Ja, mein theuerer Vater, ich dringe tief ein in Ihre Gefühle, und gestehe Ihnen, daß ich hoffe, trotz aller Hoffnungslosigkeit, und daß mein Herz keineswegs erschüttert ist."

In der That, alle diese scheinbaren Zwischenfälle und Hindernisse mußten zuletzt die Ausführung des göttlichen Planes an der Mutter von der Menschwerdung fördern. Sie dienten dazu, ihre Gefühle und ihren Beruf zu offenbaren, so daß schon im Voraus alle Blicke auf sie gerichtet waren. Schon war ihr Name von Mund zu Mund bis zum äußersten Ende von Neu-Frankreich gedrungen, und die dortigen Missionäre schrieben ihr im Interesse ihrer Neophyten die dringendsten Briefe. Pater Garnier, der bald mit seinem Blute den Missionsboden begießen sollte, schrieb ihr im Namen aller Missionäre aus dem Lande der Huronen, und bat sie, doch nicht länger mehr zu zögern. Beim Empfange solcher Briefe,

welche oft nur auf Baumrinde geschrieben waren, entbrannte Maria's Herz von neuer Begeisterung und zerschmolz in Liebe. Sie küßte diese Briefe mit heiliger Ehrfurcht und benetzte sie mit heißen Thränen. Jedoch keiner dieser Missionäre, der die Mutter Maria von der Menschwerdung einlud, ihre schweren Arbeiten zu theilen, zeigte ihr jene irdische Hilfe, die ja zu einem solchen Unternehmen unentbehrlich war. Im Vollgefühl ihres apostolischen Geistes sorgten diese Männer nicht für die Mittel, um ein Unternehmen auszuführen, welches nach dem Willen Gottes war. Fest vertrauend, daß die Vorsehung die nöthigen Geldmittel verschaffen werde, dachten sie nur daran, Personen zu erwählen, deren Heiligkeit der Größe des Amtes, das ihnen anvertraut werden sollte, entsprechen würde*). — Aus diesem Grunde schrieb ihr Pater le Jeune, Superior der Mission, sie möge ihren Beruf einer nochmaligen Prüfung unterziehen. Er entwarf ihr ein übertriebenes Bild aller Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen würden, malte ihr in den grellsten Farben die Gefahren, denen sie alle Tage ausgesetzt sei und schloß seinen Brief mit der Erklärung, daß vielleicht nur eine „grenzenlose Anmaßung" sie nach einer Mission könnte streben lassen, welche so sehr über ihre Fähigkeit und über die Schwäche ihres Geschlechtes hinausreiche. Weit entfernt, durch diese befremdenden Ausdrücke irre zu werden, empfing die eifrige Dienerin Christi dieselben mit eben so großer Freude, als wenn man ihr den Befehl angekündigt hätte, sofort abzureisen. Sie konnte diese Briefe nicht oft genug lesen. Eines Tages, als sie ihrem Beichtvater eine bittere Stelle daraus vorlas, sagte sie: „Ist er nicht wirklich ein guter Vater für mich; und bin ich ihm nicht viel Dank schuldig, daß er auf diese Weise mit mir spricht? Ich sehe wohl, daß wenn ich bei ihm wäre, er mich wie ein wahrer

*) Pater de Charlevoix.

Freund behandeln würde." Sie erfuhr übrigens bald die väterlichen Absichten, in welchen Pater le Jeune diese Sprache geführt hatte, denn binnen weniger Tage wurde ihr anvertraut, daß er ernstliche Maßregeln treffe, um einige Ursulinerinnen nach Canada kommen zu lassen, und daß auf sie seine erste Wahl gefallen sei.

„Nun, hochwürdiger Vater, schrieb sie an Pater Raimund vom heiligen Bernard (der noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, sich der Mission zu weihen), beabsichtigen Sie, nach Canada zu gehen? Die Missionäre der Huronen fordern mich dringend auf, dahin zu eilen. Hätten Sie diese heiligen Männer reden hören, Sie würden sich, von Begeisterung hingerissen, zur Ausführung ihres Planes bereit halten. Diese so hochbegnadigten Seelen sagen, daß sie alle Tage an mich denken. Das ist gewiß eine ganz besondere Fügung Gottes, denn ich habe sie nie gesehen. So suchen und kosten wir denn, mein theuerer Vater, in Gottes Namen die Wonne des Paradieses in dem großen und schönen Kreuze, das sich in Neu-Frankreich befindet, in dieser neuen Welt, wo man Seelen gewinnt für den König der Heiligen. In diesem Lande werden Sie nicht mehr so leidend sein, wie in Frankreich, denn dort verleiht die Nächstenliebe neues Leben. Und dann, wenn Sie auch dort sterben würden, wären Sie nicht glücklich, ein armseliges Leben im Amte eines Apostels vollendet zu haben? Ich für meine Person hege einen so lebhaften Wunsch dahin zu gehen, daß ich vor Sehnsucht verschmachten würde, wenn nicht das Gefühl meiner Unwürdigkeit mich fürchten ließe, von Gott verworfen zu werden. Helfen Sie mir durch Ihr Gebet. Nimmt mich Gott als Missionärin an, so werde ich Sie auf der Durchreise sehen. Dann werde ich so stark an Ihrem Mantel ziehen, daß ich ein Stück davon mitnehme, wenn Sie mich nicht selbst begleiten."

Zwei ganze Jahre sollten indeß noch vergehen,

bevor unsere ehrwürdige Mutter das Morgenroth des so sehnlich erwünschten Tages aufgehen sah.

Aber dieses lange Warten diente nur dazu, noch neue Edelsteine in die Krone zu fügen, die sie sich durch ihre unerschütterliche Festigkeit und ihren blinden Gehorsam schon verdient hatte. Endlich nach Verlauf dieser Zeit, bevor noch die Geldmittel zur Ausführung geboten waren, hatte sie eine übernatürliche Ahnung, daß der Tag ihrer Abreise nicht mehr ferne sei. Wirklich war die Stunde Gottes gekommen. Seit dem Tage ihrer Berufung (1632) waren sechs Jahre des Kampfes, der Seufzer und der Thränen verflossen. Jetzt nahm der Herr sie selber bei der Hand, um sie im Triumphe einzuführen in das gelobte Land von Neu-Frankreich.

Neuntes Kapitel.

Frau de la Peltrie in Paris und in Tours.

Wir sind Frau von Peltrie gefolgt bis zum Augenblicke, da sie die Stufen ihres Ahnenschlosses herabstieg, um zur Ausführung ihres wohlthätigen Werkes zu eilen. Sie verließ Alençon, nur von einem Bedienten und einer Dienerin begleitet. Kaum war sie in Paris angelangt, so suchten ihre Verwandten, die an der Wirklichkeit ihrer Vermählung zweifelten und eine verborgene Absicht vermutheten, Frau von Peltrie dort festzuhalten unter dem Vorwande, sie an der Vergeudung ihres Vermögens zu hindern. Sie wurde aber im Geheimen davon in Kenntniß gesetzt und war auf ihrer Hut.

Ihre erste Sorge in Paris war, die weisesten und heiligsten Männer, unter andern Pater Condren, General des Oratoriums, um Rath zu fragen. Alle bestärkten sie in ihrem Vorhaben. Sie hatte überdieß noch

das unschätzbare Glück, aus dem Munde des heiligen Vincenz von Paul, diesem Engel der reinsten Nächstenliebe, die vielleicht je seit den Tagen des Erlösers die menschliche Natur verherrlicht hat, die Versicherung der unzweifelhaftesten Mitwirkung des Himmels zu erhalten. Sie schrieb daher an Herrn von Berniéres, er möge sobald als möglich nach Paris kommen.

Aus Furcht vor ihren Verwandten war sie bisher nur immer in der Kleidung einer Magd hinter ihrer Dienerin, welche sie für ihre Herrin ausgab, in den Straßen von Paris erschienen. Als sie aber nach der Ankunft des Herrn von Bernières stets mit ihm ausging, zweifelte man nicht mehr daran, daß sie wirklich verheirathet sei, und beunruhigte sie nicht weiter. Was ihre Familie noch vollends in dieser Meinung bestärkte, war der Umstand, daß Frau von Peltrie ihr ganzes Mobiliar von Alençon nach Paris kommen ließ, als wollte sie dort für immer ihren Aufenthalt nehmen. Herr von Bernières war der Ueberzeugung, das Gelingen des Unternehmens hänge großentheils von der Schnelligkeit seiner Ausführung ab, und begab sich sogleich mit Frau von Peltrie in das Noviziat der Jesuiten, wo sich damals Pater Poncet de la Rivière befand, der sich eben anschickte, nach Quebec abzureisen. Dieser Missionär war derselbe, welcher kurze Zeit vorher die Mutter von der Menschwerdung so dringend gebeten hatte, sich der Mission Canadas zu weihen. Herr von Bernières theilte ihm die Absichten der Frau von Peltrie mit und fügte hinzu, daß sie zur Wahl der Personen, welche die neue Ordensgemeinde in Canada bilden sollten, ganz besonders seinen Rath wünsche. Pater Poncet bezeichnete ohne Zögern die Mutter von der Menschwerdung als Grundstein des Unternehmens. Zugleich pries er ihre Heiligkeit und ihren scharfen Verstand so sehr, daß von nun an Frau von Peltrie keine Ruhe mehr in sich fühlte, bis sie sich dieser kostbaren Mithelferin versichert hatte. Zu-

gleich mit Pater Poncet schrieb sie ihr noch an demselben Tage.

Der Empfang dieser beiden Briefe versetzte die Oberin der Ursulinerinnen von Tours in großes Erstaunen. Sie hatte in der Seele der Mutter von der Menschwerdung seit ihrer Berufung die wunderbaren Spuren Gottes verfolgt und sie nur kurze Zeit verkannt, und war jetzt nicht wenig über eine solche Entwickelung der Dinge erstaunt. Die Oberin eilte zur Zelle unserer Mutter und fand sie eben im Gebete. Sich neben ihr auf die Kniee werfend, las sie ihr mit bewegter Stimme beide Briefe vor.

„Herr, hier bin ich!" — rief die Dienerin Christi mit dem Propheten aus — ich bin bereit; sende mich, wohin Du willst."*) Und in heiliger Umarmung ergoßen sich beide in Akten des Dankes, des Lobes und des Segens gegen den Urheber und Vollender dieses Werkes. Die Mutter von der Menschwerdung sah darin klar und augenscheinlich die Erfüllung der Vision, die sie am Anfang ihrer Berufung gehabt hatte. Sie erkannte in Frau von Peltrie die geheimnißvolle Dame, welche, an ihrer Seite gehend, ihr erschienen war. Maria antwortete ihr durch einen wunderschönen Brief, aus welchem man so recht ersieht, daß die Heiligen, durch das Band derselben Liebe vereinigt, sich im Herzen Gottes begegnen, und noch bevor sie sich kennen in heiliger Freundschaft sich umfangen.

Diese Ereignisse fanden im November des Jahres 1638 statt. Frau von Peltrie war entschlossen, sich im kommenden Frühjahre einzuschiffen; aber aus unbekannten Gründen suchten die Mitglieder der Gesellschaft der „Hundert Genossen" sie zu veranlassen, wenn sie nicht allein fortgehen wollte, ihre Abreise noch um ein Jahr zu verschieben. Dieser Aufschub hätte leicht schlimme Folgen

*) Ecce ego, mitte me. Is. 6, 8.

haben können, weßhalb Frau von Peltrie entschieden auf ihrem ersten Vorhaben bestand. Man kam dahin überein, daß man sich dem Ausspruche einer bei Herrn Staatsrath von Fouquet abgehaltenen Versammlung unterwerfen solle. Außer Herrn von Bernières nahmen noch mehrere Freunde der Frau von Peltrie daran Theil, unter andern Pater Stephan Dinet, Provinzial der Jesuiten, Pater de la Haye und der ehrwürdige Pater Karl Lalemant, einer der ältesten Missionäre Canadas. Die Abgesandten der Gesellschaft stellten Frau von Peltrie vor, daß sie ihre Anfrage zu spät gemacht habe, daß alle Schiffe vermiethet seien und ihre Begleiterinnen keinen Platz mehr darin finden könnten. Frau de la Peltrie antwortete, wenn dieß die einzige Schwierigkeit sei, würde sie leicht zu heben sein; sie sei nämlich bereit, auf eigene Kosten ein Schiff zu miethen, obwohl die Gesellschaft versprochen hatte, drei Jahre hindurch alle Colonisten nach Neu-Frankreich überschiffen zu lassen, und auch ihre Effekten zu bezahlen, die sie kommen lassen würden. Auf diese Antwort hin ließ sich nichts mehr erwidern.

Man berieth sich nunmehr über die Wahl der Klosterfrauen. Frau von Peltrie verlangte vor Allem die Begleitung der Mutter von der Menschwerdung. Obwohl man ihr vorstellte, daß der Erzbischof von Tours, Herr D'Eschaux, dieselbe nie fortlassen werde, so bestand sie doch so sehr auf ihrem Wunsche, daß sie erklärte, ohne die Mutter von der Menschwerdung nicht abreisen zu wollen.

Der Pater Provinzial der Jesuiten gab jedoch auch nicht nach und erklärte hiegegen, daß mehrere Gründe zu Gunsten der Ursulinerinnen von Paris stimmten. Vor Allem meinte er, liege ihre Gemeinde im Mittelpunkte der Handelsverbindungen und es sei daher leichter mit ihnen zu verkehren; zweitens eigne sich ihre Ordensregel besser zu den Absichten, die man im Auge haben müsse, als die von Tours, da die Ursulinerinnen

von Paris ein besonderes Gelübde machten, die Jugend zu unterrichten, was bei jenen von Tours nicht der Fall sei. Endlich könne der Unterschied, welcher in ihrer Kleidung bestände, später Uneinigkeiten hervorrufen, wenn die neue Gemeinde genöthigt sei, sich etwa aus beiden Klöstern von Paris und Tours zu ergänzen. Trotz allen diesen Einwendungen blieb Peltrie unerschütterlich fest. Sie wurde überdieß noch unterstützt von Pater de la Haye, welcher den ganzen Werth Marias von der Menschwerdung zu schätzen wußte. Ihr dringendes Verlangen wurde gewürdigt, und es ward sogleich beschlossen, daß mehrere der einflußreichsten Männer sich an den Erzbischof von Tours wenden sollten, um seine Einwilligung zu erbitten. Zu diesem Zwecke wurde Herr von Sillery gewählt, einer der „Hundert Genossen" und die Seele aller frommen Unternehmungen; Herr von Fouquet und die ehrwürdigen Väter Dinet und de la Haye schlossen sich ihm an. Frau von Peltrie wollte das Schreiben an den Erzbischof selbst besorgen und ihm zugleich ihre eigenen Gründe vortragen. Pater Dinet schrieb überdieß dem Rektor des Collegiums von Tours, Pater Grand-Ami, und trug ihm auf, seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Frau von Peltrie aufzubieten.

Befriedigt über das bisherige Resultat beeilte sie sich, die Oberin der Ursulinerinnen von Tours und die Mutter von der Menschwerdung von ihrer baldigen Ankunft zu benachrichtigen. Während sich Pater Lalemant nach Dieppe begab, um der Ausrüstung des Schiffes, das ihnen zur Ueberfahrt dienen sollte, beizuwohnen, verließ sie Paris in Begleitung des Herrn von Bernières und langte bald in Tours an.

Noch war die Kunde von dem außerordentlichen Ereignisse, welches bald die friedliche Einsamkeit der Ursulinerinnen in Tours beunruhigen sollte, noch nicht bis zu ihnen gedrungen, da erhielt am 23. Januar, dem Feste der Vermählung der heiligen Jungfrau mit dem heiligen

Joseph, die Oberin den Brief von Frau von Peltrie, worin sie ihren baldigen Besuch ankündigte. Die ganze Gemeinde wallfahrte so eben zu einem kleinen Oratorium, Einsiedelei des heiligen Joseph genannt. Letztere befand sich am Ende des Klostergartens und war von dichtem Laube beschattet. Hier nun verkündigte die Oberin der ganzen Gemeinde die außerordentliche Gnade, welche der Himmel ihnen schenken wolle. Sie konnten kaum an dieses Glück glauben, so unwürdig hielten sie sich dieser Auszeichnung. Alle stimmten eine Dankeshymne an zu Ehren des heiligen Patriarchen, unter dessen Schutze dieses Ereigniß vor sich gegangen war.

Sie waren immer noch voll Freude über diese glückliche Nachricht, als am 19. Februar 1639 Frau von Peltrie in Tours ankam. Sie besprachen sich sogleich mit Pater Grand-Ami, und baten ihn, zuerst allein zum Erzbischof zu gehen, um denselben auf ihre Bitte vorzubereiten. Er erklärte sich gerne dazu bereit, obwohl er fürchtete, eine abschlägige Antwort von ihm zu erhalten; allein kaum hatte er den Grund seines Besuches auseinandergesetzt, als ihn der fromme Prälat unterbrach und ganz erstaunt ausrief: „So ist es denn wahr, mein hochwürdiger Vater, daß Gott einige meiner Töchter zu einem so frommen Werke auserwählen will? Aber wird sich wohl eine unter ihnen finden, die muthig genug wäre, den Gefahren des Meeres zu trotzen?“ Pater Grand-Ami theilte ihm sodann die Gesinnungen der Mutter von der Menschwerdung mit. „Nun denn, fuhr hierauf der Erzbischof fort, so gehen Sie zur Oberin der Ursulinerinnen und sagen sie ihr in meinem Auftrage, sie möge Frau von Peltrie in das Kloster einführen und sie ebenso empfangen, als käme ich selbst zu ihr.“

Der fromme Rektor war weit entfernt gewesen, sich einen so freundlichen Empfang und einen so schnellen und leichten Erfolg zu erwarten. Als er die Stufen des erzbischöflichen Palastes herabstieg, begegnete er Frau von

Peltrie und Herrn von Bernières, die sogleich auf seinem Gesichte den glücklichen Ausgang seiner Unterredung lasen. Der Erzbischof empfing sie aufs Herzlichste und bemerkte bald, daß Pater Grand-Ami deren hohe Tugend und ihr Verdienst nicht übertrieben hatte. Besonders gefiel ihm die außerordentliche Bescheidenheit von Frau von Peltrie, und er versprach ihr seine Hilfe und seinen Schutz, soweit es von ihm abhänge.

Kaum hatten sie ihn verlassen, trat der Pater Rektor von Neuem vor den Prälaten, der ihn das erste Mal mit dem Auftrage entlassen hatte, sich zu erkundigen, ob die Mutter von der Menschwerdung noch immer auf ihrem Entschlusse beharre. Er sagte nun dem Erzbischof, daß sie nicht allein nach Erfüllung dieses Wunsches verlange, sondern daß sich derselbe apostolische Geist in der ganzen Gemeinde verbreitet habe; daß im ganzen Kloster nicht eine Klosterfrau sei, die nicht für das Heil der Seelen entbrenne, und es ein wahrhaft entzückendes Schauspiel sei, sie alle zu sehen und zu hören.*) „Weil die Sache sich so verhält, entgegnete der bis zu Thränen gerührte Prälat, so sagen Sie Frau von Peltrie, daß ich ihr die Mutter von der Menschwerdung mitgebe und diejenige der Klosterfrauen, welche die Gemeinde ihr als Begleiterin bezeichnen wird.“ Die Oberin an der Spitze aller Klosterfrauen erwartete nunmehr Frau von Peltrie am Eingange des Klosters. Kaum war sie erschienen, so stimmte die in zwei Chöre getheilte Gemeinde das Veni creator an, während sämmtliche Glocken des Klosters laut und feierlich ertönten. Hierauf wurde sie in die Kirche begleitet. Nach Absingung des Te Deum knieten sich die um sie gereihten Klosterfrauen nieder und beteten mit ihr das Allerheiligste an. Darauf folgte ein Augenblick feierlicher Stille und rührender Sammlung.

*) Pater de Charlevoix.

Jetzt stand Frau von Peltrie auf und ließ ihre Blicke auf den strahlenden Mienen der Klosterfrauen ruhen. „Man hätte meinen können, fügt die Mutter von der Menschwerdung hinzu, daß diese gute Dame die Freude des Paradieses mit sich gebracht habe, und daß der so eben angerufene heilige Geist auf eine jede unserer Schwestern herabgekommen sei, und sie mit demselben Feuer erfüllt habe, welches einstens die am Pfingsttage im Cönaculum versammelten Apostel verzehrte.“ Jetzt folgte eine Scene unbeschreiblicher Begeisterung: alle Klosterfrauen warfen sich nämlich, eine nach der andern, Frau von Peltrie zu Füßen und baten sie um die hohe Gnade, zur Mission gewählt zu werden. Sie umfaßten ihre Kniee, benetzten sie mit ihren Thränen und flehten sie in so rührender Weise an, daß Frau von Peltrie ganz überwältigt, nur durch Schluchzen auf ihre Bitten antworten konnte. „Was mich betrifft, fährt die Mutter von der Menschwerdung fort, so erinnerte ich mich bei ihrem Anblicke sogleich jener Dame, die ich im Traume gesehen hatte und die mich in das große Land, welches mir gezeigt worden war, begleitete. Der aufrichtige und milde Ausdruck in dem Gesichte der Frau und ihr ganzes Wesen riefen mir jene sogleich in die Erinnerung zurück, und sogleich fühlte ich mein Herz innig mit dem ihrigen vereinigt, um dieß erhabene Werk zur Ehre Gottes zu vollbringen. Noch mehr bewunderte ich die göttliche Vorsehung, als ich später von Frau von Peltrie selbst erfuhr, daß zur nämlichen Zeit, als Gott mir das geheimnißvolle Gesicht gezeigt hatte, Er auch ihr zum ersten Mal den Gedanken eingab, ein Kloster in Canada zu gründen.“ Während der drei Tage, welche die berühmte Stifterin in dem Kloster zubrachte, besuchten sie alle Klosterfrauen noch einmal einzeln in ihrem Zimmer, um ihre Bitten zu erneuern, da sie fürchteten, nicht genügend bemerkt worden zu sein. Der Erzbischof von Tours seinerseits hatte ein vierzigstündiges Gebet angeordnet, um den heiligen Geist um Erleuchtung

anzuflehen und die ganze Gemeinde erwartete sehnlichst die Kundgebung des göttlichen Willens.

Zehntes Kapitel.

Die Mutter vom heiligen Joseph.

Bei jenem allgemeinen Eifer fand sich außer der Mutter von der Menschwerdung, deren Loos schon bestimmt war, nur eine einzige Klosterfrau, die keinen der erwähnten Schritte that; nicht als ob sie weniger als ihre Genossinnen vom heiligen Eifer entbrannte; aber ihre außerordentliche Jugend, ihre Schüchternheit und die innere Ueberzeugung ihrer Unwürdigkeit zu einem Amte, welches heroische Tugend und große Heiligkeit verlangte, hielten sie im Stillschweigen zurück. Es war dieß die bewunderungswürdige Mutter Maria vom heiligen Bernard, die Herzensfreundin und vielgeliebte Schülerin unserer heiligmäßigen Mutter, deren Name bereits genannt wurde.

Maria von la Troche Savonnières war am 7. September 1616 im Schlosse Saint-Germain in Anjou geboren und stammte aus einer alten adeligen Familie. Herr von la Troche, ihr Vater, Gutsherr von Savonnières und von Saint-Germain, hatte sich mit Johanna Raoul verheirathet, welche gleich ihm von hohem Adel, und ebenso fromm und reich an Verdiensten war. Vom Augenblick ihrer Geburt an ging die kleine Marie sozusagen von den Armen ihrer Mutter in die Arme Marias über, denn kaum noch hatte sie das Licht erblickt, als ihre christliche Mutter sie auf ihre Hände nahm, zum Himmel erhob und sie unter den Schutz der heiligen Jungfrau stellte. Von nun an schien die göttliche Mutter mit besonderer Liebe auf ihren Schützling herabzusehen, denn schon früh-

zeitig bemerkte man an der Kleinen einen sehr klaren Verstand, tiefe Frömmigkeit, eine zärtliche Andacht zu Maria und eine außerordentliche Reinheit der Seele, die sich in ihrem kindlichen Benehmen kund gab. Zu diesen Eigenschaften der Auserwählten Gottes gesellte sich ihre eifrige Liebe zu den Armen.

In einem der Thürme des Schlosses wohnte ein kranker Greis, den Herr und Frau von la Troche aus Barmherzigkeit aufgenommen hatten. Oft suchte Mariechen sich zur Stunde der Mahlzeit den Blicken ihrer Eltern zu entziehen und brachte jenem einen Theil ihrer Speisen, die sie ihm dann mit glücklicher Miene und tröstenden Worten überreichte. Da eines Tages ihre beschmutzten Kleider sie verriethen, entdeckte ihre Erzieherin diese unschuldige List und benachrichtigte davon ihre Mutter. Aber weit entfernt, sie darüber zu tadeln, war die fromme Burgfrau hoch erfreut über eine so seltene Neigung. Sie ließ ihre Tochter kommen und gab ihr, sie mit zärtlicher Liebe umarmend, die volle Erlaubniß Almosen auszutheilen. Sie wies ihr sogar eine bestimmte Summe Geldes an zur Unterstützung der armen Kinder, die Mariechen unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, und erlaubte ihr, sie bei ihren eigenen Armenbesuchen zu begleiten.

Als Fräulein von la Troche acht Jahre alt war, wurde sie den Ursulinerinnen von Tours zur Erziehung übergeben. Dort gewann sie alle Herzen ihrer Mitschülerinnen durch die Anmuth ihres Benehmens, die Lebhaftigkeit ihres Geistes und besonders ihre engelhafte Frömmigkeit, und übte ohne es zu wissen über dieselben einen großen Einfluß aus. Mit ungewöhnlichem Verstande begabt, hatte sie dieselben bald alle überholt und wurde selbst mit einer Art Aufsicht in der Klasse beauftragt. Sie kam dieser Aufgabe mit so reizender Anmuth und so unschuldiger und aufrichtiger Bescheidenheit nach,

daß ihre jungen Mitschülerinnen sie mit Freuden ihre „kleine Lehrerin“ nannten.

In ihrem zwölften Jahre verfiel Mariechen in eine schwere Krankheit, weßhalb ihre Eltern sie aus dem Kloster nahmen, damit sie sich in der heimatlichen Luft erhole. Damals konnten die Eltern mehr als je den kostbaren Juwel kennen lernen, den der Himmel unter ihren Schutz gestellt hatte. Sie konnten Gott nicht genug danken für so glückliche Früchte, welche jene fromme Erziehung hervorgerufen hatte.

Kaum war Maria wieder hergestellt, so äußerte sie den Wunsch, nach Tours zurück zu kehren, um dort das klösterliche Leben anzutreten.

Ihre Eltern, die sie zärtlich liebten, wollten sie nur sehr ungern verlieren; allein da sie wahrhaft christlich waren und dem Willen Gottes sich zu widersetzen fürchteten, so gaben sie ihr endlich ihre Einwilligung. Maria that ihrem Herzen bei dieser Gelegenheit große Gewalt an, denn sie hatte ein sehr feines Gefühl und war ihren Eltern mit der zärtlichsten Liebe zugethan. Ihre Mutter hatte ihrerseits nicht den Muth, sie selbst nach Tours zu begleiten, und bat deßhalb eine ihrer Verwandten, ihr diese schmerzliche Reise zu ersparen und dieselbe der Oberin der Ursulinerinnen zu übergeben.

Es ist meist ein ergreifendes Schauspiel, Natur und Gnade im Kampf, und der letztern Sieg zu sehen. Gerade die Heftigkeit des Streites verleiht dem Siege noch höheren Werth. Solcher Muth, solche Beharrlichkeit in so schwachen und zarten Herzen ermuntert jedweden zum Kampfe und läßt keinen mehr an seinem eigenen Herzen verzweifeln*).

Als Fräulein von la Troche bei den Ursulinerinnen ankam, bat sie sogleich um den Eintritt in das Noviziat.

*) Karl Sainte-Foi.

Die Bitte lautete so bestimmt und nachdrücklich, daß man ihr trotz ihrer großen Jugend und schwächlichen Gesundheit die Aufnahme zusagte, wenn die Eltern ihren Austritt nicht wieder verlangen würden.

Letztere gaben nach vielem Zögern endlich ihre Einwilligung, so daß sie ihrem Berufe folgen konnte. Sie selbst hatte allerdings auch schwere Kämpfe gegen die Traurigkeit und die Schwäche des Herzens, welches sich oft zur Welt hingezogen fühlte; heldenmüthig besiegte sie indeß ihre kindlichen Gefühle und trat festen Schrittes zum Opferaltar. So kam der Tag ihrer Einkleidung heran. Der Geist der Finsterniß benützte aber seinerseits diese letzte Gelegenheit, um in ihr einen furchtbaren Sturm zu erregen. Nachdem nämlich ihre Mutter sie mit dem hochzeitlichen Kleide geschmückt hatte, wollte sie ihre Tochter noch zum letzten Male umarmen, ehe sie sich am Clausur-Gitter für immer von ihr trennen sollte. Jetzt erwachte plötzlich von Neuem die ganze Zärtlichkeit ihres Mutterherzens; sie schloß ihr Kind in ihre Arme, und mit schmerzerfülltem Herzen, sprachlos vor Kummer, blieb sie lange Zeit in dieser Stellung — endlich löste eine Ohnmacht der Mutter diese Umarmung. Herr von la Troche, blaß und von arger Betrübniß ergriffen, war genöthigt, seine Tochter allein zur Pforte zu führen, wo die Klosterfrauen der Edeln mit Gesängen entgegen kamen. Alle Anwesenden konnten sich der Thränen nicht erwehren beim Anblicke einer solchen Entschlossenheit in einem so zarten Alter. „Sie hat mir seitdem eingestanden, sagt die Mutter von der Menschwerdung, daß diese Scene ihr schwerer und empfindlicher war, als alle andern.“ Aber wenn sie dennoch unerschütterlich blieb, so geschah es nur darum, weil ihr eben diese fromme Mutter, die gleich im ersten Augenblicke in ihr die großmüthigste ihrer Schülerinnen erkannte, ihre kräftige Hand entgegen hielt, und sie weit zu den Höhen der Vollkommenheit zog.

Seit Beginn ihres Berufes zum klösterlichen Leben hatte die Mutter vom heiligen Bernard ein lebhaftes Interesse für das Heil der Seelen in sich gefühlt. Die Lesung der Berichte von Neu-Frankreich, die einige Zeit später an die Gemeinde gesendet wurden, gab dieser Liebesflamme neue Nahrung; dennoch sah sie die Unmöglichkeit, jemals diesen außergewöhnlichen Wunsch zu erfüllen, und sah ihn als ein eitles Gebilde ihrer Einbildungskraft an. Sie theilte ihn jedoch ihrer vielgeliebten Vertrauten, der Mutter von der Menschwerdung mit, welcher sie niemals das geringste Geheimniß ihrer Seele verheimlichte. Die Mutter von der Menschwerdung ahnte zuerst den göttlichen Beruf ihrer Mitschwester; jedoch erst nach der Aufforderung der Frau von la Peltrie verstanden beide den Zweck und Inhalt ihrer lebhaften Wünsche, deren Erfüllung sie niemals zu hoffen sich getraut hatten.

Kaum war Frau von Peltrie im Kloster der Ursulinerinnen angekommen, so fühlte die Mutter vom heiligen Bernard lebhafter als je den erwähnten Missions-Eifer in sich erwachen. Aber da sie sich einer so herrlichen Sendung unwürdig erachtete, begnügte sie sich damit, im Stillen zu seufzen und sich Gott als Opfer anzubieten zur Bekehrung der Wilden. Ein geheimer Impuls zog sie indeß zum Zimmer der Frau von Peltrie, und zum Sprachzimmer, wo sich Herr von Bernières aufhielt. Schon war sie nachdenkend und unentschlossen den ganzen Tag im Kloster herum gegangen, ohne den Muth zu haben, sich vorzustellen. Da begegnete ihr die Mutter von der Menschwerdung an der Thüre zum Sprechzimmer. Sie faßte plötzlich die Mutter vom heiligen Bernard bei der Hand, führte sie zu Hrn. v. Bernières und bat ihn, sie zu prüfen. Wohl Wenige besaßen in einem so hohen Grade die Gabe der Unterscheidung der Geister, wie dieser Mann. Sie sollte ihm zuerst Rechenschaft über alles geben, was sie in Betreff der Missionen Canadas

empfunden hatte, und nach reiflicher Erforschung glaubte er in ihr die von Gott bestimmte Begleiterin der Mutter von der Menschwerdung gefunden zu haben. Er entließ sie zuletzt mit der Versicherung, ihre Bitte durch seinen Einfluß bekräftigen zu wollen.

Freudetrunken verließ sie das Sprachzimmer und eilte zur Oberin*), um sich mit ihr über die soeben empfangenen Hoffnungen zu freuen. Die Oberin aber empfing sie äußerst kühl, schien ihr Vorhaben für anmassenden Leichtsinn zu halten und nahm ihr auch den leisesten Schatten von Hoffnung mit den Worten: „Gehen Sie und halten Sie sich bereit, die Zelle und den Dienst derjenigen Nonne zu übernehmen, die für die Mission Canadas gewählt werden wird.“ Die demüthige Jungfrau zeigte bei diesem Vorgang ihre vollkommene Abtödtung und ihr vollendetes Gottvertrauen. Ohne ein Wort zu erwiedern, zog sie sich zurück und eröffnete ihr Herz und ihre Hoffnung nur mehr dem Himmel.

In ihrer Zelle angekommen, warf sie sich auf die Kniee nieder, erneuerte Gott das Opfer ihres Lebens und beschwor den Herrn, nicht zu erlauben, daß ihre Sünden seinen Absichten hinderlich wären. Schwester Maria legte sodann ihre Bitte in die Hände des heiligen Joseph und machte das Gelübde, daß wenn er ihr die gewünschte Gnade erwirkte, sie seinen Namen annehmen und denselben ihr ganzes Leben lang tragen wolle.

Das angeordnete vierzigstündige Gebet war beendet und die ganze Gemeinde versammelte sich, um zur Wahl zu schreiten. Jede Klosterfrau wurde sodann, eine nach der andern, in Vorschlag gebracht, denn alle hatten sich, vom selben evangelischen Eifer beseelt, zur Mission gemeldet; allein es fand sich nicht Eine unter ihnen, deren Beruf nicht durch ein unübersteigliches Hinderniß durchkreuzt worden

*) Diese war damals noch die Mutter Franziska vom heiligen Bernard.

wäre. Die Mutter vom heiligen Bernard allein schien in jeder Hinsicht geeignet zu sein. Zum großen Erstaunen der Gemeinde erhielt sie alle Stimmen. Die Oberin, welche bestimmt erklärt hatte, daß sie niemals einwilligen würde, die Ursulinerinnen eines so kostbaren Mitgliedes zu berauben, verstummte über den ganz unerwarteten Ausgang. Da sie unwillkürlich in dieser wunderbaren Wahl den Finger Gottes erkennen mußte, so stellte sie deren Bestätigung keine anderen Bedingnisse entgegen, als die Einwilligung der Familie von la Troche, die sich dem Kloster stets wohlthätig und befreundet gezeigt hatte.

Ein Bote wurde sogleich nach Angers geschickt, wo Herr und Frau von Savonnières damals wohnten. Diese außerordentliche Kunde traf beide wie ein Blitzstrahl, besonders war Frau von la Troche sehr darüber entsetzt. Nach den ersten Augenblicken des Erstaunens entschloß sich letztere, ohne Verzug nach Tours abzureisen, um das Vorhaben zu vereiteln. Aber Gott, der die Herzen der Menschen in seinen Händen trägt, machte diesem Gewitter mit einem Male ein Ende.

Im Augenblicke, als Frau von la Troche den Wagen bestieg, trat der Superior der Karmeliter in den Schloßhof ein. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm den Zweck ihrer Abreise mitzutheilen. Der fromme Ordensmann konnte indeß ihre Ansicht nicht theilen und gab der edeln Frau zu verstehen, welche außerordentliche Ehre Gott ihrer Familie erweise, indem Er ihr Kind zu einem so herrlichen Berufe bestimme. Er ging sodann mit ihr in das Zimmer des Herrn von la Troche, welcher eben krank war. Es hatte den Anschein, als sei dieser Mönch vom Himmel selber gesandt worden, um ihnen die Befehle des Herrn kund zu thun, denn er sprach zu ihnen mit so viel Beredsamkeit und Begeisterung, daß es ihm gelang, ihre Anschauung, die für einen Augenblick durch die Gefühle der Natur getrübt worden war, durch das Licht des Glaubens von Neuem zu erleuchten. Der

Kampf war heftig, aber nur kurz. Mit staunenswerthem Muthe unterwarfen sie sich dem Willen Gottes und schrieben augenblicklich ihrer Tochter einen Brief, worin sie auf rührende Weise ihre Einwilligung gaben. Dieser Brief war so voll von christlichen Gefühlen, daß die Frau Oberin ihn in Gegenwart der ganzen Gemeinde vorlas. Alle Klosterfrauen weinten, so sehr ergriff sie dieser reine Glaube, welcher sich durch den herzzerreißenden Schmerz dieser edlen Seelen Bahn brach. Wie ergreifend waren die Worte dieses letzten Segens, welcher mit so vielen Thränen auf dieses theuere Kind, das sie nicht mehr sehen sollten, gesprochen war! Die Mutter vom heiligen Bernard allein schien erhaben über alle Gefühle der Natur zu sein. Das Schwert der opferfähigen Liebe hatte das letzte dieser Bande des Fleisches und Blutes, die sie auf der Erde gefangen gehalten, durchschnitten, und die Taube des Herrn, nun von allen Hindernissen erlöst, erhob ihre raschen Schwingen in voller Freiheit zum Himmel. Jetzt galt es nur mehr, Gott und dem glorreichen Beschützer, dessen mächtiger Fürbitte sie dieses unerwartete Wunder zuschrieb, gebührend Dank zu sagen. Ihr Gelübde zu erfüllen, vertauschte sie sogleich ihren Klosternamen und nannte sich Maria vom heiligen Joseph. Dieser Name sollte später für immer berühmt werden an den Küsten von Neu-Frankreich. Noch heute ertönt er täglich auf den Lippen der Nachkommen dieser glücklichen Kinder Canadas, für die jene gesegnete Frau so viel gethan hat.

Von jetzt an konnte Frau de la Peltrie endlich abreisen. Der Erfolg hatte alle ihre Hoffnungen übertroffen. Aber sie sollte nicht weiter gehen, ohne daß diese bis jetzt ungetrübte Freude einige Tropfen der Bitterkeit erfahren hätte. Ein ihr befreundetes Mädchen, mit welchem sie erzogen worden war, und das sie wie ihre Schwester liebte, hatte ihr versprochen, sie niemals zu verlassen. Das Mädchen wurde plötzlich unschlüssig und gerieth, al

die Abreise unwiderruflich festgesetzt war, in großes Entsetzen bei dem Gedanken an die Gefahren, die sowohl auf dem Meere, als in jenem ungastlichen Lande, das von wilden und blutdürstigen Horden bewohnt war, in Aussicht standen. Weder Bitten, noch menschliche Vernunftgründe, ebensowenig übernatürliche Motive, konnten diese Angst heilen, und Frau von Peltrie sah sich genöthigt, sie nach Alençon zurückzuschicken.

Nun galt es, eine andere zu wählen, welche den Muth hatte, die Krone wieder aufzuheben, welche jene hatte fallen lassen. Die Vorsehung sorgte dafür. Ein frommes Mädchen mit Namen Charlotte Barré, aus braver ehrbarer Familie, war schon seit sechs Jahren vom lebhaften Wunsche beseelt, sich Gott und dem Seelenheile der Nächsten zu widmen, ohne jedoch Zeit und Ort ihres Berufes zu kennen. Ihr Seelenführer, ein Jesuit, befand sich zufällig in Tours, als Frau von Peltrie die Mutter von der Menschwerdung mit der Wahl einer neuen Mithelferin betraute. Als jener dieß erfahren hatte, bezeichnete er ihnen sogleich das vortreffliche Mädchen. Die fromme Jungfrau willigte freudig ein trotz der Einwendungen, Bitten und Thränen ihres Bruders und eines ehrwürdigen Onkels, welcher Priester und Domherr in Tours war. Sie verlangte weiter nichts, als in die Zahl der Chorschwestern des neuen Klosters aufgenommen zu werden. In Zukunft werden wir sehen, wie aufrichtig das Lob war, welches ihr Seelenführer über sie ausgesprochen hatte. Sie wurde später die erste Profeßschwester der Ursulinerinnen in Quebec und noch heute strahlt ihr Name „Mutter vom heiligen Ignatius", neben dem ihrer Genossinnen.

Elftes Kapitel.

Abreise von Tours.

Am Vorabende der Abreise versammelte die Mutter von der Menschwerdung noch einmal alle Mitglieder ihrer Familie bei sich, um von ihnen Abschied zu nehmen. Keines aus ihnen hatte eine Ahnung von dem so nahen Ereignisse, welches sie ihnen entreißen sollte. Aber kaum hatte sie ihren Entschluß kundgegeben, so setzte ihre Schwester, bei welcher sie einige Jahre zugebracht hatte, Alles in's Werk, um sie davon abzubringen. Nachdem ihre inständigen Bitten erschöpft waren, wandte sie sich an den Intendanten, an den Erzbischof von Tours und an alle diejenigen, von denen sie glaubte, daß sie einigen Einfluß auf ihre Schwester ausübten. Endlich, als sie sah, daß Alles umsonst war, ging sie auf das Gericht, und kam mit einem Notar zu den Ursulinerinnen zurück. Derselbe sollte in Gegenwart ihrer Schwester einen gesetzlichen Befehl gegen ihre Abreise aufsetzen. Da diese Drohung ebenfalls ohne Erfolg blieb, so glaubte sie dadurch sie einzuschüchtern, daß sie die ihrem Sohne zugesicherte Pension zurücknahm. Aber die Mutter von der Menschwerdung blieb unerschütterlich in Mitte dieser Stürme; nicht die leiseste Wolke trübte die Heiterkeit ihrer Stirne. Statt aller Antwort heftete sie auf ihre Schwester einen durchdringenden Blick, der herzzerreißender als ein Vorwurf, zärtlicher als eine Bitte und beredter als irgend eine Rede war. „Meine Schwester, sagte sie endlich mit bewegter aber fester Stimme, seit dem Tage, da ich meinen Sohn verließ, um die evangelischen Räthe zu befolgen, sah ich vorher, daß er verlassen und einsam leben würde. Ich vertraute ihn aber auch keiner menschlichen Hilfe an, sondern in die Arme der Vorsehung legte ich ihn ohne Vorbehalt. Bis jetzt bin ich in meinem Vertrauen nicht getäuscht worden, denn Der-

jenige, welcher versprach, über ihn zu wachen, nimmt sein Versprechen nie zurück, und die Vergangenheit bietet mir ein sicheres Unterpfand für seine Zukunft."

Eine solche Willenskraft, eine so vollkommene Selbstentäußerung, eine so ungewöhnliche Gewalt über sich selbst zeigt von vollendeter Tugend. Derjenige allein, welcher gesprochen hat: Ein jeder, der ein Haus oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Frau oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen verlassen wird, der wird es hundertfältig wieder empfangen, und das ewige Leben besitzen*) — Der allein konnte ihr einen solchen Muth einflößen und die letzten natürlichen Gefühle der mütterlichen Liebe in ihr ersticken. So mußte denn die Schwester der Mutter von der Menschwerdung alle Hoffnung aufgeben, diese zu überreden. Jetzt schrieb jene an den jungen Martin, welcher in Orleans seine Studien vollendete, um ihm die Abreise seiner Mutter mitzutheilen, ihn im Voraus gegen diesen neuen Schritt zu erbittern und ihm die Mittel anzugeben, dem entgegen zu treten.

Der Erzbischof von Tours wollte sich über den Beruf dieser beiden Klosterfrauen sicher stellen, welche er den Missionen Canadas abtrat, und berief in seinen Palast mehrere seiner Vertrauten. Er lud dazu Herrn von Bernières und Frau von Peltrie ein und verlangte auch die Oberin der Ursulinerinnen, die mit einer andern Klosterfrau und der Mutter von der Menschwerdung wie der Mutter vom heiligen Joseph sich einfand.

Der ehrwürdige Greis drückte zuerst seine Freude darüber aus, daß der Herr zwei seiner Klosterfrauen zu einem so heiligen Werke bestimmt habe. Er fügte hinzu, daß die Klugheit und auch sein Gewissen ihm nicht erlaubten, etwas zu beschließen, ehe er über die nöthigen Hilfsmittel zum neuen Kloster beruhigt sei. Er bat

*) Matth. 19, 29.

daher Frau von Peltrie den Stiftungsakt in seiner Gegenwart aufzusetzen. Frau von Peltrie antwortete hierauf, es sei ihre Absicht, ihr ganzes Vermögen diesem Werke zu widmen, und damit sie sich selbst sowohl als ihren Verwandten alle Möglichkeit nehme, darin etwas zu ändern, so trete sie selbst in die neue Gemeinde ein; aber da sie vor ihrer Abreise in Paris, wo alle ihre Papiere sich befänden, diese Frage nicht vorher gesehen hätte, so überlasse sie es dem Gutachten des Oberhirten, ob es nicht gerathen sei, die Ausführung des Contracts auf einen andern Tag zu verschieben. Sie fürchtete, einige wesentliche Vertrags-Punkte zu vergessen, welche die Sache ungültig machen würden. Uebrigens, wenn er ihr in Paris einige Vertrauenspersonen bezeichnen wolle, so sei sie bereit, den Stiftungs-Contract in seiner Gegenwart aufzusetzen, und in demselben alle seine Wünsche zu berücksichtigen.

Der Prälat stimmte diesen trefflichen Vorschlägen bei, und ernannte zu diesem Zwecke den Pater de la Haye und Pater Raimund vom heiligen Bernard, damals Ordens-Provinzial.

Nun brach der Tag der Abreise von Tours an.

Es war der 22. Februar 1639.

Am frühen Morgen schon wartete der Wagen des Prälaten im Klosterhofe der Ursulinerinnen, um die beiden Missionärinnen in den erzbischöflichen Palast zu bringen. Der ehrwürdige Prälat wollte in ihrer Gegenwart die heilige Messe feiern und sie mit dem himmlischen Brode speisen. Aber seine väterliche Güte hatte ihn mehr wünschen lassen, als sein hohes Alter und seine Kränklichkeit ihm erlaubte. Er konnte nur dem erhabenen Opfer, welches er durch seinen Almosenier celebriren ließ, beiwohnen, und communicirte mit den beiden Klosterfrauen, ihrer Oberin, einer andern Klosterfrau, Frau von Peltrie und Herrn von Bernières. Nachdem sie

an seinem Tische das Abschiedsmahl gefeiert hatten, fertigte der Sekretär die Obedienzbriefe aus, dann versammelte er sie alle in seinem Empfangszimmer, um noch seine letzten Worte an sie zu richten. Die Mutter von der Menschwerdung bat ihn sodann, er möge ihnen förmlich befehlen, diese Reise zu unternehmen, damit sie sich des Verdienstes des Gehorsams erfreuen könnten. Der bis zu Thränen gerührte ehrwürdige Prälat gab ihrem Wunsche nach und richtete an sie eine so rührende Ermahnung, die so voll Salbung und voll von evangelischem Geiste war, daß die ganze fromme Gesellschaft in Thränen ausbrach. „Meine Schwestern, fügte er noch zum Schlusse hinzu, Sie sind am Vorabende ihres Eintrittes in ein neues gelobtes Land, singen wir noch vor der Trennung das Lied der Kinder Israels bei ihrem Ausgange aus Egypten." Erfüllt von heiliger Begeisterung stimmte die Mutter von der Menschwerdung mit ihrer Genossin den Psalm In exitu Israel de Aegypto, dann das Magnificat an, worauf die Anwesenden wie im Chore antworteten. Zuletzt wandte sich der Erzbischof an Herrn von Bernières und Frau von Peltrie: „Hier, sagte er, indem er auf beide deutete, hier ist der kostbare Schatz, den ich Ihnen anvertraue, hier sind die zwei Grundsteine des Gebäudes, welches Sie in Neu-Frankreich zur Ehre Jesu und Maria aufbauen wollen. Mögen sie auch dort wie zwei Grundsteine des himmlischen Jerusalems sein! Möge ihr neues Heiligthum für immer ein Ort des Friedens, des Segens und der Gnade sein und fruchtbringender werden, als der Tempel Salomons war! Mögen die Pforten der Hölle ihr Heiligthum niemals überwältigen und ihm ebenso wenig schaden können als dem Felsen Petri! Möge Gott bis zum Ende der Zeiten darin wohnen als Vater und als Bräutigam."

Nach Beendigung dieser Worte, die gleichsam das Testament dieses ehrwürdigen achtzigjährigen Greises waren, breitete er seine Hände aus über diese frommen Stif-

terinnen, die sich ihm zu Füßen warfen, um seinen Segen zu empfangen.

Von da kehrten sie in's Kloster zurück, um ihre theueren Genossinnen zum letzten Male zu umarmen. Werfen wir einen Blick auf das bisher Erzählte und wir werden zur Genüge verstehen, welche ungeheuere Leere diese zwei ausgezeichneten Klosterfrauen in dem frommen Hause zurückließen. Maria von der Menschwerdung war in der That die geistliche Mutter der meisten ihrer Schwestern, während die Mutter vom heiligen Joseph durch die anziehende Liebenswürdigkeit ihres Charakters ihr Stolz und ihre Freude war. Alle Klosterfrauen warfen sich schluchzend eine nach der andern in ihre Arme, vergoßen die bittersten Thränen, und nahmen so einen wahrhaft rührenden und tiefergreifenden Abschied von ihnen. Die Mutter von der Menschwerdung behielt ihre Selbstbeherrschung in Mitte des allgemeinen Schmerzes. Sie unterstützte den Muth ihrer Begleiterin, deren empfindsames Herz sich von der Rührung beugen ließ, und ermahnte ihre zärtlich geliebten Schülerinnen, die sie zum vollkommenen Leben herangebildet hatte, und die weder ihre Blicke noch ihre Herzen von ihrer Mutter losreißen konnten, ihr Opfer großmüthig zu vollenden. Während sie so mit bewunderungswürdiger Salbung zu ihnen sprach, schienen ihre zum Himmel erhobenen Blicke in einer unsichtbaren Welt eine Krone zu schauen. Diejenigen allein, in welchen der Glaube tiefere Wurzeln gefaßt, können verstehen, welch' edle Begeisterung und unbeugsame Kraft in jenen hochverdienten Frauen lebte. Es liegt eine unaussprechliche Größe in der harmonischen Verbindung jener über den Egoismus siegreichen Seelen, in denen selbst die rein natürlichen Gefühle durch die Religion umgestaltet und durch den Glauben vergeistiget sind! Wie die Lianen unserer Wälder, die sich um den Stamm der alten Bäume schlingen, sich gegenseitig unterstützen und unauflösliche Knoten bilden, ebenso umfangen jene

opferfähigen Seelen, die aus den Klöstern hervorgegangen, den Stamm des Glaubens, sich dabei gegenseitig haltend und unterstützend.

Endlich entrissen sich unsere theueren Reisenden diesen schwesterlichen Umarmungen und stiegen in die Wägen, die sie schon lange im Klosterhofe erwarteten. Bald hatte der rasche Lauf der Pferde das vielgeliebte Kloster ihren Blicken entzogen. Sie sollten es niemals wieder sehen.

So lebe denn wohl, du gesegnete Stätte zu Tours, lebe wohl du Vorhalle des Himmels, die so viele glückliche Stunden, so viele Jahre der friedlichen Einsamkeit in lieblicher und mystischer Unterhaltung mit dem himmlischen Bräutigame gewährt hat! Lebe wohl auch du, reizendes Land der Touraine, leb' wohl für immer; denn diese theuern Kinder, welche dich verlassen, um in ein entferntes Exil zu wandern, werden deine reizenden schönen Fluren, an die sich so viele und süße Erinnerungen knüpfen, nie wieder sehen; ihre Blicke weilen zum letzten Male auf dir!

Man muß dieses Zauberland gesehen haben, um zu verstehen, wie Herz und Seele sich unwillkürlich daran knüpfen, um zu bemessen, welch' schwere Opfer es kosten mag, einen ewigen Abschied davon zu nehmen. Mir war es gegönnt, diese herrliche liebliche Stadt Tours zu besuchen und dort das alte Kloster der Ursulinerinnen zu sehen, worauf noch der heilige Schatten der Mutter Maria von der Menschwerdung zu ruhen scheint. Und während ich von der Höhe des dortigen Domes die üppige Landschaft, die sich vor meinen Augen ausdehnte, betrachtete, schien mir jedes Denkmal, jedes Gebäude, jede Blume des Feldes ein Memento an sie zu sein; alles gemahnte mich wehmüthig an ihre zweite entfernte Heimath und nannte mir ihren so sehr geliebten Namen. Ihr Name entstieg den Wohlgerüchen der Abendluft, er

lag mir in dem fröhlichen Geläute der silberreinen Glocke wie in den sinkenden Strahlen der Abendsonne, so oft sie die Hügel von Tours, den klaren Lauf der Loire, die Fenster und die tausend Glöckchen des hohen Domes, sowie die antike Vorderseite des Klosters der Ursulinerinnen vergoldete; ja alles, was in Mitte dieser prachtvollen Natur zu den Sinnen, zu dem Herzen und zu der Seele sprach, rief mit warmer Liebe: „Maria von der Menschwerdung!“

Dritter Abschnitt.

Apostolisches Leben.

1639—1672.

Erstes Kapitel.

Paris. — Anna von Oesterreich. — Neue Hindernisse.

Als die kleine Schaar in Orleans angekommen war, eilte der junge Martin, welcher davon Kunde erhalten hatte, in den Gasthof, wo seine Mutter abgestiegen war. Anfangs stellte er sich, als sei ihm ihre Absicht gänzlich unbekannt. Er schien außerordentlich erstaunt, seine Mutter in Orleans zu sehen und bat sie, ihm das Ziel ihrer Reise zu entdecken.

„Ich gehe nach Paris", antwortete sie ihm einfach.

„Werden Sie aber nicht weiter gehen?" setzte der Jüngling hinzu.

„Wahrscheinlich," entgegnete sie, „reise ich auch in die Normandie."

Als er nun sah, daß seine Mutter eine Erklärung vermeiden wollte, zog er ohne weitere Umstände aus seiner Tasche den Brief seiner Tante, welcher die Kündigung des Jahresgehaltes enthielt, den sie ihm aus Dankbarkeit für die Dienste seiner Mutter ausgesetzt hatte. Die Dienerin Gottes nahm den Brief, las ihn aufmerksam durch, und mit zum Himmel gerichteten Augen rief sie

aus: „O wie vieler Arglist bedient sich der böse Feind, um die Absichten Gottes zu durchkreuzen!“

Dann betrachtete sie ihren Sohn mit einem Blicke, in welchem sich die außerordentliche Zärtlichkeit der Mutter und der Heroismus der Heiligen kund gab. „Mein Sohn,“ sagte sie, „es sind nun acht Jahre, daß ich dich verließ, um mich ganz Gott zu schenken, hast du seitdem in irgend einer Art Noth gelitten?“

„Nein,“ antwortete Claudius.

„Nun gut,“ sagte sie, „die Vergangenheit muß dir Bürge sein für die Zukunft. Siehst du, Gott sorgte für dich weit über unsere Erwartung hinaus. Sei versichert, Gott wird fortfahren, wie Er angefangen hat. Zeige dich nur immer als ein würdiges Kind deines himmlischen Vaters, halte seine Gebote, hege vollkommenes Vertrauen in seine väterliche Vorsehung, und du wirst sehen, daß er diejenigen nicht verläßt, die ihn fürchten. Es ist wahr, mein Sohn, ich reise weiter zu einer sehr entfernten Mission, ich reise nach Canada. Wenn ich dir zum zweiten Male Lebewohl sage, so geschieht es wieder nur, um demjenigen zu gehorchen, der mir dieß anbefohlen hat. Welche Ehre für mich, daß ich zur Ausführung eines so erhabenen Planes gewählt wurde! Welche Freude mußt nicht auch du darüber empfinden, wenn du mich wahrhaft liebst!“

Lange sprach sie zu ihm mit feierlicher Stimme von den ernsten Pflichten des Lebens, den verborgenen Schätzen des Gebetes, den inneren Freuden der Tugend, von den Opfern eines christlichen Lebens — vorübergehende Opfer, wodurch wir ewige Kronen erlangen. Sie sagte ihm ferner, wie tröstend unser katholische Glaube sei, der alle Heiligen vereinige, wo immer sie auch weilen mögen; und wie sie täglich ihn finden werde im Herzen Gottes. In dem Grade als sie seine Gedanken höher hob, kam der junge Mann wieder zur Ruhe; seine finstern Züge erheiterten sich, seine Augen leuchteten, das Lächeln kam

wiederum auf seine Lippen, und als sie zu sprechen aufhörte, warf er sich unter einem Strom von Thränen zu ihren Füßen nieder und bat sie um ihren Segen. Dann erhob er sich gänzlich verändert, verbrannte seine Briefe und brachte Gott in der Einfalt seines Herzens das Theuerste, was er auf Erden hatte, zum Opfer, seine Mutter, und welche Mutter! Der Lohn dieses Edelmuthes ließ nicht lange auf sich warten, und wie man in der Folge sehen wird, war dieses Opfer die Quelle unerschöpflicher Gnaden und die Besiegelung seines Heiles.

Tags darauf verließen die Reisenden Orleans und kamen fünf Tage nach ihrer Abreise von Tours in Paris an.

Als dort die Ursulinerinnen in der Vorstadt St. Jakob von ihrer Ankunft hörten, beeilten sie sich, ihnen ihr Kloster gastfreundlich anzubieten. Aber die Nothwendigkeit, sich nicht zu trennen, um die Vorbereitungen zur Reise zu erleichtern, nöthigte die Reisenden, diese liebevolle Einladung auszuschlagen. Sie zogen das freundliche Anerbieten des Herrn von Meules, des königlichen Haushofmeisters vor, der ihnen seine Residenz zur Verfüguug stellte, die zudem sehr nahe am Profeß-Hause der Jesuiten lag.

Kaum hatten sie sich dort niedergelassen, so wurde Herr von Bernières gefährlich krank. Dieser Zwischenfall hemmte den Fortgang der Mission, deren Seele er war, nicht wenig. Die Verwandten der Frau von Peltrie ängstigten sich neuerdings und drohten, ihrer Reise ein Hinderniß entgegen zu setzen. Der Kranke wußte sie zu beruhigen. Als Herr von Bernières wieder hergestellt war, machte er sich an's Werk, damit noch vor Ende des Monats die Stiftungsverträge aufgesetzt und die Vorbereitungen zur Reise getroffen würden.

Seit dem 19. März bewohnten die Mutter von der Menschwerdung und die Mutter vom heiligen Joseph das Kloster der erwähnten Vorstadt. Sie erwarben dort

eine neue Begleiterin, die Mutter vom heiligen Hieronymus, welche von ihren Obern die Erlaubniß erhielt, sich ihnen anzuschließen. Es handelte sich noch darum, die Zustimmung des Erzbischofs von Paris zu erlangen, die auch sogleich gegeben wurde. Allein schon Tages nachher ließ der Prälat sagen (ohne daß man das Motiv hiezu errathen konnte), er nehme seine Erlaubniß zurück. Trotz aller Bitten verharrte er in seiner Weigerung. Als er hörte, daß die Herzogin von Aiguillon und die Gräfin von Brienne, welche lebhaften Antheil an der neuen Stiftung nahmen, ihn zum Nachgeben bewegen wollten, entfernte er sich von Paris, und entging ihren Bitten.

Die Kunde von der Anwesenheit unserer Heldinen hatte sich bald in Paris verbreitet und die hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt, auch mehrere Damen vom Hofe, statteten ihnen Besuche ab.

Eines Morgens hielt der Wagen der Gräfin von Brienne vor dem Kloster der Ursulinerinnen. Die Gräfin, begleitet von Frau von Peltrie, stieg aus und bat die beiden Klosterfrauen, sie nach Saint-Germain zu begleiten, wo die Königin, Anna von Oesterreich, sie zu sehen wünschte. Sie waren ganz beschämt über die freundliche und liebevolle Aufnahme und Verehrung, die man ihnen zollte. Die Königin konnte sich nicht genug darüber wundern, mit welchem Edelmuth Frau von Peltrie noch in der Blüthe ihrer Jahre die glänzendsten Aussichten verschmähte und Allem entsagte, um sich in die Wälder der neuen Welt zu vergraben, und sich selbst mit allen ihren Gütern der Bekehrung der wilden Horden zu widmen. Die außerordentliche Heiligkeit der Mutter von der Menschwerdung, der überirdische Ausdruck, der aus ihrem markirten Gesichte, aus ihrem ruhigen klaren Blick strahlte, die Sammlung und die Abtödtung, welche in allen ihren Zügen ausgedrückt war, die mystische Weihe ihrer Worte, alles erfüllte die Königin mit Bewunderung.

Diese kurze Unterredung brachte der Königin eine größere Achtung für unsere Heilige bei, als alle Lobeserhebungen, welche die Hofdamen über dieselbe gemacht hatten. Ein Gefühl der Bewunderung machte der innigsten Rührung und dem zärtlichsten Mitleide Platz beim Anblick ihrer Begleiterin, deren Jugend und zartes Aussehen sich so wenig mit so viel Muth und Aufopferung zu vereinigen schien. Die Königin konnte sich der Thränen nicht erwehren beim Gedanken an alle Hindernisse und Gefahren, welchen diese schwache Jungfrau ausgesetzt sein würde. Sie wollte Alles, sogar die kleinsten Umstände eines so außerordentlichen Unternehmens wissen. Als sie von den Einwendungen hörte, die gegen die Abreise der Mutter vom heiligen Hieronymus erhoben wurden, schickte sie sogleich einen ihrer Hofbeamten zum Erzbischof von Paris, um ihn in ihrem Namen zu bitten, jene Klosterfrau mit Frau von Peltrie abreisen zu lassen. Allein der Erzbischof, welcher diesen neuen Versuch geahnt, hatte sich im Voraus allen Nachforschungen entzogen.

Noch ein schwereres Kreuz erwartete die Mutter von der Menschwerdung vor ihrer Abreise von Paris. Ihr Sohn hatte dem Pater de la Haye mitgetheilt, daß er in die Gesellschaft Jesu einzutreten wünsche, und ihn gebeten, seine Sache beim Pater Provinzial zu vertreten. Pater de la Haye betrachtete die Anwesenheit der Mutter von der Menschwerdung als die günstigste Gelegenheit, um diese seine Anfrage vorzubringen. Er theilte ihr den Brief ihres Sohnes mit, um sich mit ihr zu berathen. Die tugendhafte Mutter war bei dieser Kunde am Ziele ihrer Wünsche. So beschlossen sie, den jungen Mann unverzüglich nach Paris kommen zu lassen. Bei seiner Ankunft wurde er dem Pater Dinet vorgestellt. Unglücklicherweise bemerkte dieser, daß er an Schwerhörigkeit leide, und fürchtete deren Folgen. Ueberdieß hielt er ihn nur für sehr schwach befähigt und befand sich daher in peinlicher Verlegenheit.

Auf der einen Seite besorgte er, das so empfindsame Herz einer Mutter zu kränken, andererseits konnte er sich nicht entschließen, Jemanden aufzunehmen, dem so wesentliche Bedingungen fehlten, welche die Ordensregel verlangt. Um den Schlag weniger schmerzlich zu machen, nahm er die Ueberzahl der Novizen zum Vorwande und fügte hinzu, daß wenn Claudius in seinem Wunsche verharre, er nach Vollendung seines philosophischen Lehrkurses aufgenommen würde. Glücklicherweise gingen die Befürchtungen des Pater Provinzial nicht in Erfüllung. Die physische Schwäche, welche er zu bemerken geglaubt hatte, war ohne weitere Folgen; und weit entfernt, nur geringe Geistesgaben zu besitzen, legte der junge Mann in der Folge einen glänzenden Verstand an den Tag.

Endlich waren die letzten Vorbereitungen zur Reise Anfangs April getroffen. Die kleine canadische Schaar begab sich nach Dieppe und ließ in Paris einen zahlreichen Kreis von tiefergebenen Freunden zurück, die voll Bewunderung für ihre Tugend waren. Pater Lalemant traf mit ihnen in Rouen zusammen und theilte ihnen mit, daß das Schiff der Frau von Peltrie nur mehr ihre Ankunft erwarte, um abzusegeln.

Die Mutter von der Menschwerdung und die Mutter vom heiligen Joseph wurden von den Ursulinerinnen in Dieppe aufgenommen, wo ihre Gegenwart die Flammen der apostolischen Liebe in dem Herzen einer jungen Klosterfrau heftig entzündete. Die Mutter Cäcilia vom heiligen Kreuze erbat sich die Erlaubniß, sich ihnen anschließen zu dürfen. Dieser kostabre Gewinn entschädigte die Gesellschaft für den Verlust, den sie in Paris erlitten hatte. Aber kaum hatte die Mutter von der Menschwerdung Gott dafür gedankt, so sah sie sich genöthigt, neue Gelübde zu machen für die Erhaltung einer geliebten Genossin, die sie so glücklich bis zum Hafen gebracht hatte. Die ganze Verwandtschaft des Herrn von la Troche und seiner Frau, besonders auch

der Bischof von la Rochelle (Onkel mütterlicher Seits der Mutter vom heiligen Joseph), überhäuften nämlich deren Eltern mit Vorwürfen, daß sie so rasch ihre Einwilligung zur Wahl ihrer Tochter für die Mission Canada's gegeben hätten. Sie behaupteten, die Colonie sei nur ein Aufenthaltsort für Private und schlechten Mädchen, und es sei ein unauslöschlicher Schimpf für ihre Familie, wenn sie ihr Kind dorthin ziehen ließen. So thöricht und lächerlich diese Anschuldigung auch war, erschracken doch Herr und Frau von la Troche gar sehr darüber. Sie schickten in aller Eile einen Vertrauensmann ihrer Tochter nach, welcher den Befehl hatte, sie aufzuhalten, wo immer sie sich befände, um sie dann in das Kloster von Tours zurück zu bringen. Man kann sich den Kummer und die Unruhe der jungen Klosterfrau vorstellen bei dieser schmerzlichen Nachricht. Sie ließ sich jedoch nicht entmuthigen, und schrieb ihren Eltern einen Brief, worin sie ihnen den Irrthum benahm und ihnen vorstellte, daß die französische Colonie, ganz im Gegensatze zu der entworfenen Schilderung, durch bewunderungswürdige Sitte und Frömmigkeit das vollkommenste Bild der ersten Christengemeinde wiedergebe. Sie schöpfte aus ihrem Glauben eine so wunderbare Beredsamkeit und so innige Bitten, daß ihre Eltern sich endlich erweichen ließen. Um jedoch jeden Vorwurf von Seite ihrer Familie zu vermeiden, legten sie die endgiltige Entscheidung in die Hände Pater Raimunds vom heiligen Bernard. Seine Antwort war leicht voraus zu sehen, denn die genaue Kenntniß, welche er vom übernatürlichen Berufe der Mutter vom heiligen Joseph hatte, erlaubte ihm nicht den leisesten Zweifel. Aus Achtung für Herrn und Frau von la Troche begab er sich dennoch nach Dieppe, von wo er ihnen nach einer neuen Unterredung brieflich alle Besorgnisse benahm. —

Zweites Kapitel.

Ueberfahrt auf dem Ocean. — Ankunft in Quebec.

Endlich erschien das Morgenroth eines entscheidenden Tages. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, der 4. Mai 1639. Ein günstiger Wind bewegte sanft die Fluthen des in den Morgenstrahlen funkelnden Meeres, und spülte deren Schaum an die kreidigen Felsen von Dieppe. Die Schiffe wiegten sich schon in der Rehde und erwarteten die Ankunft der Reisenden, um ihre Segel zu entfalten. In früher Morgenstunde nahmen die Ursulinerinnen Abschied von ihren Schwestern in Dieppe und begaben sich in das Spital Hotel Dieu, wo drei Spitalnonnen sich ihnen auf der Reise anzuschließen wünschten. Diese drei neuen Gefährtinnen waren die Mutter Maria Guenet vom heiligen Ignatius, die Mutter Anna le Cointre vom heiligen Bernard und die Mutter Maria Forestier vom heiligen Bonaventura. Alle drei begaben sich nach Quebec, um dort unter dem Schutze der Herzogin von Aiguillon, einer Nichte Richelieu's, ein Spital der Augustinerinnen zu gründen. Wie die Ursulinerinnen, so waren auch sie bestimmt, sich der Werke der Barmherzigkeit, die einen am Krankenbette, die andern in Mitte der Jugend, zu befleißen. Mit vereinten Kräften arbeiteten sie mit jenen und bauten so gemeinsam zwei der herrlichsten Säulen auf, welche in jener Zeit die Kirche Canadas unterstützten.

Jetzt wurde eine heilige Messe für die Reisenden gelesen, welche sämmtlich die heilige Kommunion empfingen.

Als sie das Kloster verließen, stand die Frau des Statthalters von Dieppe bereit, bot ihnen ihren Wagen an und begleitete sie an's Ufer des Meeres, wo viele Einwohner der Stadt versammelt waren, um sich an einem so neuen und so rührenden Schauspiele zu ergötzen.

Frau von Peltrie wollte ihr kleines Miethschiff besteigen; allein die Offiziere aus der Gesellschaft der „Hundert Genossen" gestatteten dieß nicht; sie mußte sich mit ihrem ganzen Gefolge im besten Schiffe, „dem heiligen Joseph" einschiffen, welches Kapitain Bontemps befehligte. Der fromme Zug bestand aus Frau von Peltrie und ihrer Begleiterin, aus drei Ursulinerinnen und drei Spitalnonnen, überdieß noch aus den Patres Poncet und Chaumonot und dem Pater Vimont, der nicht lange vorher zum General-Superior der Missionen Canadas ernannt worden war.*)

„Als ich das Boot betrat," erzählt die Mutter von der Menschwerdung, „glaubte ich in das Paradies zu gehen, denn ich durfte nun mein Leben für denjenigen in Gefahr setzen, der es mir gegeben hatte. Ich pries die Barmherzigkeit Gottes, welche mich so liebevoll leitete."

Herr von Bernières und Pater Lalement gaben ihnen das Geleite bis zu dem Schiffe; ersterer bewies ihnen bis zum letzten Augenblicke die rührendste Aufmerksamkeit. Dieser eifrige Diener Gottes hatte lebhaft gewünscht, sie über das Meer hinüber zu begleiten und sich für immer ihrem Werke der Selbstentäußerung zu widmen; allein er wußte, daß er ihnen von größerem Nutzen sei, wenn er in Frankreich bliebe, um das Vermögen Frau von Peltrie's zu verwalten und an dem Unterhalte der Stiftung zu arbeiten. Ja hätte er sich nicht bis zu seinem Tode so sehr darum angenommen, so wären die Klosterfrauen genöthigt gewesen, nach Frankreich zurückzukehren. Was er aber selbst nicht mehr thun konnte, ließ er später durch einen seiner Neffen ausführen, der einige Jahre nachher nach Canada reiste, und dort zu den frömmsten Priestern zählte, welche das Ackerfeld dieser neuen Kirche bearbeiteten.

*) Er war Nachfolger des Pater le Jeune.

„Endlich", fügt die Mutter von der Menschwerdung hinzu, „mußten wir unsern Beschützer für immer verlassen und einen schmerzlichen Abschied von ihm nehmen.*) Die Segel entfalteten sich, der Wind entführte uns und ich verließ Frankreich für immer mit dem festen Vorsatze, mein ganzes Leben dem Dienste der wilden Nationen zu weihen, um dieselben ihrem rechtmäßigen Könige, meinem himmlischen und göttlichen Bräutigame zu unterjochen."

Himmel und Erde schienen sich zu vereinigen, um dem Fahrzeug eine glückliche Ueberfahrt zu sichern. Von den Küsten Frankreichs kam ein frischer Luftzug und schwellte mächtig die Segel des Schiffes, das mit diesen glänzend weißen Flügeln die Gewässer des Kanals eilig durchflog. Das in den Strahlen der aufgegangenen Sonne funkelnde Meer, unter dem azurblauen Himmel, bot einen bezaubernden Anblick dar, der schöne Hoffnungen belebte und alle Herzen mit Freuden erfüllte.

Aber kaum hatten die auf dem Verdecke des Schiffes versammelten Reisenden einen letzten wehmüthigen Blick auf das heiß geliebte Vaterland geworfen, welches sich rasch hinter dem Schiffe verlor; kaum waren die weißen Linien der Küsten der Normandie unter den Wogen verschwunden, als eine entsetzliche Gefahr alle Hoffnungen, welche am Gipfel ihrer Erfüllung standen, zu verschlingen drohte. In der Ferne erblickten sie mehrere Segel, deren Zahl mit jedem Augenblicke wuchs, und bald erkannten sie eine spanische Flotte von mehr als zwanzig Schiffen, welche auf sie zukam Der Schiffskapitän sah kein anderes Mittel, um nicht in ihre Hände zu fallen, als nahe an der Küste Englands dahin zu steuern. Diese weise Vorsicht rettete sie.

*) Herr von Bernières starb reich an Jahren und an Verdiensten den 8. Mai 1659.

Die Ueberfahrt war lang und gefahrvoll. Allein mit Ausnahme von dreizehn Tagen, an denen das Schiff vom Sturme heftig hin und her bewegt wurde, konnten die Missionäre täglich die heilige Messe lesen und die Klosterfrauen die heilige Kommunion empfangen. In einem größern Zimmer versammelt, bot diese kleine Gemeinde unter der Leitung Pater Vimont's das Bild des friedlichsten, tief gesammelten Klosterlebens. Die Betrachtungen wurden regelmäßig jeden Morgen verrichtet und die Tagzeiten von den Ursulinerinnen und den Augustinerinnen im Chore recitirt, so daß die langen Stunden des Tages rasch vergingen. Welch' erhabene Harmonie, diese hellen Stimmen der Frauen und das dumpfe Gemurmel der Wellen, welche an die Seite des Schiffes mit majestätischem Takte schlugen! Welch' herrlicher Contrast, diese Oase von friedlichen Menschen bewohnt, von himmlischen Geistern beschützt, in Mitte der Wüste des weitgedehnten oft zürnenden Oceans!

Die Heftigkeit des Windes hatte jedoch das Schiff zu sehr nach Norden getrieben. Eines Morgens, es war am Feste der heiligen Dreifaltigkeit, während die letzten Strophen in der hl. Messe gesungen wurden, erscholl ein Schrei des Entsetzens. In einem Augenblicke waren sämmtliche Passagiere auf dem Verdecke und erblickten durch einen dichten Nebelschleier einen ungeheueren Eisberg, welchen die Meeresströmung mit Ungestüm auf das Schiff hintrieb. Er war so nahe, daß man deutlich hörte, wie das Meer sich schäumend an seinen Seiten brach. Der Berg glich einer schwimmenden Stadt, man sah oder glaubte darin Burgen mit ihren Zinnen zu sehen, und die aufgehäuften Eisschollen bildeten Pflöcke und Thürme, deren Spitzen sich in den Nebel verloren. Der Schiffbruch schien unvermeidlich, denn der Wind war zu schwach, um das Fahrzeug davon zu entfernen. Alle glaubten sich verloren, und Pater Vimont ertheilte ihnen schon die Generalabsolution.

„So lange diese Bestürzung dauerte," sagte die Mutter von der Menschwerdung, „war ich in der größten Gemüthsruhe und empfand nicht die leiseste Angst. So war ich also doch bereit, mich selbst vollkommen zum Opfer zu bringen. Ich überdachte alle Gnaden, welche der Herr in Betreff Canada's mir ertheilt hatte, seinen Befehl, seine Verheißungen, seine Führung, und trotz all' diesem war mir das Leben gerade so gleichgiltig wie der Tod. Eine innere Stimme sagte mir jedoch, daß wir glücklich landen würden. Frau von Peltrie klammerte sich an mich, um bei mir zu sterben, und ich ordnete meine Kleidung, um wenigstens anständig zu ertrinken, wenn das Schiff scheitern sollte. In diesem entscheidenden Augenblicke machte Pater Vimont im Namen der ganzen Schiffsgesellschaft der Mutter Gottes ein Gelübde, und die Mutter vom heiligen Joseph betete die lauretanische Litanei vor, worauf alle Reisenden auf den Knieen antworteten. Als der Steuermann jetzt den Befehl erhielt, das Steuerruder auf die eine Seite zu richten, drehte er dasselbe aus Versehen auf die entgegengesetzte. Allein diese Schwenkung, welche das Schiff natürlicher Weise dem Untergange Preis gegeben hätte, war von der Vorsehung zu seiner Rettung bestimmt. Das Schiff streifte leicht das Eis, die Gefahr war glücklich bestanden."

„Obwohl wir, so gut es auf dem Meere in einem schönen wohleingerichteten Schiffe möglich ist, die beste Wohnung und Pflege hatten, so sind dennoch alle Personen unseres Geschlechtes und unseres Standes gar vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Man muß das selbst empfunden haben, um daran zu glauben. Ich für meine Person besorgte, verdursten zu müssen, denn das Süßwasser war verdorben seit wir aus der Rhede waren, und mein Magen konnte die starken Getränke nicht vertragen. Fast die ganze Reise hindurch litt ich an Schlaflosigkeit und äußerst heftigen Kopfschmerzen. Allein dennoch erfreute ich mich in Vereinigung meines erhabenen

und einzigen Gutes des besten Friedens, und beobachtete alle Ordensregeln und Alles, was die Nächstenliebe verlangte."

Die Mutter von der Menschwerdung erzählt noch andere Zwischenfälle, die das Schiff in ernstliche Gefahren brachten.

Angesichts des ersten Landes, welches sie nicht nennt, wollten sich die Passagiere an das Ufer begeben, um das Gelübde zu erfüllen, welches Pater Vimont in Aller Namen abgelegt hatte. In ihrem Eifer warfen sie sich alle in das Landungsboot, so daß es unterzugehen oder unter das Schiff zu kommen drohte.

Am Eingange des Meerbusens von St. Lorenz verirrte sich das Schiff während des Nebels und segelte lange zwischen gefährlichen Klippen dahin, ohne einen Ausweg finden zu können. Endlich am 15. Juli, nach drei Monaten einer langen und beschwerlichen Seefahrt, warf „der heilige Joseph" Anker im Hafen von Tadussak, in welchem dazumal alle Schiffe landeten, welche über das Meer kamen.

Von da aus fuhren unsere lieben Reisenden in einem leichten Fahrzeuge stromaufwärts. Am 31. Juli segelten sie längst der Küste der orleanischen Inseln und landeten an deren äußerstem Ende Abends bei Sonnenuntergang.

„Wir hofften noch nach Quebec zu kommen, allein Wind und Fluth waren uns ungünstig, daher mußten wir bis zum andern Tage warten. Der Ort war sehr schön und wir entschlossen uns, auszusteigen. Man errichtete nach Brauch der Wilden drei Hütten, eine für die Klosterfrauen, die andere für die Ordensgeistlichen und die dritte für die Matrosen. Wir hatten eine ganz unbeschreibliche Freude, uns in diesen großen Wäldern zu sehen, welche wir von unseren Lobgesängen erschallen ließen."*)

*) Geschichte vom Hotel Dieu in Quebec.

Das kleine Schiff Frau von Peltrie's, welches ihnen um einige Tage voran war, hatte schon die Nachricht von ihrer Ankunft nach Quebec gebracht und Jubel in der ganzen Stadt verbreitet. Die Bevölkerung war in der freudigsten Erwartung, als ihnen am Abende vom 31. Juli die Kunde zukam, die Frauen hätten an der Spitze der Insel Orleans gelandet. Ritter von Montmagny, damals Befehlshaber von Neu-Frankreich, versammelte sogleich sein Rathscollegium und beschloß, ihnen einen Empfang zu bereiten, der seine Frömmigkeit kund gab und des großen Werkes sowohl, wie auch der Dankbarkeit der Colonie, würdig sein sollte. Es wurde bestimmt, daß sie erst am folgenden Morgen in dem Hafen landen würden. Herr von Montmagny sandte ihnen unverzüglich sein geschmackvoll bewimpeltes Schiff, um ihnen Lebensmittel zu bringen und sie im Triumph herbeizuführen. Mit den ersten Morgenstrahlen war die ganze Bevölkerung am Ufer und schaute nach der Insel Orleans hinüber, um die Schiffe zu erspähen, welche die so heiß ersehnten Gäste bringen sollte. Herr von Montmagny, begleitet von der Garnison und der ganzen Stadt, ging hinab an das Ufer, um sie zu empfangen

Als sie in dem Hafen anlangten, begrüßten sie alle Kanonen der Festung St. Louis mit Freudensalven. Nach ihrer Landung warfen sich die Mutter von der Menschwerdung und ihre Genossinnen auf die Kniee nieder und umarmten diese theuere Erde, das Ziel ihrer Wünsche.

Nach den ersten Beglückwünschungen nahm der Zug unter dem Jubelrufe des freudetrunkenen Volkes den Weg nach der obern Stadt. Man begab sich in Prozession in die Kirche „unserer lieben Frau von der Wiedererlangung", wo ein feierliches Te Deum unter wiederholten Salven des Artilleriegeschützes gesungen wurde.*)

*) Die Kapelle von unserer lieben Frau von der Wiedererlangung, erbaut von Champlain 1633, wurde am 15. Juni 1640

Mit Blätterwerk und Kränzen geziert, prangte diese ländliche Kapelle im festlichen Schmucke. Die heilige Messe wurde mit allem Pompe gefeiert, den eine erst ins Leben gerufene Kirche erlaubte, und alle Klosterfrauen näherten sich dem Tisch des Herrn, um Gott für ihre glückliche Ankunft zu danken.

Die Mutter von der Menschwerdung kniete in Mitte ihrer Schwestern am Speisegitter und blieb lange vertieft in frommer Verzückung, während welcher sie ihre Seele in Jubelliedern zu den Füßen des Herrn ergoß, der endlich das Ziel all ihrer Wünsche erfüllt hatte. —

Genieße dein Glück, ehrwürdige Mutter, denn endlich bist du nach so tiefen Seufzern in deine neue Heimath gelangt. Du bist nun im Besitze dieses Landes, welches der Himmel dir zum Antheil gab, und das Er dir im Traume zeigte, wie einstens das Land Kanaan dem Patriarchen Jakob! Du wirst es mit deinem Schweiße benetzen, mit deiner Arbeit befruchten. Du wirst mit Thränen aussäen, aber auch mit Freuden einernten. Deine Kinder werden sich auf diesem Boden vermehren, wie die Sterne des Firmamentes. Und wenn du reich an Tagen und an Verdiensten hingehen wirst, deine unsterbliche Krone zu empfangen, so wird von hier aus deine Seele sich zur ewigen Glorie erheben!

Nach der Feier der heiligen Geheimnisse nahm der Zug seinen Weg zu dem Schlosse Saint Louis, wohin die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der Colonie kamen, unsere Heldinnen zu begrüßen und ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen. Der Gouverneur lud sie hierauf ein, bei ihm mit einigen hervorragenden Staatsbürgern zu frühstücken. Endlich wollte er selbst jede der zwei Gemeinden in die Wohnung führen, die er für sie bestimmt hatte. Der ganze Tag verging unter öffent-

eingeäschert. Sie erhob sich ungefähr an der Stelle wieder, wo jetzt die anglikanische Metropole steht.

lichen Vergnügungen, die Läden wurden geschlossen und alle Arbeiten unterblieben wie an einem Festtage.

Den Spitalnonnen wurde ein Haus in der Nähe der Veste Sankt Ludwig zur Wohnung angewiesen, welches der Gesellschaft der „Hundert Genossen" gehörte.

Die Ursulinerinnen bezogen ein kleines Haus am Ufer*), am Fuße des Berges gelegen, nicht weit von dem Orte, wo später die Kirche unserer lieben Frau vom Siege erbaut wurde.

Am folgenden Tage wurden sie von den Jesuiten eingeladen, ihre Mission der Wilden von Sillery zu besuchen, welche zwei Jahre vorher (1637) durch den Komtur von Sillery zu Gunsten der bekehrten Familien des Gebirges und der Algonkinen gestiftet worden war.**)

Diese erste Zusammenkunft bot eine Scene unbeschreiblicher Rührung. Die Mutter von der Menschwerdung, Frau von la Peltrie und ihre Begleiterinnen konnten ihre Freude nicht bemeistern beim Anblicke der kleinen Wilden, welche nun ihre Kinder werden sollten; sie umarmten, herzten, küßten sie und bedeckten sie mit vielen

*) Es war am Kai gebaut, an der Stelle, wo jetzt das Haus Blanchard steht.

**) M. Noel von Sillery, Komtur des Malteser Ordens, war Mitglied einer am französischen Hofe gefeierten Familie. In kurzer Zeit Gesandter in Madrid und dann in Rom, entwickelte er hohe Geistesgaben und wurde von Maria von Medicis zum Staatsminister ernannt. Aber überdrüßig weltlicher Ehren, entsagte er allen seinen Würden, opferte sich Gott auf, und wurde 1634 zum Priester geweiht. Da er Mitglied der Gesellschaft von Neu-Frankreich war, wollte er zur Bekehrung der Wilden beitragen, und erbaute etwa zwei Meilen oberhalb Quebec den Marktflecken, welcher seitdem den Namen St. Joseph von Sillery trägt. Er bestand aus einer Kapelle, einem Wohnhause für die Missionäre, einem Spitale, einer Veste und mehreren Häusern für die Neophyten. Dieser berühmte Wohlthäter Canadas starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1640. Seine Trauerrede hielt der heilige Vinzenz von Paul.

Thränen; sie nahmen sie auf die Arme und betrachteten sie mit inniger Liebe. Durchwandernd den ganzen Marktflecken, gingen sie in jede Hütte und konnten sich nicht satt sehen an diesen guten Wilden, die ihre Augen mit Erstaunen und Bewunderung auf sie hefteten. Sie ahnten die Opferfähigkeit dieser über das Meer kommenden Jungfrauen, „die keine Männer haben", wie sie sagen, „und ihre Seelen so sehr lieben." Diese zuvorkommende Zuthunlichkeit jener Jungfrauen für Familien, die sie zum ersten Male sehen, ist den Wilden unerklärlich. Zuerst folgen sie den Fremden mit der ihrer Nation eigenen Zurückhaltung, dann, von einem unwiderstehlichen Zauber hingerissen, gehen sie ihnen auf jedem ihrer Schritte nach. Sie gelangen alle — Fremde und Wilde — zur kleinen Kapelle, wo die Wilden in ihrer Sprache eine Dankeshymne anstimmen. Die Rührung kennt jetzt keine Grenzen mehr. Alle in der Kapelle versammelten Klosterfrauen benetzen den Boden mit ihren Thränen. Um dieser rührenden Ceremonie die Krone aufzusetzen, wird Frau von la Peltrie eingeladen, Pathin einiger der neuen Katechumenen zu werden, die von den kürzlich angekommenen Missionären getauft werden sollen.

„Nach diesem Besuche", so erzählen die Berichte der Jesuiten, „trennten sich die Spitalnonnen und Ursulinerinnen nach gegenseitiger Umarmung. Man errichtete Altäre in ihren Häusern, um darin die heilige Messe zu lesen, und die guten Klosterfrauen schlossen sich in ihre Clausur ein, um die religiösen Uebungen ihrer beiderseitigen Gemeinden vorzunehmen.*)

*) Berichte von 1639.

Drittes Kapitel.

Wohnung in der untern Stadt. — Blick auf die Colonie. — Epidemie. — Neue Organisation der Ursulinerinnen.

Gleich in den ersten Tagen übergaben die Patres Jesuiten den Ursulinerinnen sechs kleine wilde Mädchen und einige junge Französinnen zum Unterricht. Das Haus, welches sie bis zur Erbauung eines Klosters bewohnten, gehörte Herrn Juchereau von Chatelets und hatte vorher als Laden gedient. Es war ein elendes in zwei Zimmer getheiltes Gebäude; das größere davon, nur sechszehn Fuß lang, wurde zugleich als Chor, als Sprechzimmer, als Zelle und als Refectorium benutzt, während das andere für die Classen frei gehalten wurde. In einem kleinen Nebengebäude, welches sie aufführen ließen, wurde die Kapelle errichtet. Sie umgaben das Kloster mit einem Holzgitter. Man kann sich leicht denken, wie unbequem und eng diese armen Klosterfrauen mit ihren Schülerinnen in dieser kleinen Hütte wohnten. Drei Jahre hielten sie sich jedoch da auf und entbehrten jede Bequemlichkeit. Im Winter hatten sie die furchtbarste Kälte und im Sommer die drückendste Hitze auszustehen. Diese kleinen Wilden waren von einer ekelhaften Unreinlichkeit und ihre Kleider verbreiteten in diesen engen Räumen einen unerträglichen Geruch, so daß man stets eine verdorbene Luft einathmete. „Die Unreinlichkeit dieser Kinder, die noch nicht zur französischen Sauberkeit erzogen waren", erzählt die Mutter von der Menschwerdung, „gab uns viele Gelegenheit zur Abtödtung. Alle Tage fanden wir Schmutz in unserer Suppe, bald Haare, bald Kohlen; einmal sogar einen alten Schuh. Aber Gott gab uns die Kraft, all' dieses ohne übertriebenen Ekel zu ertragen." Diese Engel der Barmherzigkeit fühlten sich glücklich in Mitte solcher Entbehrungen. „All' dieses, sagt unsere Berichterstatterin, machte uns mehr Freude,

als man sich nur denken kann. Wir schätzten uns glücklicher in dieser elenden Hütte zu wohnen, als in einem Palaste, denn wir besaßen in derselben den Schatz, den wir gesucht — unsere lieben Neubekehrten."

Die Welt wird kaum das Geheimniß dieser übermenschlichen Freuden verstehen; allein die Seele, welche sich einmal an diesem Kelche gelabt hat, kann nicht mehr davon lassen, denn sie schlürft aus dem Grunde dieses Kelches geheimnißvollen Wein, womit die Auserwählten sich berauschen.

Gleich als sie in Kanada ankam, erinnerte sich die Mutter von der Menschwerdung jener geographischen Vision, welche sie vor sechs Jahren gehabt hatte. „Ich erkannte deutlich, daß dieß das Land war, welches der Herr mir gezeigt hatte; diese hohen Berge, diese großen Wälder, diese ungeheueren Ebenen, die Lage und Gestalt der Orte, all' dieß erinnerte mich an das im Traume Gesehene, welches mir noch eben so lebendig vor Augen schwebte, als zu jener Stunde. Diese Entdeckung gab mir neuen Eifer und einen noch lebhafteren Wunsch, alles zu thun und zu leiden, was unser Herr an diesem neuen Bestimmungsort von mir verlangen würde."

Die Kolonie von Neu-Frankreich war zu jener Zeit noch recht unbedeutend. Quebec war nur ein Dorf mit kaum zweihundertundfünfzig Einwohnern. Montreal bestand noch nicht; und wenn man eine kleine Anzahl Kolonisten abrechnet, die sich um die Befestigung der Drei-Flüsse gruppirt hatten, so sah man nur bei Quebec urbares Land.*) Aber diese kleine Bevölkerung, aus rein französischem Blute stammend, faßte vermöge ihrer Lebensfähigkeit tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden und versprach rasche Entwicklung. „Man war sehr vorsichtig, sagt Pater Charlevoix, bei der Wahl derjenigen Leute,

*) Tadussac, von steilen Bergen umgeben, war nur ein Ort für Pelzhändler.

die sich gemeldet hatten, um sich in Neu-Frankreich anzusiedeln... Einige Jahre hindurch wurde diese Vorsicht fortgesetzt und es entstand bald in diesem Theile Amerikas eine recht christliche Generation, welche Einfachheit der ersten Christen bewährte." Die streng... Sitten, der lebendige und reine Glaube, die wahre Frömmigkeit dieser patriarchalischen Familien erweckten das goldene Zeitalter des Glaubens.

Wir haben schon von der bewunderungswürdigen Ordnung gesprochen, die Champlain in dieser kleinen Gesellschaft einführte.

Nach dem Tode des Vaters von Neu-Frankreich (1635) setzte sein Nachfolger, Herr von Montmagny, das so glücklich begonnene Werk fort. Er war ein durch Frömmigkeit, Muth, Klugheit und Opferf...igkeit hervorragender Charakter und benutzte seine ...rliche Energie dazu, die Grundsätze des Glaubens und der Ehre in dem Herzen des Volkes zu befestigen. Sein ganzes Auftreten bei seiner Ankunft in Quebec war eine glückliche Vorbedeutung seiner Regierung, wie auch ein glorreiches Zeugniß seines Glaubens. Ein Kreuz war auf dem Wege errichtet worden, der vom Hafen zum Gipfel des Berges führte.*) Der neue Befehlshaber kniete gar oft mit seinem ganzen Gefolge am Fuße dieses Monumentes nieder und sprach ein kurzes Gebet, um den Schutz des Himmels sowohl für sich als auch für das Land, dessen Geschick ihm anvertraut war, zu erflehen. Die Chronisten jener Zeit freuen sich über den glücklichen Einfluß, den er allenthalben ausübte.

„Ich kann in Wahrheit sagen," schrieb Pater Le Jeune im Jahre 1637, „daß unser Erdreich von Neu-Frankreich

*) Nach einem alten Plan Quebec's, der in der Bibliothek des Parlamentes erhalten ist, erhob sich dieses Kreuz auf der Höhe des Winkels, welchen das Vorgebirg bildet, gegenüber der Stiege der untern Stadt, rechts von der Straße, wenn man die Bergseite hinaufgeht.

so reichlich mit himmlischen Segnungen befruchtet ist, daß die tugendhaften Seelen sich dort in ihrem eigentlichen Elemente befinden und sich glücklicher fühlen, als anderswo. Unsere Kirchen sind zu klein; es ist ein großer Trost, sie gewöhnlich ganz voll zu sehen, usque ad cornu altaris. Die Gebete werden öffentlich und knieend verrichtet, nicht allein in der Festung, sondern auch bei den zerstreut wohnenden Familien. Durch die Gnade des Herrn wird die Tugend hier allgemein hochgepriesen; sie genießt Ehre und Ansehen, während das Laster der Schande anheimfällt. Mit dankbarem Herzen gegen Gott sage ich es, daß diejenigen, welche der Herr in seiner Güte unserer Leitung übergab, und auch diejenigen, welche sich in diesen Gegenden niedergelassen, die Grundsätze des wahren Christenthums schätzen und lieben. Die Thätigkeit, die Klugheit und Weisheit des Herrn von Montagny, unseres Befehlshabers, wirken diese Wunder. Er ist der Erste in den Uebungen der Frömmigkeit und erhebt sie dadurch zu hohem Ansehen. Dieser von Gott und den Menschen geliebte Mann wandelt die Wege der Gerechtigkeit und zieht auch die Andern nach sich."

Dieß war die Gesellschaft, welche die Ursulinerinnen mit dem Wohlgeruche ihrer Tugenden und ihrer Opferfähigkeit erfreuen sollten.

Ihre erste Sorge bestand sofort darin, die Sprache der Wilden zu erlernen. Ihr geistlicher Führer, Pater Paul Le Jeune, mußte sie diese barbarische Sprache lehren. Sie machten sich mit so viel Eifer daran, daß sie in weniger als zwei Monaten den Kindern der Wälder die ersten Grundsätze des Glaubens beibringen konnten. Die Mutter von der Menschwerdung schrieb hoch erfreut über diesen unerwarteten Erfolg nachstehendes nieder: „Ich gab mich nie der kühnen Hoffnung hin, unsere lieben kleinen Neubekehrten so bald unterrichten zu können, aber unser guter Lehrer hat mich so weit gebracht, daß ich es mit Leichtigkeit und zwar in ihrer

Sprache thun kann. Ich versichere Sie, man findet viele Dornen bei Erlernung einer Sprache, welche mit der unsrigen so wenig verwandt ist, und doch lacht man mich aus, wenn ich über Schwierigkeiten klage; denn wäre die Mühe so groß, entgegnet man mir, so hätte ich sie nicht so schnell erlernt. Aber glauben Sie mir, der Wunsch, sprechen zu können, macht allein schon sehr viel aus. Ich möchte mein Herz durch meine Zunge reden lassen, um meinen theueren Neubekehrten zu sagen, welche Liebe mein Herz für Gott und für Jesus, unsern guten Meister, empfindet!"

Gleich am Tage ihrer Einführung hatten die Ursulinerinnen einstimmig die Mutter von der Menschwerdung zur Oberin der neuen Gemeinde gewählt. Diese Würde war ihr eine Last, um so mehr, als über die Ursulinerinnen schon in den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Quebec eine schwere Prüfung verhängt wurde.

Gegen Ende August verbreiteten sich nämlich die Blattern unter den wilden Stämmen. Diese für die Europäer gefährliche Epidemie ist bei den Indianern fast immer tödtlich. Sie machte schreckliche Verheerungen in Sillery. Eine große Anzahl von Kranken wurde der Pflege der Augustinerinnen übergeben; aber die Sterblichkeit nahm so schnell überhand, daß die Ueberlebenden mit Abscheu aus diesem Spitale flohen, welches sie nur mehr „Todtenhaus" nannten, und sich in die Wälder verbargen.*)

Die Seuche brach auch unter den Zöglingen der Ursulinerinnen aus und in einigen Tagen war ihr Klösterchen in ein Spital umgewandelt. Die auf dem Boden ausgebreiteten Betten waren so nahe aneinander, daß die Klosterfrauen über dieselben hinwegsteigen mußten, um

*) Geschichte vom Hotel Dieu in Quebec.

ihre kleinen Kranken zu pflegen. Vier von ihnen starben. Die Ursulinerinnen fürchteten der Epidemie zu unterliegen. Tag und Nacht befanden sie sich in diesen kleinen Krankenzimmern und athmeten fortwährend die verpestete Luft ein, so daß es ihnen unmöglich schien, der Ansteckung zu entgehen. Aber mit der Gefahr wuchs ihr Heldenmuth. Frau von Peltrie wollte selbst ihre Mühen theilen, und obwohl sie von sehr zartem Körperbau war, so erfüllte sie dennoch mit bewunderungswürdigem Eifer die niedrigsten und ekelhaftesten Dienste. Ihre größte Sorge in dieser Prüfungszeit war die Angst, daß die Wilden, von panischem Schrecken ergriffen, ihre Kinder aus dem Kloster nehmen und ihre bewunderungswürdigen Lehrerinnen des Glückes berauben würden, sich für dieselben zu opfern. Aber diese Furcht war unbegründet. Eiliger als je, brachten sie ihre Kinder zu den Klosterfrauen.

Die Epidemie nahm erst im Februar 1640 ihr Ende und unsere Klosterfrauen fingen nun an, sich ein wenig von ihren Anstrengungen zu erholen; aber jetzt entdeckten sie, daß alle Wäsche ihres Hauses, selbst die Stoffe ihrer Kleider, ihre Krägen und ihre Schleier zum Verbande der Kranken verwendet worden waren. Erst mit den Schiffen, die im Frühjahre ankamen, erhielten sie von Neuem die nothwendigsten Kleidungsstücke aus Frankreich.

Die Briefe der Mutter von der Menschwerdung hatten die Klöster von Paris und Tours mit lebhafter Begeisterung erfüllt. Alle Klosterfrauen dieser frommen Gemeinden waren von dem Wunsche beseelt, ihren Schwestern in der neuen Welt auf dem Kreuzwege zu folgen. Die Mutter von der Menschwerdung hatte ihnen keineswegs das Beschwerliche dieses Aufenthaltes verhehlt, sondern alles in seiner ganzen Strenge und Herbe beschrieben.

„Um diesen Beruf in Canada ergreifen zu können," schrieb sie der Oberin von Tours, „ist es nöthig, Allem abzusterben. Wenn die Seele dieß nicht zu thun trachtet,

so thut es Gott selbst. Er ist unerbittlich gegen die Natur, um sie in jenen Zustand des Absterbens zu bringen, der sie nothwendig zur Vollkommenheit erhebt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel dazu gehört, um dahin zu gelangen." Einen andern Brief schrieb sie bei Gelegenheit eines schweren Verlustes, den alle Genossenschaften Quebecs erlitten hatten. „Diese Dinge machen nicht unsere Leiden aus, sondern viel mehr eine gewisse Herrschaft Gottes über die Seele, welche für die Natur schwieriger ist, als alle Qualen und Unannehmlichkeiten. Wenn ich Ihnen sage, daß die Arbeiter im Evangelium sich selbst abgestorben sind, und daß ihr Leben in Gott verborgen ist, so ist es eben deßhalb, weil sie jene Herrschaft anerkannt und sich Gott angeschlossen haben. Sie mußten gegen sich selbst unerbittlich sein, um jener Natur, welche den Nachfolgern Jesu Christi so große Schwierigkeiten bereitet, den Todesstoß zu versetzen. Sie scheinen mir erfahren zu wollen, ob auch ich so viel gelitten habe. Ja, mein Herz kann Ihnen nichts verbergen, und ich bin mit solchen Leiden noch keineswegs zu Ende. Auch bin ich nicht zur Vollkommenheit derjenigen gelangt, von denen ich Ihnen spreche."

Aber weit entfernt, sie einzuschüchtern, nährten diese Schilderungen nur noch mehr die religiöse Begeisterung der Ursulinerinnen in Frankreich. Auf wiederholtes Bitten der Oberin des Pariser Klosters willigte der Erzbischof ein, der Mission Canadas zwei Klosterfrauen zu schicken. Die Mutter Margaretha von Flecelles vom heiligen Athanasius und Mutter Anna Le Bügle von der heiligen Klara langten in Quebec am 7. Juli 1640 an. Diese neuen Schwestern wurden mit Jubel empfangen.

Mehr als je mußte man jetzt an den Aufbau des Klosters denken, was man aus Mangel an Mitteln bis jetzt unterlassen hatte. Es ist unbegreiflich, wie jene enge Wohnung so viele Personen beherbergen konnte. Außer den fünf Klosterfrauen bestand ihr Institut noch aus

fünfzehn bis achtzehn wilden Zöglingen, ohne diejenigen mit zu rechnen, die nur zum Classenbesuche kamen. „Um so Viele in einem so engen Raume unterzubringen, theilen wir mittelst Brettern die Zimmer in verschiedene Winkel. Das eine Bett befindet sich auf dem Boden, das andere ist an der Decke befestigt, so daß man mit einer Leiter hinaufsteigen muß. Trotz all dem schätzen wir uns glücklicher, als wären wir in dem best' eingerichteten Kloster Frankreichs."

Einen anderen Mißstand rief die Ankunft der Pariser Ursulinerinnen hervor, welche etwas anders, als die von Tours, organisirt waren. Außer der Verschiedenheit der Kleider waren die beiden Gemeinden nicht denselben Ordensregeln unterworfen, da die Ursulinerinnen von Paris sich durch ein Gelübde zur Erziehung der Kinder verpflichteten. Eine solche Verschiedenheit konnte in ein und demselben Kloster nicht bestehen, ohne die Eintracht zu stören und Schwierigkeiten hervorzurufen. Die Mutter von der Menschwerdung arbeitete daher daran, die beiden Ordensregeln zu verbinden und sie zugleich den Bedürfnissen des Landes anzupassen. Zur Lösung einer so zarten Frage gehörte ein außerordentlich feines Urtheil und viel Klugheit. Doch widmete sich die Mutter von der Menschwerdung, von jenem himmlischen Lichte erleuchtet, das sie aus ihrem innigen Umgange mit Gott schöpfte, mit feuerigem Eifer dieser Sache. Nach langen Unterhandlungen mit ihren Schwestern gelang es ihr endlich, sowohl durch die Macht ihres Beispieles und durch ihre unvergleichliche Frömmigkeit, wie durch den Einfluß ihres überwiegenden Geistes die gewünschte Einigung zu Stande zu bringen und gleichmäßige Ordensregeln zu verfassen. Diese sind ein Meisterwerk von Weisheit.

Die hauptsächlichsten Satzungen waren diese: 1. Daß die Ursulinerinnen von Tours das den Pariser Klosterfrauen eigene Gelübde des Unterrichtes der Jugend machen würden, aber nur für die Dauer ihres Auf-

enthaltes in Canada; kehren sie jedoch gleichviel aus welcher Ursache nach Frankreich zurück, sollen sie ihres Gelübdes entbunden sein.

2. Daß die Ursulinerinnen von Paris die Kleidung der Congregation von Tours annehmen.

Nachdem diese beiden Hauptpunkte geordnet waren, wurden die anderen Bestimmungen ohne Schwierigkeit angenommen. Der auf diese Weise ausgearbeitete Vorschlag wurde nach Frankreich geschickt, um die Zustimmung der beiden Gemeinden von Tours und von Paris zu erlangen. Er wurde nicht allein einstimmig anerkannt, sondern auch für so zweckmäßig erachtet, daß der Gedanke angeregt wurde, den ganzen Orden der Ursulinerinnen Frankreichs, der aus der Congregation von Paris und Bordeaux entstanden war, unter eine Regel zu vereinigen. Dieser Vorschlag sollte dem im Jahre 1645 versammelten Klerus von Frankreich vorgelegt werden: allein verschiedene Umstände durchkreuzten diese Vereinbarung und sie fand niemals statt. Die Mutter von der Menschwerdung wurde von da an als eine der hervorragendsten Frauen ihres ohnedieß an berühmten Frauen reichen Zeitalters angesehen und hatte wohl eben so viele Bewunderer ihres Geistes wie ihrer Heiligkeit.

Inzwischen waren die Zustimmungsbriefe in Canada angekommen. Die Mutter von der Menschwerdung ging sogleich daran, die Bestimmungen der Vereinigung in's Werk zu setzen. Die ganze Ordensgemeinde unterschrieb die Unionsartikel am 8. September 1641 in Gegenwart des Superiors der Jesuiten, P. Vimont. Diese Ordensregeln waren übrigens nur provisorisch, und wurden bis zum Jahre 1647 gehalten. Sodann bearbeitete Pater Hieronymus Lalemant, auf Bitten der Ursulinerinnen, neuerdings eine Ordensregel, den zuerst eingegangenen Verbindlichkeiten und den Bedürfnissen des Landes angemessen. Man befolgte dieselbe bis zum Jahre 1682.

Um diese Zeiten vereinigten sich die Ursulinerinnen von Quebec auf Veranlassung des Bischofs Laval mit der Congregation der Ursulinerinnen von Paris.*)

Viertes Kapitel.

Frau von la Peltrie in Montreal.

Im Frühjahre 1641 wurde der Grundstein zum Kloster der Ursulinerinnen in Quebec an derselben Stelle gelegt, wo es heute noch steht. Der Bauplatz war den Gründerinnen im Jahre 1639 von der Gesellschaft der „Hundert Genossen" abgetreten worden.**) Allein bevor die Mutter von der Menschwerdung die arme Wohnung der untern Stadt verlassen sollte, die — ein anderes Bethlehem — Zeuge war der Geburt des klösterlichen Lebens in Canada***), sollte sie noch von manigfachen Prüfungen und Widerwärtigkeiten befallen werden. Noch gab es viele stille Thränen beim Gebete, noch viele schlaflose Nächte nach langen Tagen der Arbeit und Mühe! Und doch scheint es bei oberflächlicher Anschauung, als bliebe der Mutter von der Menschwerdung nichts mehr zu wünschen übrig. Im Besitze jenes Schatzes, den sie

*) Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec.

**) Die ersten Zugeständnisse hatten jene Genossen im Jahre 1637 gemacht, „um den Absichten einer Standesperson von außerordentlicher Frömmigkeit, zur Errichtung und Dotation eines Frauenklosters beizutragen, entgegen zu kommen. Die Nonnen sollten die jungen Mädchen der Wilden und der Franzosen, die in Neu-Frankreich wohnten, erziehen." (Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec.)

***) Die Barfüßer waren nur vorübergehend (vor den Jesuiten) in Canada gewesen, und die Jesuiten sind mehr ein Missionsorden als eine Klostergemeinde. Die Ursulinerinnen und die Spitalnonnen können mithin mit Recht als die Gründerinnen des klösterlichen Lebens in Canada angesehen werden.

seit so vielen Jahren als das einzige Ziel ihrer Wünsche ersehnt hatte; in Mitte eines wilden Volkes, dem sie von Morgen bis zum Abend das Reich ihres Bräutigams verkünden durfte; in Mitte der eifrigsten Christengemeinde, welche damals vielleicht überhaupt in der Kirche lebte; in der steten Uebung dessen, was die strengste Buße und die reinste Nächstenliebe bietet — zeigte sich ihrem Geiste und ihren Augen nichts, was sie nicht zur Bewunderung der göttlichen Barmherzigkeiten hingerissen hätte. Was konnte ihr an den alten Anachoreten und Einsiedlern, die in der Wüste unter Gebet und Fasten von ihrer Hände Arbeit gelebt, beneidenswerth erscheinen? Gleich ihnen war ja auch sie in einem öden Welttheil in Mitte von Wüsteneien und Wäldern: wie jene, theilte auch sie ihre Tage zwischen den erhabensten Betrachtungen und den härtesten Bußübungen. Aber die Ruhe gehört nicht dieser Welt an, sie beginnt erst am Ende. Der Herr scheint es um seiner Ehre, seiner Kirche und seinen Auserwählten willen also beschlossen zu haben, daß jene starken Seelen, welche durch Treue, Muth und Reinheit zu jenem glücklichen Zustand gelangt sind, wo Alles für sie verdienstvoll wird, fortwährend Gelegenheiten finden, für seine Liebe zu handeln und zu leiden*). Auf diese Art verfuhr der Herr jetzt mehr als je mit seiner Dienerin. In einer prophetischen Verzückung war es ihr geweissagt worden. Vorerst nahm der Friede, den sie bis zu ihrer Abreise von Frankreich genossen hatte, einen anderen Charakter an.

„Ich empfand in mir einen tiefen und innigen Frieden, der aber weit von mir entfernt schien; vermög seiner Zartheit kam mir derselbe wie in einer erhabenen Region vor. Das war für die Natur hart, für den Geist peinlich. Die Seelenkräfte waren wie todt und an das Kreuz geheftet. In diesem Zustande begreift man, was es heißt, sich selbst entäußern, um Gott zu dienen".

*) Pater von Charlevoix.

„Aus dieser Stimmung kam ich in eine noch schlimmere. Es schien mir, als sei ich von Gnaden und allen natürlichen, inneren und äußeren Gaben, welche Gott in mich gelegt hatte, entblößt. Ich verlor das Vertrauen Derjenigen, die mich leiteten. Gerade die heiligsten Personen, denen gegenüber ich mich immer am offensten zeigte, gaben mir die meisten Gelegenheiten zur Abtödtung. Gott ließ es zu, daß sie beständige Abneigung gegen mich hatten."

So schien sich Himmel und Erde gegen sie verschworen zu haben. Diejenigen, die ihr am theuersten waren, schlugen ihrer ohnehin durch innere Trostlosigkeit gebrochenen Seele die empfindlichsten Wunden. Selbst ihre treue zärtliche Schwester, die Mutter vom heiligen Joseph, war für sie die unschuldige Ursache eines Kummers, der sie um so schmerzlicher berührte, weil er die zartesten Fibern ihres Herzens verwundete. Ihre Bemühungen, die Unirung der Ordensregeln in ihrem Kloster herzustellen, brachten sie bei der Klostergemeinde von Tours in Verdacht. Sogar ihr Seelenführer faßte Mißtrauen gegen sie und war erbittert. Endlich zu ihrem größten Leidwesen kam noch der Umstand, daß Frau von Peltrie, die seit der Ankunft der Ursulinerinnen sie niemals verlassen und mit übernatürlichem Muthe alle Entbehrungen mit ihnen getheilt hatte, sie plötzlich verließ, in der Absicht, in Montreal*) ein neues Kloster zu gründen.

Herr von Maisonneuve, von Gott auf wunderbare Weise dazu angetrieben, landete gegen Ende des Sommers 1641 mit Fräulein Mance und einer Truppe tapferer Soldaten in Quebec, um das Banner des Kreuzes und Frankreichs auf der Insel Montreal aufzupflanzen. Hingerissen von ihrem frommen und ritterlichen Geiste wollten sie dort eine Colonie gründen, und

*) Montreal liegt südwestlich und 30 Meilen von Quebec. A. d. Uebers.

sich den Verheerungen der Irokesen zur Wehr setzen. Da die Jahreszeit damals schon zu weit vorgerückt war, um ihre Niederlassung zu beginnen, blieben sie den Winter über in Sillery bei Herrn von Puisseaux, einem ehrwürdigen Greis, der sein Leben und sein Vermögen der Bekehrung der Wilden widmete. Während der langen Herbstabende lernte Frau von Peltrie Fräulein Mance kennen und schloß einen frommen Freundschaftsbund mit ihr. Immer mehr und mehr von deren seltenen Tugenden eingenommen, und von Fräulein Mance und den Ihrigen lebhaft dazu aufgefordert, begeisterte sie sich für das Werk von Montreal, und glaubte sich berufen, dort eben das zu wiederholen, was sie so glücklich in Quebec begonnen hatte.

Im Frühjahre 1642 reiste sie mit Fräuleln Mance, ihrer Begleiterin*) und einem jungen Manne, der in ihrem Dienste stand, ab. Ihre Möbel nahm sie alle mit. Diese Abreise versetzte die ohnedieß schon so armen Ursulinerinnen in Quebec in eine gänzliche Hilflosigkeit. Nur wenige Möbel, die sie aus Frankreich mitgebracht hatten, und drei Betten für ihre vierzehn Zöglinge blieben ihnen noch übrig. „Wir lassen sie auf Brettern schlafen", schrieb die Mutter von der Menschwerdung, „und geben ihnen Alles zur Unterlage, was wir geben können, um ihr hartes Lager weicher zu machen. Von den Kaufleuten entlehnen wir Häute, um die Kinder zu bedecken, da unsere Armuth es nicht anders erlaubt."

Diese äußerste Verlassenheit konnte die große Seele der Mutter von der Menschwerdung jedoch nicht in Unruhe versetzen. Sie, die begeisterte Liebhaberin der Armuth Jesu Christi**) entäußerte sich gelassen dieser letzten Hilfsmittel. „Ich empfand", sagte sie, „eine Art Freude bei der Zurückgabe dieser Möbel und bildete mir ein,

*) Charlotte Barré.
**) Ausdruck Bossuet's in der Lobrede des hl. Franziskus.

Gott wolle mich dem heiligen Franziskus etwas ähnlich machen, der bekanntlich von seinem Vater verlassen wurde und letzterm sogar seine Kleider zurück gab."

Was ihre Seele mit einem scharfen Schwerte durchbohrte, war die Trennung von ihrer Freundin und Wohlthäterin, und die Aussicht, daß ihre theuern Zöglinge, von grenzenloser Noth getrieben, sich bald zerstreuen und in ihre Wälder zurückziehen könnten. Die außerordentlichen Früchte, die sie schon von ihren Mühen eingeerntet hatte, machten ihre Wunden nur noch brennender. Seit Jahresfrist waren bereits fünfzig wilde Mädchen unterrichtet und mehr als siebenhundert Indianer, Männer und Frauen, geistig und leiblich unterstützt worden. Sollte man denn für immer auf diese reiche Ernte verzichten?

Herr von Bernières schrieb ihr aus Frankreich in folgender Weise: „Sie müssen sich entschließen, Ihre Arbeiter und Ihre Zöglinge zu entlassen, da sie nicht mehr zu unterhalten sind. Um nur das zu zahlen, was ich Ihnen unbedingt schicken muß, bin ich gezwungen, neunhundert Pfund aufzutreiben, also den ganzen Ertrag Ihrer Stiftung. Und wenn, wie es scheint, Frau von Peltrie Sie verläßt, werden Sie sich gleichwohl entschließen müssen, so nicht Gott einen andern Helfer schickt, der Sie unterhält, nach Frankreich zurückzukehren."

Während so alle Hoffnungen auf menschliche Hülfsmittel verloren schienen, blieb die Mutter von der Menschwerdung noch fest in ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott. Sie beschloß, ihre Zöglinge zu behalten, den armen Eingebornen wie bisher Almosen zu spenden und den Bau des Klosters fortzusetzen.

„Herr von Bernières wird entsetzt sein, wenn ich ihn wie gewöhnlich um Lebensmittel bitte, und ihm mittheile, daß ich sechstausend Pfund brauche, um die Arbeiter und das Bau-Material zu bezahlen, ohne die

Schiffs-Kosten zu berechnen. Für all' das haben wir nur die göttliche Vorsehung. Man sagt uns, Alles sei verloren und doch drängt es mich, das fortzusetzen, was der Herr uns mit seiner Gnade in seiner neuen Kirche beginnen ließ."

Man sollte meinen, so viel Ruhe und Zuversicht mitten in einer solchen Verlassenheit, sei der Ausfluß übernatürlicher Tröstungen. All' diese äußere Bedrängniß war indeß nur ein schwaches Abbild von der Zerrissenheit ihres Innern. Zur selben Zeit sah sie sich in die dichteste Finsterniß gehüllt und von Versuchungen zur Verzweiflung befallen, die sie in die tiefste Demuth versenkten.

„Ich hielt mich für das verachtungswürdigste Geschöpf von der Welt, und konnte nicht genug die Güte und Demuth meiner Schwestern bewundern, die mich noch ertragen und von mir abhängen wollten. Kaum wagte ich die Augen aufzuschlagen, so sehr lastete dieses drückende Gefühl auf mir. Eben deßhalb wollte ich auch die niedrigsten Handlungen verrichten, da ich mich nicht würdig hielt, andere zu thun."

„In Erholungsstunden getraute ich mir nicht zu sprechen und horchte mit Ehrerbietung auf das, was meine Schwestern sagten. Doch vermied ich dabei so viel als möglich alle Sonderlichkeiten. Mein Geist blieb überdieß noch frei genug, um den Geschäften meines Amtes nachzukommen, und die Sprache der Wilden erlernen zu können. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Niemand mein damaliges Leiden kannte, ich glaubte vielmehr, alle Leute müßten mein Elend sehen. War ich auch selbst unfähig, mich Pater le Jeune ganz und gar zu eröffnen, so sah dieser fromme Diener Gottes doch genug, um einiges Mitleid mit mir zu fühlen und für die Folgen dieses Zustandes zu fürchten."

„In Mitte dieses schrecklichen Dunkels erschien zuweilen ein Lichtstrahl, der meine Seele erleuchtete und sie wieder

mit Liebe erfüllte. Ich befand mich eines Tages plötzlich in außerordentlicher Verzückung, so daß ich glaubte, im Paradiese zu sein und Gottes Gegenwart zu genießen, der mich mit seinen Gnaden überhäufte. Aber wie kurz war diese Extase! Sie glich jenen Sonnenstrahlen, die zuweilen das Gewölk durchbrechen, und bei ihrem Verschwinden den Tag nur noch düsterer erscheinen lassen. Diese Tröstungen machten mir stets mein Kreuz nur noch schwerer und meinen Kummer noch empfindlicher; denn ich stürzte von den Höhen des Lichtes und der Liebe in einen Abgrund äußerster Finsterniß; vom Glanz der Glorie fühlte ich mich hinabgeworfen in eine wahre Hölle, wo Todestrauer herrschte. Was mir den herbsten Kummer verursachte, war das Gefühl der Verzweiflung, das mich in jener Kerkernacht beschlich und dessen Quellen ich nicht ergründen konnte. Ohne den Beistand Gottes würde ich mich in dieser Versuchung verloren haben. Zuweilen glaubte ich mich wirklich am Rand der Hölle zu sehen, und meinte in unermeßlichen Abgründen die Flammen zu schauen, die mich verschlingen sollten. Ich entdeckte in mir eine gewisse Lust, mich in dieselben zu stürzen, um Gott zu mißfallen. Aber der heilige Geist schien sogleich in seiner göttlichen Güte meinen Willen umzumodeln und ihn zu dem Wunsche anzueifern, zwar in die Hölle hinabgestürzt zu werden, aber nicht, um Gott zu mißfallen, sondern damit Seiner Gerechtigkeit Genugthuung zu leisten. Dieser Wunsch entstammte dem Glauben. Ich sah, daß ich Strafe verdiente, und willigte ein, in die Hölle wenigstens für einige Zeit hinabgestürzt zu werden, wenn ich nur nicht der Liebe Gottes beraubt würde."

In dieser traurigen inneren Wirrsal legte die demüthige Büßerin eine Generalbeicht über alle Sünden ihres Lebens ab.

„Wer gibt mir Blut, Thränen, um meine Sünden zu beweinen? O mein himmlischer Bräutigam, wie konntest Du es zulassen, daß eine Seele, die Du so sehr ge-

liebt, Dich so schwer beleidigte? Und warum hast Du sie nicht dem Teufel zu Füßen gelegt? Nimm wenigstens das Bekenntniß meiner Missethaten hin und züchtige mich nach Deiner anbetungswürdigen Gerechtigkeit. Denk' daran, o mein allerreinster Bräutigam! daß Du mich, als ich neunzehn Jahre zählte, zum ersten Male auf außerordentliche Weise zu Dir riefst. Damals ließest Du mich meinen Irrthum, ich sei in einem Zustande der Vollkommenheit, so klar einsehen. Nachdem Du mich in dem Uebermaße Deiner unendlichen Barmherzigkeit in Deinem kostbaren Blute gewaschen hattest, überlegte und zauderte ich bei einer Gelegenheit, die sich mir eben darbot, ob ich nicht wieder in die Welt und in jene Verhältnisse zurückkehren sollte, aus denen Du mich eben befreit hattest. Die Versuchung, welche mich unter dem Scheine eines wichtigen Grundes und der Nothwendigkeit schwankend machte, würde mich unfehlbar fortgerissen haben, hätte nicht Deine unendliche Güte mich erleuchtet und auf andern Wegen befestigt."

„Du weißt auch, als ich noch in der Welt lebte, daß ich an vielen Dingen Gefallen fand, welche meinen Sinnen schmeichelten, und denen ich einige Zeit lang nachhing. O hätte mich nicht damals Deine Barmherzigkeit befreit, so würde ich sicher den Geist der Gnade erstickt haben, womit Du mich so liebevoll führtest. Ach! wie schmerzt mich dieß und wie sehr fühle ich, daß ich die Hölle verdiene! Ja ja, es ist gerecht, o meine göttliche Liebe, daß Dir Genugthuung ge[illegible]

„Und bei einer andern Gelegenh[illegible] ich schon Klosterfrau war — wurde ich [illegible] uch in. Aus falscher Demuth ging ich näm[illegible]ch zu meiner Oberin und bat sie, mich zu demüthigen; ich glaube, es würde mich empfindlich gekränkt haben, hätte sie mich beim Wor[illegible] genommen; denn meine Absicht war, glaube ich, ni[illegible] ganz rein. Ein geheimer Stolz war die Triebfeder [illegible]ner Handlung, darum verdiene ich auch alle Arten [illegible]

Demüthigung. Vernichte denn ohne Erbarmen, o ewiger Gott, den Staub und das Nichts. Es gibt keine Strafe, welche zu groß für mich wäre."

„Ein anderes Mal gab ich meiner Oberin unter dem Schein der Gerechtigkeit einen guten Rath; im Grunde aber war es nur eine übertünchte Tugend, und Du, o mein göttlicher Bräutigam, ließest dieß Alles geschehen! Es ist gerecht, wenn Du jetzt dafür Rache nimmst. Sieh, hier bin ich — züchtige mich nach den Gesetzen Deiner Liebe. Ach! gekrümmt unter den Füßen der Teufel, bitte ich Dich um Verzeihung."

„Beim Umgange mit geistreichen Personen ließ ich mich, gedenkend ihrer ernsten, aufrichtigen und göttlichen Leitung, zu Scherzen und Kindereien hinreißen. Ich fand Gefallen an Gesprächen, die mich zur Vertraulichkeit verleiteten und den Sinnen mittheilten, was im Innern geistig vorging. Hättest Du mich nicht die ganze Größe dieses Fehlers einsehen lassen, würde ich in Schlaffheit in Betreff jener Sinnesbeherrschung gefallen sein, die Du von mir verlangst. Damals strafest Du mich nicht; thue jetzt Deiner Gerechtigkeit genug und züchtige jene Eitelkeit. Ach, wie wahr ist es, daß Du nicht willst, daß wir auf den Wegen der geläuterten Liebe straucheln! Ich kam hieher, um Deine neue Kirche zu beflecken; ich grub mir Kothgruben, deren Ausdünstung im Stande ist, mich zu vernichten. Es hat allen Anschein, als habest Du dem Teufel erlaubt, alle Leidenschaften der Reihe nach in mir zu erwecken. Ueberdieß fühle ich mich wie gebunden und gefesselt. Von Dir, o Gott, allein erwarte ich Hilfe. Denn meine Bande hindern mich, das Gute zu thun, was ich möchte, und meine Leidenschaften verleiten mich, das Böse zu thun, das ich nicht will und das ich hasse. O Gott der Barmherzigkeit beschütze mich, sonst gehe ich zu Grunde. Verzeihe mir alle Unvorsichtigkeiten und alle unvollkommenen Gefühle, die ich nicht überwunden habe. Meine größte Demüthigung jedoch ist die, daß ich

bei aller Zerknirschung des Herzens, die mich einer jeden Zurücksetzung würdig hält, dennoch so sehr empfindlich bin. Meine Sünden sind wohl auch an dem Amte Schuld, das ich bekleide. Meine Stellung hindert mich, nach Wunsch dem Unterricht unserer theuern Neubekehrten vorzustehen. Ach mein süßer Bräutigam! Du weißt, wie viel Liebe Du mir für diese Kinder gabst. Mein einziger Trost war, sie zu unterrichten, sie Dich kennen und Dich lieben zu lehren." —

So ergoß sich diese schuldlose und unglückliche Seele in Seufzern und Schmerzensrufen beim Anblicke der geringen Vergehungen ihres Lebens, denen man kaum den Namen Sünde geben wird. Ist es darum nach all dem noch zu verwundern, daß Gott eine so reine Seele, die stets so gut vorbereitet war, ihn zu empfangen, so vieler Heimsuchungen würdigte?

Mitten in diesem Zerrüttungszustande erfüllte doch die Mutter von der Menschwerdung ihre Standespflichten mit so vieler Umsicht, daß ihr Beichtvater nicht genug darüber staunen konnte. Gerade als ihre inneren Qualen am ärgsten gestiegen waren (1647), beschloß sie mit Hülfe des Pater Hieronymus Lalemant, das erwähnte Werk, die beiden Zweige ihrer Gemeinde unter eine einzige Regel zu vereinen. Ihre Thätigkeit kannte keine Grenzen; man sah sie fast zur selben Zeit in Mitte der Kinder, dieselben waschen, liebkosen und unterrichten; dann bei den Arbeitern, sie aufzumuntern und ihnen zu rathen. Sie überwachte alle Arbeiten des Klosters, verrichtete die niedrigsten Geschäfte, um den andern als Magd zu dienen, und bei all dem vernachlässigte sie in Nichts ihre Pflichten als Oberin. Abends die letzte zu Bett, in der Früh die erste bei der Arbeit; immer betend oder arbeitend, leistete sie mehr durch ihr Beispiel als durch ihre Worte.*)

*) Pater von Charlevoix.

In jener Epoche begann sie einen lebhaften Briefwechsel mit verschiedenen Klostergemeinden Frankreichs und einer Menge frommer Personen, um dieselben zur Unterstützung des Werkes der Ursulinerinnen in Canada einzuladen. Die Zahl der Briefe, die sie schrieb, besonders in den ersten zwölf Jahren ihres Aufenthaltes in Canada, ist überraschend groß; sie sagte selbst, daß im Laufe eines einzigen Herbstes sie deren mehr als sechshundert schrieb. Die Almosen, welche sie auf diese Weise erhielt, dienten zu den dringendsten Bedürfnissen ihrer Stiftung.

Der Abscheu gegen das, was sie ihre Sünden nannte, hatte sie so lebhaft durchdrungen, daß sie mit unerbittlicher Strenge ihren Leib züchtigte. Eines Tages zog sie im Eifer ihrer Entrüstung über sich selbst ein Bußgewand an, das sie lange Zeit behielt, ohne es selbst Nachts auszuziehen. Ihr Beichtvater wurde davon benachrichtigt, machte ihr lebhafte Vorwürfe und befahl ihr, dasselbe sofort abzulegen. Die Mutter von der Menschwerdung warf sich hastig zu seinen Füßen, und beschwor ihn, ihr Sündenbekenntniß anzuhören, um ihr verbrecherisches Betragen beurtheilen und ihr eine Strafe vorschreiben zu können. Der Pater verweigerte es ihr anfangs: aber endlich durch ihre Thränen und Bitten gerührt, willigte er ein, sie anzuhören. Sogleich legte sie ihm ohne Gewissenserforschung eine Lebensbeicht ab, mit einer solchen Genauigkeit, als hätte sie einige Tage dazu verwendet.

Dieser Akt der Demuth rührte endlich den Himmel. Ihre bittersten Sorgen verschwanden und ihre Seele entrang sich allmälig ihren frühern Todesängsten.

Frau von la Peltrie kehrte nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren von Montreal zurück, um für immer in Mitte der kleinen Heerde zu bleiben, welche sie damals nur in der Absicht verlassen hatte, um andern in den Wäldern irrenden Schafen nachzugehen und sie in die Hürde zurück zu bringen. In

ihrem apostolischen Eifer hatte sie selbst schon den Entschluß gefaßt, bis in das Land der Huronen vorzudringen, das mehr als dreihundert Meilen von Quebec zwischen Wäldern, Strömen, Flüssen und Bergen lag, um diesen wilden Völkern das Heil zu verkünden. Alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen und sie erwartete nur mehr die gute Jahreszeit, um sich einzuschiffen, als ein Pater Jesuit, der so eben von dieser Mission zurück kam, ihr die Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens vorstellte und die ungeheuere Gefahr, in die Hände der wilden Irokesen zu fallen. So gab sie denn ihren Entschluß auf und tröstete sich, indem sie dort eine Stiftung zum Unterhalte eines Missionärs der Gesellschaft Jesu gründete. Ueberzeugt, daß Gott von ihr nur mehr ihre eifrigen Gebete, ihre gewöhnlichen Abtödtungen und die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit an ihren kleinen Wilden verlange, kam sie zurück, um sich in der stillen Einsamkeit der Ursulinerinnen von Quebec niederzulassen; sie unterwarf sich der Clausur und der Ordensregel und beharrte unermüdlich in derselben bis zu ihrem letzten Athemzuge.*)

Fünftes Kapitel.

Die Mutter von der Menschwerdung bringt sich Gott als Sühnopfer dar.

Das bescheidene Kloster von Quebec widerhallte von den Jubelliedern seiner Kinder bei der Rückkehr der vielgeliebten Stifterin. Die kleinen wilden Mädchen, welche sie so oft schon an ihr Herz gedrückt hatte, warfen sich freudetrunken und jauchzend in ihre Arme. Eines unter ihnen, welches nicht wußte, wie es seine Freude äußern

*) Karl Sainte-Foi.

sollte, sagte in kindlicher Einfalt: „Mutter, seit drei Jahren höre ich nicht auf, den lieben Gott für Dich zu bitten.“ Aber Niemand aus dieser frommen Familie erfreute sich mehr über das Ende dieser langen Trennung, als diejenige, welche die schwerste Last auf ihren Schultern getragen hatte, und deren gefühlvolles Herz tausend Bitterkeiten in sich verschlossen hatte, die Mutter von der Menschwerdung. Die düstere Einsamkeit ihrer Seele wich mit einem Male beim Anblick dieser theuern Wohlthäterin. Wie vom Hauche eines kühlenden Lüftchens ward ihre brennende Stirne erfrischt. Frau von la Peltrie war der tröstende Engel, welchen der Himmel ihr als Stütze in ihrer Noth sandte, um ihre Schritte auf dem Kreuzeswege zu stärken. Ruhe sollte Maria indeß erst an dem Tage finden, da zwei Seelen, deren Heil sie von Gott erbeten hatte, den schmalen Weg betreten würden, der zum Himmel führt. Sie hatte sich nämlich der göttlichen Gerechtigkeit geopfert für das Heil ihres Sohnes und das Heil einer Nichte, die sie mitten in den Gefahren der Welt zurückgelassen hatte.

Als ihrem Sohne der Eintritt in die Gesellschaft Jesu versagt worden war, überließ er sich gänzlicher Muthlosigkeit und dachte nur mehr daran, sein Leben zu genießen. Ehrgeizige Träume bewegten sein Herz. Er ging nach Paris, wo die Gunst der Königin Anna von Oesterreich für seine Mutter ihm glänzende Aussichten eröffneten. Er fand in der That gleich Anfangs eine mächtige Gönnerin in der Herzogin von Aiguillon, die ihm eine rasche Beförderung bei Hofe versprach. Aber Gott hatte Mitleid mit diesem einzigen Sohne einer Heiligen; und im Augenblicke, wo die Welt ihre verführerischen Bilder vor seinen Augen entrollte, zeigte ihm ein höheres Licht den fürchterlichen Abgrund. Eines Tages, ermüdet von dem Treiben der großen Stadt, zog er sich in sein Zimmer zurück und las eifrig in einer philosophischen Abhandlung. Plötzlich wurde heftig an seiner Thüre ge-

klopft. Er steht sogleich auf und öffnet; allein da er Niemanden erblickt, nimmt er ruhig sein Buch wieder zur Hand. Gleich darauf hört er wiederum pochen, ohne nur die Spur eines Menschen zu erblicken. Der Lärm wiederholt sich ein drittes Mal, ohne daß seine Nachforschungen einen besseren Erfolg gehabt hätten. Betroffen von dieser seltsamen Erscheinung geht der junge Mann mit seinem Gewissen zu Rath; vermuthet ein Zeichen von Oben und ist fest überzeugt, daß es der Schutzgeist seiner frommen Mutter ist, der ihn zum Guten zurückrufen will. Er zögert nicht länger und sucht den ehemaligen Seelenführer seiner Mutter, Pater Raimund vom heiligen Bernard, auf. Er entdeckt ihm seinen ganzen Seelenzustand, die ehrgeizigen Pläne für seine Zukunft, erzählt ihm das geheimnißvolle Ereigniß, welches ihn so sehr betroffen machte, und bittet ihn, den Weg ihm zu zeigen, wohin Gott ihn rufen würde. Der fromme Greis erhebt die Augen zum Himmel, dankt Gott und spricht einige Worte der Wahrheit; der junge Mann aber geht beruhigt und froh von dannen. Von nun an setzte er eine schroffe Scheidewand zwischen sich und die Welt. Am folgenden Tage hörten seine Verwandte und Freunde mit Erstaunen, daß er den glänzenden Aussichten, die sich ihm in der Welt eröffneten, entsagt habe, um ein Sohn des heiligen Benedikt zu werden. Er wählte unter den verschiedenen Familien dieses großen Ordens die Congregation des heiligen Maurus, die im siebenzehnten Jahrhundert unter allen Zweigen des Benediktinerordens der ausgezeichnetste war, und worin bald auch der gelehrte Mabillon für immer berühmt werden sollte. Bei der Nachricht dieser wunderbaren Bekehrung äußerte die glückliche Mutter die Freude ihres Herzens in folgendem ergreifenden Briefe:

„Mein theuerer vielgeliebter Sohn! Die Liebe und das Leben Jesu sein Dein Erbtheil. Es ist mir unmöglich, Dir den Trost zu beschreiben, den mir Dein

Brief bereitete. Das ganze Jahr hindurch war ich sehr besorgt um Dich; aber endlich gab mir Gott die Ruhe in dem innigen Vertrauen, daß seine liebevolle und väterliche Güte den nicht würde zu Grunde gehen lassen, welchen ich aus Liebe zu Ihm verlassen hatte. Dein Brief hat mich nun darin bestärkt. Du gibst mir ja Kunde von demjenigen, was ich für Dich ersehnte und was ich kaum hoffen durfte. Gottes Güte führte Dich in einen so heiligen Orden, welchen ich ungemein ehre und schätze. Ich wünschte diese Gnade für Dich; da aber der Beruf nur von Gott kommt, so wollte ich mich nicht in das mischen, was Gottes Sache allein ist."

„Du wurdest von Deiner Mutter und von Deinen Verwandten verlassen; aber sage mir nun, war diese Verlassenheit nicht zu Deinem Vortheile? Gott allein weiß, was mein Mutterherz leiden mußte, als ich Dich verließ. Du warst noch nicht zwölf Jahre alt. Aber ich mußte seinem göttlichen Willen gehorchen. Er versprach mir, für Dich zu sorgen, und an dieser Hoffnung stählte sich mein Herz, um die Hindernisse zu überwinden, die meinen Eintritt in's Kloster zehn Jahre lang verzögert hatten. Immer mußte mir die Nothwendigkeit dieses Schrittes von meinem Seelenführer und auf andere Art, die ich Dir schriftlich nicht mittheilen kann, aber mündlich sagen möchte, gezeigt werden. Ich sah voraus, daß Dich die Verwandten verlassen würden, was mir unendlich viel Kummer verursachte; und dann machte mich auch Deine Schwäche um Dich besorgt."

„Als ich durch Paris kam, hätte ich Dir leicht eine Stelle verschaffen können. Die Königin, die Herzogin von Aiguillon und die Gräfin von Brienne, die mir stets gewogen waren und mich noch dieses Jahr mit Briefen beehrten, hätten mir die Bitte nicht abgeschlagen. (Hier muß ich mich bei der Herzogin von Aiguillon für das Gute, das sie Dir that, bedanken.) Aber der Gedanke, daß Deine Seele Gefahr laufen würde, wenn Du in der

Welt eine glänzende Stellung einnehmen würdest, bewog mich, Dich ein zweites Mal den Armen der gütigen Himmelsmutter zu überlassen. Ich trug das feste Vertrauen, daß sie für Dich Sorge tragen würde, da ich ja bereit war, mein Leben im Dienste ihres Sohnes zu opfern. Hattest Du sie beim Beginne Deiner Studien nicht auch zu Deiner Mutter erwählt? Du konntest wahrlich kein höheres Gut von ihr erwarten, als das, welches Du nun besitzest. Die Vortheile, die sich für Dich in Paris ergaben, waren nicht unbedeutend, sind aber nicht mit jenen zu vergleichen, die Du nun empfangen hast."

„So gehörst Du nun zur heiligen Streiterschaar, mein theurer Sohn! Beherzige wohl die Worte Jesu Christi: Derjenige, welcher die Hand an den Pflug legt und wieder zurück schaut, ist nicht geeignet für's Himmelreich. Was Gott Dir verspricht, ist mehr als alle Aussichten, die sich Dir eröffneten und die Du nunmehr nur als Koth und Schlamm betrachten sollst, um Jesus Christus zu gewinnen. Euer glorreicher Vater, der heilige Benediktus, hat Euch das schönste Beispiel hievon gegeben. Ahme ihn nach im Namen Gottes, damit mein Herz durch die nächste Flotte die tröstliche Nachricht empfange, meine Bitten, die ich seit einundzwanzig Jahren ohne Unterlaß der göttlichen Majestät darbringe, seien erhört worden. Ich sehe Deine frommen Vorsätze, und das läßt mich hoffen, daß Gott, der dieses Werk begonnen hat, Dir auch die Gnade der Beharrlichkeit geben werde. Es vergeht kein Tag, an dem ich Dich nicht seiner Liebe durch das Herz seines vielgeliebten Sohnes aufopfere. Möge es seiner Güte gefallen, daß Du ein wahres Brandopfer seiest auf seinem göttlichen Altare!"

„Es ist mir ein großer Trost, daß Du mir die Palme des Marterthums wünschest. Allein, mein theuerer Sohn, meine Sünden werden mich wohl dieses kostbaren

Gutes berauben. Bis jetzt habe ich noch nichts gethan, was fähig wäre, Gottes Herz zu gewinnen, und man muß viel gearbeitet haben, um gewürdigt zu werden, sein Blut für Jesus Christus zu vergießen. Auch darf ich keine so hohen Ansprüche machen, sondern lasse seine unermeßliche Güte walten, die mich stets mit so vielen Gnaden überhäuft hat. Ich überlasse mich dieser Gnade Gottes und schenke Dich ihr ebenfalls. Statt des Segens, den Du von mir verlangst, bitte ich diese unendliche Güte, daß sie Dich mit jenen Gnaden überhäufen möge, die sie schon so vielen treuen Seelen ertheilt hat."

„Ich glaube, ich würde sterben vor Freude, wenn man mir sagte: „dein Sohn ist ein Martyrer". Ueberlassen wir Alles diesem liebevollen Gott. Er hat seine Absichten und Er wird Alles thun, was Er von Ewigkeit her bestimmt hat. Bleibe ihm treu, und Er wird Gelegenheit finden, aus Dir einen großen Heiligen und einen großen Martyrer zu machen, wenn Du seinen göttlichen Eingebungen Folge leistest, wenn Du Dir selbst absterbst und Dich bemühst, das Beispiel so vieler großer Heiligen Deines Ordens zu befolgen. Wenn der Herr Dir die Gnade erweist, Profeß abzulegen, so bitte ich Dich, mich davon zu benachrichtigen und mir zu sagen, auf welche Weise Er Dich berufen hat, und welche Mittel Du anwandtest, um Deinen Entschluß auszuführen. Endlich theile mir von Deinen Gütern mit, die mir, wie Du Dir denken kannst, von großem Troste sind. Bitte Gott für mich. Ich bin im Geiste oftmals im Tage bei Dir und empfehle Dich fortwährend Jesu und Maria. Lebe wohl, mein theuerer Sohn! Ich würde nie genug haben, mich mit Dir zu unterhalten, aber ich muß endlich zum Schlusse kommen, und für dieses Jahr Abschied von Dir nehmen. Quebec den 4. September 1641."

Auf solche Weise durch den Rath seiner Mutter erleuchtet uud durch deren eifrige Gebete gestärkt, umfaßte der junge Novize mit inniger Liebe das Kreuz und machte

rasche Fortschritte auf dem Pfade der Tugend. Er sagt selbst, daß er während seines Noviziates die Welt vergaß und Dank der Gnade Gottes das Joch der Bußübungen und der Ordensregeln des heiligen Benediktus mit Freuden trug. In dem Maße, als dieser Stern am klösterlichen Himmel sich rasch erhob, senkte sich wieder Licht und Leben in die verdüsterte Seele der Mutter von der Menschwerdung. Ihre inneren Unruhen schwiegen; wie in früheren Tagen schien der Friede zurückzukehren. Doch legte sich eine Besorgniß dem Mutterherzen nahe. Unsere Heilige ahnte, daß ihr Sohn in Gefahr stand, sein Opfer nicht ganz zu vollenden. Eine andauernde Beängstigung überzeugte sie davon so sehr, daß sie, obwohl sie gar keine äußeren Anhaltspunkte dafür hatte, eines Tages während der Mahlzeit hinauseilte, um vor dem Allerheiligsten ihren Sohn nochmals dem göttlichen Meister als Opfer darzubringen. Sie erfuhr einige Monate später, daß mehrere Schulden, die ihr Sohn früher gemacht hatte, beinahe ein Hinderniß seiner Profeß gewesen seien. Endlich legte er die feierlichen Gelübde ab und schwang sich mit Eifer zu den ascetischen Höhen empor. Er gelangte später zu einer außerordentlichen Heiligkeit, begleitete sogar die höheren Stellen seines Ordens, trug zur Reorganisation mehrerer Klostergemeinden bei und starb endlich zu Marmontieres im Alter von 77 Jahren am 9. August 1696, reich an Werken und Verdiensten, nachdem er vierzig Jahre lang verschiedenen Klöstern Frankreichs als Superior vorgestanden hatte*). —

*) Nach dem Tode seiner ehrwürdigen Mutter schrieb ihr Sohn, Pater Claudius Martin, ihre Lebensgeschichte nach den Berichten, die sie auf Befehl ihrer Obern aufgezeichnet hatte. Er gab auch einen Band ihrer „Geistlichen und historischen Briefe“ und andere von ihr verfaßte Schriften, wie z. B. „Die geistliche Schule oder Auslegung des großen Katechismus“ und „das Buch ihrer geistlichen Uebungen“ heraus. Die Ursu-

Die erzählte Bekehrung war nur das Vorspiel einer nicht weniger auffallenden, welche die Belohnung der freiwilligen Selbstaufopferung der Mutter von der Menschwerdung sein sollte. Ihre Nichte, die sie um den Preis ihrer Thränen aus dem Strudel der Welt entreißen wollte, war die Tochter jener Schwester, bei welcher sie die Zeit ihres Wittwenstandes verbrachte. Sie hatte das Kind zuerst in ihren Armen empfangen, als es das Licht der Welt erblickte, und es auch zuerst dem lieben Gott aufgeopfert. Sie fühlte sich innig zu dem Mädchen hingezogen, das sie so oft auf ihren Knieen gewiegt, und welchem sie die ersten Lehren der Religion beigebracht hatte. Als sie kaum sechzehn Jahre alt war, wurde sie eine der reichsten Erbinnen der Touraine, und, in die Welt hinausgeschleudert, lernte sie frühzeitig die Blendwerke und Eitelkeiten des Lebens kennen. Ihre glänzende Schönheit, ihre hohen Vorzüge des Geistes und ihre vortreffliche Erziehung machten sie der Welt noch viel gefährlicher, als die Welt für sie war*). Sie sah sich umringt von eifrigen Bewerbern, aber keinem gelang es, ihr Herz zu fesseln. Ein vornehmer Herr am Hofe Ludwigs XIII., von blinder Leidenschaft für sie entbrannt, beschloß, sie um jeden Preis zu erhalten. Als er sah, daß die Mutter, die seit einem Jahre Wittwe war, ihre Einwilligung nicht geben wollte, nahm er zu einem Gewaltstreich seine Zuflucht.

Eines Tages nämlich, als das junge Mädchen nur von einer Magd begleitet, zur heiligen Messe ging, begegnete sie in einer sonst ruhigen Straße einer Gruppe junger Leute, die sie dicht an einen Wagen hindrängten, welcher neben ihnen stand. Sie wollte arglos vorüber

---

linerinnen besitzen noch einige Andenken vom Sohne der Mutter von der Menschwerdung, unter Anderem ein silbernes Crucifix mit einer Kreuzpartikel.

*) Wilhelm von St. Thierrie, Leben des heiligen Bernard 1. Buch 3. K.

gehen, allein im selben Augenblick öffnet sich der Wagenschlag und ein kräftiger Arm hebt sie halb ohnmächtig in den Wagen, der trotz der Hilferufe der Magd schnell wie der Blitz davon eilte. Man mache sich einen Begriff von der Verzweiflung der unglücklichen Mutter, als sie die Entführung ihrer Tochter vernahm. Sogleich fleht sie den Arm der Gerechtigkeit um Hülfe an, und beschwört ihre Freunde, die Waffen zur Hand zu nehmen, um ihr Kind zu befreien. Der Entführer hielt sie auf einem Schlosse gefangen, das mit vielen Wachen besetzt war. Erst nach verzweifeltem Kampfe ergab sich jener schändliche Geier und versprach der Mutter, sie nur unter der Bedingung auszuliefern, wenn er selbst die Freiheit erhalte. Die Familie jedoch, empört über den Schimpf eines ihrer Mitglieder, brachte die Sache vor den Gerichtshof la Tournelle in Paris. Das junge Mädchen war bei dem Proceß zugegen und vertheidigte sich selbst mit so viel Wärme und Beredsamkeit, daß der Schuldige zu einer schweren Buße verurtheilt wurde. Einige Zeit später trat ein Ereigniß ein, das die Hoffnungen des jungen Mannes auf's Neue belebte. Die Mutter des jungen Mädchens starb. Um sich den Erfolg zu sichern, suchte er sich in die Gunst des Herzogs von Orleans einzuschleichen, und es gelang ihm, denselben davon zu überzeugen, daß sie seine Braut sei. Von dieser falschen Nachricht irre geleitet, schrieb der Herzog an den Vormund des jungen Mädchens und bat ihn, dem Edelmanne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In seiner Bestürzung rieth der Vormund, einer der ersten Magistratsherren von Tours, seiner Mündel, sich in ein Kloster der Stadt zu flüchten. Sie wählte als Zufluchtsort das Kloster der Ursulinerinnen, jenes Haus, wo ihre Tante den Geist des Apostolats empfangen hatte, und das noch ganz erfüllt war vom Andenken an ihre Tugenden. Ihr Verführer verfolgte sie sogar bis in dieses Heiligthum. Es gelang ihm, die Königin Mutter für seine Absichten so

geschickt zu interessiren, daß dieselbe an den Erzbischof von Tours schrieb. Bevor jedoch etwas bestimmt werden sollte, wollte der Prälat mit den beiden jungen Leuten eine Unterredung halten, und gelangte dabei zur Ueberzeugung, daß die Ansprüche des jungen Mannes ebenso ungerecht, als schimpflich für das arme Mädchen waren. Mit Rache im Herzen und Drohungen auf den Lippen zog sich der Verzweifelte zurück. Die Nichte der Mutter von der Menschwerdung trat mit gebrochenem Herzen in das Kloster der Ursulinerinnen ein, fest entschlossen, für immer eine Welt zu verlassen, wo unter den schönsten Gewächsen so viele Nattern verborgen sind. Um aber in ihrer Einsamkeit nie mehr gestört zu werden, schrieb sie der Königin, sich ihrem Schutze empfehlend. Anna von Oesterreich war entzückt von dieser kindlichen unschuldigen Seele; mit Freuden öffnete sie ihr die Pforten des Klosters, und verbot dem jungen Manne unter schwerer Strafe, seine Verfolgungen jemals wieder zu erneuern.

Als die junge Novizin den jungfräulichen Schleier erhielt, wählte sie als glückliches Vorzeichen den Namen, welchen ihre Tante in diesem Kloster so sehr verherrlicht hatte. Schwester Maria, sagt die Chronik, hatte die Welt ganz freiwillig verlassen. Der wahre Klosterberuf muß aus göttlicher Eingebung entstehen und kann durch kein weltliches Motiv ersetzt werden. Anfänglich wurde Maria von großer Traurigkeit heimgesucht. Die lautlose Stille des Heiligthums lag wie Blei auf ihren Schultern. Ihr junges Herz empfand eine gewisse Kälte in diesen weiten Räumen und flog gerne zu den glänzenden Strahlen empor, welche durch die gothischen Bögen herabdrangen. Glücklicher Weise betete und litt ihre fromme Tante für sie. Gott konnte so rührenden Bitten nicht widerstehen; mit dem Schleier und dem klösterlichen Gewande gab Gott der jungen Maria von der Menschwerdung auch ein anderes Herz. Ihre Absichten wurden

immer klarer, ihre Seele von frommen Gesängen gewiegt, entschlummerte in der süßen Ruhe des Gebetes; und die Einsamkeit, welche sie so sehr erschreckt hatte, lächelte sie an unter den stärkenden Strömungen der Gnade. Um sie inniger an sich zu schließen, schickte ihr Gott schwere Versuchungen und selbst körperliche Leiden. Ihre schönen Züge, welche sie fast zu Grunde gerichtet hätten, nahmen ab, und diese schönen schwarzen Augen, so lebhaft während ihres weltlichen Lebens, begannen sich zu verschleiern und gaben ihrem Gesichte jenen bescheidenen Ausdruck, den man auf ihrem Bilde bewundert.

Auf diese Art von den Kanälen der Trübsal durchfurcht, versprach ihr Ackerfeld bald eine reichliche Ernte. Alle Kreuze und Dornen verwandelten sich für sie in Süßigkeit, so sehr dürstete ihr Herz nach Leiden. Ihr Klostername, welcher sie beständig an die Tugenden ihrer Tante erinnerte, ließ sie fortwährend den lieben Gott um die Gnade bitten, einem so vollkommenen Muster nachzufolgen. Ihr eifriger Briefwechsel mit ihrer Tante athmete eine tiefe Kenntniß des mystischen Lebens und die Weihe einer engelhaften Frömmigkeit. Endlich nach einem tugendreichen und arbeitsamen Leben folgte sie viele Jahre später ihrer schon längst vorausgegangenen Tante in den Himmel nach. —

Wir mußten der chronologischen Ordnung vorgreifen, um dem Leben dieses Kindes, welches in den Leiden der Mutter von der Menschwerdung einen so wesentlichen Antheil hatte, bis zum Schlusse zu folgen.

Die Bekehrung ihres Sohnes, welche der ihrer Nichte vorausgegangen war, milderte bedeutend ihre inneren Herzenssorgen. Aber andere Fesseln sollten erst nach dieser zweiten Bekehrung fallen.

Endlich nach sieben Jahren schwerster Prüfung fühlte sich die Mutter von der Menschwerdung am Feste der Himmelfahrt Mariä lebhaft gedrängt, an die Mutter Gottes sich zu wenden. Kaum hatte sie dieß gethan,

so empfand sie eine große Erleichterung; es war ihr, als habe man von ihren Schultern ein schweres Kleidungsstück hinweg genommen; und in ihre Seele ergoß sich ein himmlischer Friede, der alle ihre Schmerzen in lautere Liebe verwandelte.

Einige Zeit später, bei der Ankunft der europäischen Schiffe, erfuhr sie, daß ihre Nichte zur selben Stunde, wo sie sich von ihren Sorgen vollkommen befreit fühlte, den Schleier der Ursulinerinnen von Tours empfangen hatte. Die erwähnte glückliche Veränderung war im ganzen Wesen der frommen Dienerin Gottes bemerkbar.

„Es ist mir unmöglich, den Zustand des Friedens zu beschreiben, in dem sich meine Seele wiegte, als sie sich von ihren Schellen befreit und in all Das wieder eingesetzt sah, was sie verloren geglaubt hatte. Sie fand, daß sie nicht allein keinen Verlust erlitten hatte, sondern erkannte sogar, daß sie sich eine kostbare Errungenschaft verdient hatte. Sie fühlte, daß es nur eine Wolke war, die ihr die Aussicht auf das Gute, welches sie in der innigen Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam besaß, raubte, und ihr die Sonne zu ihrem Wachsthume in den wahren Tugenden verbarg. In Anbetracht dieses Zustandes konnte ich Gott, der mich durch so viele Wüsteneien geführt hatte, nicht genug Dank sagen. Ich bat ihn um Verzeihung, weil ich in meinen Finsternissen ihm nicht treu genug war, und kam in eine Verwirrung, die mich in seiner göttlichen Gegenwart über Alles demüthigte. Ich lobte und pries den göttlichen Heiland, indem ich mit dem Propheten ausrief: Es ist mir gut, daß Du mich gedemüthiget hast. (Ps. 118.) Und gewiß, für alle Schätze der Welt hätte ich nicht verzichten mögen auf diesen Zustand der Hintansetzung, der mir so unendlich vortheilhaft erscheint. Es kommt mir vor, als sei ich in jenen Höhlen von Löwen und Leoparden gewesen, von denen die Braut im hohen Liede spricht. Um nicht von ihren Bissen verwundet zu werden, flüch-

tete ich mich zu meinem himmlischen Bräutigam, das heißt in die heiligen Lehren des Evangeliums. Wenn Er sagt: „Thuet Gutes denen, die euch hassen", so ist dieß ein Gesetz, das in mein Herz wie mit Liebesflammen eingeschrieben ist. Ich erprobe dieß nicht bei Gelegenheit der Abtödtung, sondern durch einen Hang und eine Neigung, die mich zur Ertragung aller Menschen führt. Da ich seit meiner Anwesenheit in Canada ungemein schwierige Geschäfte habe, und mit allen möglichen Personen verkehren mußte, so waren diese göttlichen Vorschriften bei so mannigfachem Verkehr meine Kraft und meine Stütze."

Nicht unerwähnt soll eine Gefahr gelassen werden, der unsere Mutter um jene Zeit ausgesetzt war. Die pharisäische Secte der Jansenisten, welche in Frankreich unter dem Deckmantel einer strengen Lehre so viele namhafte Geister verführte, die Unzählige verblendet hatte, suchte diese geistvolle Frau, deren Ruf mit ihrer Heiligkeit wetteiferte, für sich zu gewinnen. Einige ihrer Hauptanführer schrieben ihr zu wiederholten Malen. Aber die Mutter von der Menschwerdung vereinigte nach dem Rathe der heiligen Schrift die Klugheit der Schlange mit der Einfalt der Taube; und ihre Frömmigkeit war zudem in Selbstverläugnung zu tief gewurzelt, um sich von diesen glänzenden Irrlehren verblenden zu lassen. Um all ihren zudringlichen Einladungen für immer ein Ende zu machen, beantwortete sie keinen einzigen jener Briefe.

Sechstes Kapitel.

Die Ursulinerinnen in ihrem neuen Kloster. — Die Huronen flüchten nach Quebec.

Der 21. November 1642 ist ein Gedenktag in den Annalen unserer Ursulinerinnen. An diesem durch das Fest Mariä Opferung geheiligten Tage nahmen sie Abschied

von der elenden Hütte in der unteren Stadt, um ihr neues Kloster in Besitz zu nehmen. Schon am Vorabende hatten sie sich durch strenges Fasten zur Einweihung dieses Hauses vorbereitet. Des andern Tages bei Sonnenaufgang stieg die ganze klösterliche Familie den Fußsteig des Berges hinan. Pater Vimont führte die Prozession; ihm folgten die Mutter von der Menschwerdung mit ihren Mitschwestern und sämmtliche Zöglinge. Auf der Schwelle des Klosters stimmten die Klosterfrauen im Chore eine Dankeshymne an, welche die kindlichen Stimmen der kleinen Wilden begleiteten. Pater Gabriel Lalemant, später Märtyrer der Huronen, celebrirte die feierliche Messe. Während der heiligen Handlung schaarten sich die Zöglinge um die Mutter von der Menschwerdung, und von ihrer kräftigen und klangreichen Stimme unterstützt, ließen sie die Hallen der Kirche von den in ihrer Sprache gesungenen Missionsliedern ertönen. Konnte Gott umhin, diese heilige Stätte zu segnen? Erhoben sich doch von hier aus die Bitten einfacher Kinder des Waldes zugleich mit den heiligen Seufzern heroischer Jungfrauen und der Mutter von der Menschwerdung, die rein wie ein Engel, abgetödtet wie ein Anachoret war; während das Opfer des göttlichen Lammes, von einem Märtyrer dargebracht wurde, dessen Hände heute das Blut eines Gottes trugen, und der morgen von seinem eigenen Blute sollte übergossen werden!

Dieser Festtag wurde ebenfalls durch strenges Fasten geheiligt. So waren die Vergnügungen, welche sich diese der Natur abgestorbenen Seelen vorbehielten; sie strebten nach dem herben Glücke der Buße.

Das neue Gebäude war von Stein aufgeführt und hatte zweiundneunzig Fuß in der Länge und achtundzwanzig in der Breite. Nur die Hauptabtheilungen und die Fußböden zur ebenen Erde waren bereits fertig; die anderen Böden bestanden nur aus Brettern, die auf

Balken lagen. Auf diese Weise verbrachten die Ursulinerinnen den Winter des Jahres 1643.

Obwohl ihnen weite Räumlichkeiten zu Gebote standen, so hatten sie doch noch manche Unannehmlichkeit zu tragen, besonders bei der strengen Kälte des Winters. Ihre Zellen waren noch unvollendet, die Thüren schloßen nicht gut und dabei hatten sie nur Kaminfeuer, das keineswegs ergiebig war. Unsere Oberin schrieb hierüber:

„Ich versichere Sie, daß man während des Winters nicht lange im Hause bleiben konnte, ohne sich dem Feuer zu nähern. Eine Stunde lang kann man es vielleicht aushalten und zudem darf man sehr warm gekleidet sein. Außer der Zeit, wo uns die Ordensregel anderwärts beschäftiget, lesen, schreiben und arbeiten wir beim Feuer. Unsere Schlafbänke sind von Holz und werden wie Schränke geschlossen, und obwohl sie mit Tuch oder Flanell gefüttert sind, kann man sich kaum darauf erwärmen. In den vier Kaminen, die wir haben, brennen wir im Jahre einhundert fünf und siebenzig Klafter (cordes) Holz; trotz der Kälte halten wir den Chor den ganzen Winter hindurch, leiden aber ein wenig dabei."

Erst fünfundzwanzig Jahre später, als Fräulein Maria von Lauzon 1668 in das Noviziat der Ursulinerinnen eintrat, wurden auf Verlangen ihrer Familie Oefen im Kloster eingeführt.

Kurz nach ihrer Rückkehr aus Montreal hatte Frau von la Peltrie ungefähr hundert Schritte vom Kloster ein Haus bauen lassen, wo sie sich zuweilen aufhielt, und welches dem Kloster von wesentlicher Hülfe werden sollte. —

Die ungeheueren Ausgaben, welche man für den Ausbau des Klosters machen mußte, hatten die Mittel der Stiftung gänzlich erschöpft; aber die reichlichen Zuschüsse, die aus Frankreich, besonders in den Jahren 1644 und 1645 floßen, gestatteten der Gemeinde die Arbeiten wieder aufzunehmen. Allein erst im Jahre 1648, also nach

sieben Jahren unaufhörlicher Opfer, wurde das Gebäude so ziemlich vollendet. Es kostete mehr als fünfzigtausend Pfund. Die Almosen, welche barmherzige Seelen aus Frankreich zuschickten, hätten zum schnelleren Ausbau wohl hingereicht, wenn nicht die unerschöpfliche Wohlthätigkeit der Stifterinnen den größten Theil dieser Gelder den armen Wilden hätte zu gute kommen lassen, die fortwährend an der Pforte des Klosters bettelten.

In dieser Zwischenzeit waren um einige Schwestern mehr in die Gemeinde aufgenommen worden, nämlich die Mutter Anna von den Seraphinen aus dem Kloster Ploermel in der Bretagne im Jahre 1643, dann die Mutter Anna Compain von der heiligen Cäcilia, und die Mutter Anna Le Boue von Unserer lieben Frau, welche die Klosterfrauen von Tours 1644 geschickt hatten. Die schwache Gesundheit der Erstern erlaubte ihr nicht, ihr Leben in Canada zu beschließen; sie kehrte nach dreizehnjähriger angestrengter Thätigkeit nach Frankreich zurück und starb im darauf folgenden Jahre. Die Mutter von der heiligen Cäcilia ging auch wieder nach Tours zurück, nachdem sie eilf Jahre gegen die Qualen des Heimwehes und viele harte Entbehrungen gekämpft hatte. —

Unsere Oberin der Ursulinerinnen, die schon längst nach der Süßigkeit des Gehorsams seufzte, sah mit unbeschreiblicher Freude die Zeit ihres zweiten dreijährigen Amtes zu Ende gehen. Die Ordensregel erlaubte ihr nicht, diese Würde länger zu behalten, und die Mutter von der heiligen Athanasia aus der Congregation von Paris wurde als ihre Nachfolgerin gewählt.

Zur selben Zeit wurde Pater Hieronymus Lalemant, Onkel eines Martyrers, zum Generalsuperior der Missionen und zum geistlichen Vater der Ursulinerinnen ernannt. Die Mutter von der Menschwerdung erkannte durch göttliche Eingebung, daß dieser ehrwürdige Diener Gottes, dessen außerordentliche Heiligkeit seiner

Weisheit gleich kam, jener Engel sei, der ihr vom Himmel geschickt wurde, um das große Werk ihrer Heiligkeit zu vollenden*). Sie gewann gleich nach ihren ersten Unterredungen mit ihm eine vollendete Freiheit des Geistes und eine gänzliche Offenherzigkeit; und der Pater seiner Seits nahm den regsten Antheil an ihren Fortschritten im geistlichen Leben. Nachdem er in das Heiligthum dieser Seele gedrungen war, deren unvergleichliche Schönheit ihn mit Bewunderung erfüllte, beschloß er, sie von dem unmerklichsten Stäubchen zu reinigen, und die letzte Hand an dieses Meisterwerk der Gnade zu legen. Er ließ sie eine lange Reihe von Prüfungen durchmachen, welchen sich die demüthige Büßerin mit gänzlicher Selbstverläugnung unterwarf.

Schon längst drängte es sie zu dem Gelübde, *immer Gottes größere Ehre zu suchen und das Vollkommenste zu thun*. Sie theilte diesen Wunsch dem Pater Lalemant mit, der, nachdem er im Gebete Gottes Wille erfleht hatte, ihr die Erlaubniß ertheilte, diesem Zuge zu folgen. Dieser große Meister in der Leitung der Seelen konnte der Frömmigkeit dieser außerordentlichen Frau kein glänzenderes Zeugniß geben, als indem er sie zu einem solchen Opfer für gereift hielt. Gott hatte aber auch außerordentliche Absichten mit unserer Mutter, indem er ihr diesen heroischen Akt eingab. Er wollte aus ihr eine der festesten Säulen der Kirche Canadas machen, die zur selben Zeit vom Geiste der Unterwelt und blutigen Vorgängen bedroht war.

Das Jahr 1649 eröffnete für diese junge Christenheit eine Periode von Bedrängnissen und Verfolgungen. Wir haben an einer andern Stelle**) das tragische Ende der huronischen Nation geschildert, welcher seit mehr als zwanzig Jahren (1628) unter vielen Mühen das Evangelium

*) Die Mutter v. d. Menschwerdung schrieb in Bezug auf Pater Lalemant: „Es ist der heiligste Mann, den ich je kennen gelernt habe."

**) Siehe die Einleitung.

gepredigt wurde, und die sich am Vorabende ihres Unterganges bekehrt hatte. Jene traurige Nachricht wurde durch Pater Bressani nach Quebec gebracht und verbreitete Entsetzen in der ganzen Colonie. Aber Niemand empfand diese Kunde schmerzlicher, als die Mutter von der Menschwerdung. Mit wahrer Herzensangst und der tiefsten Betrübniß folgte sie der Erzählung von jenen fürchterlichen Martern, welche Pater Brebeuf und Lalemant erdulden mußten und von der Vernichtung der Kirche der Huronen, welche eine so schöne Ernte versprach.

Die elenden Ueberreste der durch Hungersnoth, Krieg und Krankheiten decimirten Nation flüchteten sich unter Anführung des Pater Ragueneau nach Quebec, dem einzigen Orte, wo sie sich von ihren unerbittlichen Verfolgern sicher glaubten*). Dort bauten sie sich Hütten, um das Spital vom Hotel Dieu herum. Die ganze Stadt kam diesen von Elend und Müdigkeit erschöpften armen Flüchtlingen hilfreich entgegen.

„Ach wie schmerzlich berührt mich dieses Ereigniß," rief die Mutter von der Menschwerdung aus. „Es war das Traurigste, was noch je in dieser Kirche vorgefallen war. Die überlebenden Patres hatten noch mehr gelitten, als die verstorbenen. Alles war gerührt und ergriffen beim Anblicke dieser in der Tugend so bewährten Seelen, in denen Christus mehr lebte, als sie selbst, und deren Heiligkeit sich so glorreich offenbarte. Sie brachten uns ungefähr vier- bis fünfhundert Christen mit; es war der schwache Rest ihrer Heerde, welcher der Wuth ihrer Feinde entkommen war. Mein einziger Trost beim Anblicke dieser armen Flüchtlinge war der, daß ich so nahe bei ihnen sein und ihre Kinder unterrichten durfte. Zu diesem Ende beschloß ich auf göttliche Eingebung hin, ihre Sprache zu erlernen, die ich bis jetzt nicht kannte; denn bei unserer Ankunft in diesem Lande überließ ich diese Sorge der

*) Sie kamen am 28. Juli 1650 nach Quebec.

Mutter Josepha, um mehr dem nothwendigeren Studium der algonkinischen Sprache sowie jener der Bergbewohner zu obliegen. Quebec that sein Möglichstes, um diesen armen Verbannten beizustehen; besonders hilfreich kamen ihnen die christlichen Orden, Frau von la Peltrie und die Jesuiten entgegen. Da ich Schatzmeisterin war, mußte ich an jene, die uns anvertraut waren, Nahrung und Kleidung vertheilen, was für mich zur Quelle des reichlichsten Trostes wurde."

Die Mutter von der Menschwerdung warf sich nun mit jugendlichem Fleiße auf das Studium der huronischen Sprache. „Du lachst vielleicht darüber", schrieb sie ihrem Sohne, „daß ich im Alter von fünfzig Jahren noch einmal eine neue Sprache zu studiren anfange; man muß aber Alles unternehmen können, zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten." Ihr Lehrer war Pater Bressani, der einstens von den Irokesen gefangen und nur wie durch ein Wunder entkommen war, nachdem er mit Feuer und Schwert gemartert worden war. Der fromme Märtyrer setzte sich täglich neben das Gitter des Klosters, unterrichtete sie mit bewunderungswürdiger Geduld in den Anfangsgründen dieser barbarischen Sprache und schrieb ihr mit seinen verstümmelten und noch ganz wunden Fingern die Regeln auf. Welch ein Schauspiel: auf der einen Seite ein Martyrer, auf der andern eine heiligmäßige Frau! Erstaunenswürdige Erhabenheit unserer Geschichte, die immer neue Wunder von Edelmuth und Heiligkeit berichtet!

Siebentes Kapitel.

Die Gefahren in der Colonie. — Vortreffliche Sitten.

Das Mitleiden, welches der Anblick der armen Flüchtlinge und die Zerstörung der huronischen Nation hervorgerufen hatte, machte bald einem lebhaften Gefühl der Angst Platz. Niemals erschien die Zukunft der Colonie so ernstlich in

Frage gestellt zu sein, als gerade dazumal. Die europäische Bevölkerung war in Gefahr, von allen Seiten angegriffen zu werden und zählte kaum über tausend Seelen. Quebec, vor zweiundvierzig Jahren gegründet, enthielt jetzt kaum einige dreißig Häuser mehr, die auf der Höhe und in der Nähe des Vorgebirges zerstreut lagen und von den Kanonen der Veste Saint Louis beschützt wurden. Die Residenz des Befehlshabers,*) die Pfarrkirche, das Jesuitengebäude, das Kloster der Ursulinerinnen, das der Spitalnonnen in der obern Stadt, das Haus der Gesellschaft der „Hundert Genossen" in der untern Stadt waren die einzigen bedeutenden Gebäude in Quebec. Einige wenige Häuser erhoben sich da und dort längst der Küste von Beauprais, auf der Insel Orleans und in Sillery. In der Nähe der Veste von Montreal und den Drei-Flüssen dachte man an neue Urbarmachungen. Das übrige Land bestand aus einem ungeheuern Wald, worin die wilden Irokesen hausten.

Seitdem sie die Huronen, ihre mächtigsten Feinde, besiegt hatten, kannte die Kampflust dieser Barbaren keine Grenzen mehr. Durch ihre Erfolge noch blutdürstiger gemacht, setzten sie ihrer Beute nach in der Hoffnung, später auch die ganze europäische Race zu vernichten. Sie zeigten sich überall, zugleich in Montreal, an den Drei-Flüssen, in Quebec, auf der Insel Orleans und in Taddusac, sie schlichen umher in kleinen Banden, fingen auf den Flüssen die mit Pelzwerken beladenen Schiffe auf und verbrannten, plünderten und vernichteten Alles, was ihnen in den Weg kam.**) Durch die Natur begünstigt, in den Wäldern verborgen, die ihnen einen unangreifbaren Schutz boten, schlichen sie sich ungesehen bis in die Nähe der Wohnungen. Dort zusammengekauert, hinter einem Baume, in einem Graben oder im

*) Herr von Ailleboust.
**) Abbé Ferland: Notizen über die Protokolle von Quebec.

Schilfe des Flusses lauerten sie den ganzen Tag auf einen Weißen mit jener dem Wilden charakterisirenden Geduld. Nachts krochen sie dann gleich Schlangen um die Häuser herum und suchten irgend eine vereinzelte wehrlose Familie zu überfallen. Wehe demjenigen unglücklichen Colonisten, der sich Abends am Saume des Waldes aufhielt, oder der arglos sein Feld bestellte, oder auch mit seinem Kahn zu nah' an das Ufer des großen Flusses gerieth! Plötzlich trifft ihn eine unbekannte Kugel und ehe noch der arme Verwundete seine gräßliche Lage erkennt, stürzt der wilde Irokese mit seinem fürchterlichen Kriegsgeschrei auf ihn, um ihn zu scalpiren.

Um sich gegen diese tückischen Feinde zu vertheidigen, ordnete der neue Befehlshaber, Herr von Ailleboust,*) an, einige Wohnungsgebäude mit Pfahlwerken zu umgeben und mit etlichen Kanonen zu versehen. Beim ersten Zeichen der Unruhe flüchteten sich die Colonisten in diese festern Plätze und setzten sich zur Wehr. Ueberdieß machte jeder Bewohner aus seinem Hause eine kleine Festung, von welcher aus er einer Anzahl von Angreifern Stand halten konnte. Wo er unter Tags hinging, auf dem Felde, im Walde, zum Fischfange, überall nahm er sein Gewehr mit, bei der geringsten Gefahr warf er Axt und Beil weg und zielte mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit auf seinen Feind.

Allein trotz dieser Wachsamkeit fielen in jeder Woche die beklagenswerthesten Ereignisse vor. Fortwährend hörte man von Gefangenen, die an Pfosten aufgeknüpft, von scalpirten Köpfen, von verstümmelten Gliedern, von Frauen und Kindern, welche gemartert, zerrissen und lebendig verbrannt worden seien. Die Erzählung dieser Schrecken, sowie die grenzenlose Grausamkeit der Wilden verbreitete Entsetzen in die trauernde Bevölkerung. Unfähig einen

*) Er wurde 1648 Herrn von Montmagnys Nachfolger und schien dessen seltene Eigenschaften geerbt zu haben.

Feind, der im Dunkeln sein Unwesen trieb, und sich spurlos in seine undurchdringlichen Schlupfwinkel zurückzog. zu erreichen, stellte man sich die trostlose Frage, ob die von allen Seiten beunruhigte Colonie nicht bald aufgerieben sein würde. Man erwartete mit Ungeduld Hülfe aus Frankreich, allein es wollte keine Rettung kommen. Die Lage erschien so gefährlich, daß man Pater Lalemant, Superior der Missionen, in Begleitung einiger angesehenen Bewohner des Landes als Abgesandten nach Europa schickte, um diesen jammervollen Zustand zu schildern und rasche Hülfe zu erbitten.

In Mitte der allgemeinen Trauer und Bestürzung blieb jedoch unsere Mutter von der Menschwerdung fest in ihrem Vertrauen auf Gott und suchte die Kleinmüthigen wieder aufzurichten. In einem Briefe an ihren Sohn vom 17. September 1650 gibt sie ein treues Abbild ihres innerlichen Friedens, den sie damals besaß. „So zerrüttet auch unsere Verhältnisse sein mögen, so sei doch ohne Sorge für mich. Damit meine ich keineswegs das Märtyrthum, denn ich weiß, daß Deine Liebe es für mich wünscht; aber in Betreff jener anderen Behelligungen, die man von den Irokesen zu befürchten hat. Ich sehe gar keinen Grund zur Angst, und wenn ich nicht groß irre, so hoffe ich, daß die Verfolgungen, welche die Kirche jetzt leidet, ihr noch zum Ruhme gereichen werden. Nichts von allem, was ich höre, kann mich beunruhigen. Als Beweis hiefür mag Dir der Umstand dienen, daß ich in meinem Alter noch die huronische Sprache studiere. In Allem handeln wir übrigens, als wenn sie nichts ereignen sollte.

Den Pater Lalemant hatte diese Hochherzigkeit so sehr in Erstaunen gesetzt, daß er darin ein Unterpfand des besonderen Schutzes der göttlichen Vorsehung erblickte.

„Der vierte Trost", schrieb er, „den ich in diesem armen verzweifelten Lande fand, war der Muth und die Barmherzigkeit unserer Klosterfrauen, sowohl der Spital-

nonnen als auch der Ursulinerinnen. Hierauf gründete sich zunächst meine Hoffnung für die Erhaltung des Landes, da ich nicht glaube, daß Gott so heilige und so barmherzige Seelen verlassen werde. Es scheint mir, es müßten alle Engel des Paradieses zu Hülfe kommen, sollten die Erdenkinder ermangeln, zur Erhaltung dieser neuen Welt beizutragen." *)

Die schützende Hand der Vorsehung wachte indeß sichtbar über die Kirche Canada's und bekundete sich täglich durch neue Wunder. Oft glaubte man schon, Alles sei verloren und immer wieder kam die Hülfe zur rechten Zeit. „In diesem Lande und in dieser neuen Kirche", sagt die Mutter von der Menschwerdung, „sieht man einen geheimnißvollen Geist walten. Alle diese Ereignisse sind Geheimnisse, die in der göttlichen Vorsehung verborgen liegen und die alle Leute, weß Standes sie auch sein mögen, irre führen. Ich sprach darüber bereits mit mehreren Personen, die mir Alle sagten, ich brächte keine Klarheit in meine Geschäfte; aber trotz meiner Verblendung gehen sie doch ihren guten Gang, ohne daß ich sagen könnte wie. Dieß ist der Zustand des Landes im Allgemeinen und der der Familien im Besonderen."

Später auf dasselbe Thema zurückkommend fügt sie hinzu:

„Gott regiert dieses Land auf andere Weise, als gewöhnlich. Man sieht nicht klar und geht deßhalb behutsam weiter, und obwohl man erleuchtete Personen um Rath befragt, so kommen doch gewöhnlich die Dinge nicht so, wie man sie besprochen und voraus gesehen hatte. Man gleitet aus, rutscht weiter, glaubt in der Tiefe eines Abgrundes zu sein, da plötzlich fühlt man festen Boden unter den Füßen. Hört man von irgend einer Gewaltthat der Irokesen, so will alles nach Frankreich

*) Dieser Brief, gerichtet an den Pater Provinzial von Frankreich, ist von Havre-de-Grace adressirt.

zurückkehren; aber zu gleicher Zeit werden Ehen geschlossen und Häuser gebaut. Das Land bevölkert sich immer mehr, der Boden wird urbar gemacht, und Alles denkt daran, sich bleibend niederzulassen.“*)

Und wie hätte auch Gott diese theuere kleine Kirche Canadas verlassen können, worin unschuldige Hände stets flehentlich im Gebete zu ihm sich erheben? Die bewunderungswürdige Frömmigkeit hatte in der Gefahr noch zugenommen; die Colonie zählte so zu sagen eben so viele Heilige als Einwohner. In der Gefahr, täglich von den Irokesen erschossen zu werden, war jeder stets vorbereitet, als christlicher Held zu sterben. Sie hatten sich selbst öffentlich durch ein Gelübde verbunden, alle Monate wenigstens einmal die Sakramente zu empfangen. Auch blühte ein unerschütterlicher Friede im Innern, während nach Außen der Krieg wüthete. Gerade die Frömmigkeit war es, die in Friede und Eintracht alle Bewohner verband. Jede Wohnung wurde unter den besonderen Schutz eines Heiligen gestellt, und alle Tage, Morgens und Abends, kniete der Hausvater, umgeben von Frau und Kind und Dienstboten, vor dem Bilde seines Schutzpatrones nieder, sprach laut das Nachtgebet, machte die Gewissenserforschung und las die Litanei zur Mutter Gottes vor.**)

Wenn das Leben schon in den untern Schichten der Colonie ein so edles war, kann man sich einen Begriff von der Vollkommenheit derer machen, die ihnen zum Muster dienten. Während Herr von Ailleboust die kostbaren Traditionen seines Vorfahrers fortsetzte, während die Jesuiten-Missionäre der Kirche ihren siebenten Märtyrer schenkten, während Herr von Maisonneuve mit einigen Tapferen die Colonie vertheidigte und die Spital-

*) Geschichtliche Briefe, Seite 460.

**) Berichte der Jesuiten, Brief Pater Ragueneau's 1651, Seite 2.

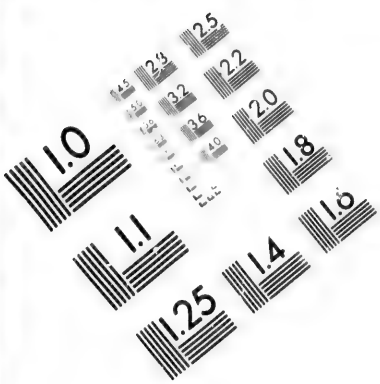
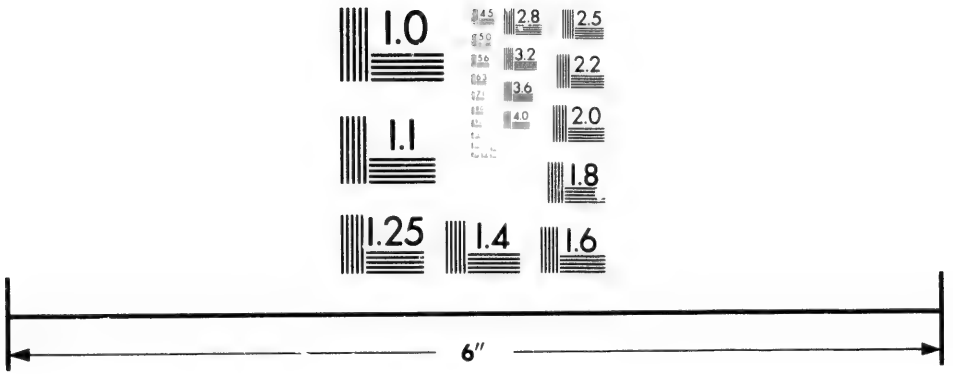
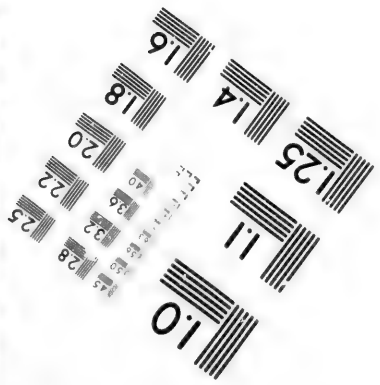
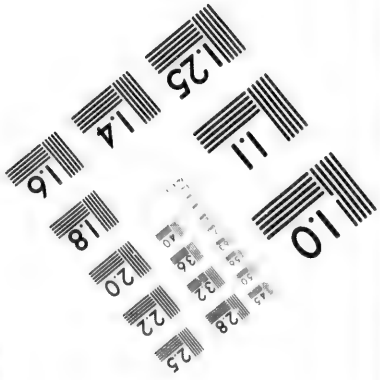


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

nonnen sich am Bette der Kranken opferten, sammelten die Ursulinerinnen die zitternden Ueberreste der jungen indianischen Bevölkerung, welche dem Gemetzel der Irokesen entkommen war, und lehrten ihnen Denjenigen kennen, der alle Thränen trocknet und alle Wunden heilt.

Von dieser Epoche datirt sich jene rührende Darstellung, welche uns die Mutter von der Menschwerdung zeigt, wie sie am Fuße jener großen Esche sitzt, deren mächtige Zweige noch heute das Kloster der Ursulinerinnen beschatten; dort ist sie umgeben von kleinen Wilden, denen sie liebevoll den christlichen Unterricht ertheilt. Welch' reine innige Freude mußte ihre Seele dort erfüllen, wie viele Dankesgebete stiegen aus ihrem Herzen zu Gott empor, wenn sie ihre Augen auf all' das richtete, was sie umgab! Denn endlich sah sie sich am Ziele ihrer Wünsche: dieses wilde Land war ihrem Apostolate geöffnet, diese theuern Neophyten umgaben sie, und dieses große und schöne Kloster, welches sich in der Mitte des Waldes erhob, war vollendet.

Doch wehe! Bald sollte ein entsetzliches Unglück in einem Augenblicke diese wohlthuende Wirklichkeit grausam zerstören! Eine gräßliche Feuersbrunst vernichtete in einer Nacht diese kostbare Zufluchtsstätte, welche so viel Zeit, Arbeit und Geld gekostet hatte! —

Achtes Kapitel.

Brand des Klosters der Ursulinerinnen.

Am Abende vom 29. December 1650 hatte eine Laienschwester, die mit dem Geschäfte des Brodbackens betraut war, Sauerteig für den folgenden Tag herzurichten. Dabei beging sie die Unvorsichtigkeit, noch glühende Kohlen in den Backtrog zu legen, um denselben vor dem Froste zu bewahren. Ihre Absicht war, die Kohlen nur

kurze Zeit darin zu lassen. Da sie aber dieses Mittel zum ersten Male versuchte, so vergaß sie gänzlich beim Schlafengeher auf die Kohlen. Gegen acht Uhr Abends, als die Schwester, welche die Nachtumschau hatte, in dem Hause umher ging, bemerkte sie gar keine Spuren vom Feuer, denn der Backtrog war hermetisch geschlossen. Nach und nach aber hatten die Kohlen die Wände desselben, welche von harzigem Holze waren, ausgetrocknet und der Backtrog gerieth in Flammen, die das ganze Zimmer erfüllten und bis in den Keller drangen, wo verschiedene Vorräthe aufgespeichert waren. Die Mutter Seraphia schlief mit den Kindern im obern Stock und ward gegen Mitternacht durch das Knistern der Flammen und das Krachen des Bodens, der schon dem Einstürzen nahe war, aufgeweckt; „Feuer! Feuer! Rettet euch Kinder, rettet euch!" schrie sie ganz entsetzt und konnte kaum Athem holen, so dicht war bereits der Rauch. Die Flammen hatten schon den Boden durchgebrannt und verfingen sich auf der Stiege, so daß Alles hellauf leuchtete. Jetzt eilte sie in den Schlafsaal, um Lärm zu machen. In einem Augenblicke eilen alle Klosterfrauen die einen zur Glocke, um Hilfe zu suchen, die andern zum Herde des Feuers in der Hoffnung, es etwa noch bewältigen zu können. Die Mutter von der Menschwerdung erkannte sogleich, daß es zu spät und keine Rettung des Gebäudes mehr möglich sei. „Eilt schnell hinaus," sagte sie zu ihren Mitschwestern, „sonst werdet ihr umkommen."

Ohne einen Augenblick ihre Kaltblütigkeit zu verlieren, begibt sie sich in das Zimmer, wo die Kleider der Klosterfrauen aufbewahrt wurden, um wenigstens einen Theil derselben zu retten: denn die Schwestern waren barfuß fortgeeilt. Aber mit einem Male kam ihr der Gedanke an die Papiere des Klosters und sie kehrte wieder in ihr Zimmer zurück. „Während der ganzen Zeit, da ich mitten durch die Flammen schritt, blieb ich ebenso ruhig bei Allem, was ich that, als sei Nichts geschehen. Ich empfand

nicht die leiseste Regung der Traurigkeit, des Schmerzes oder der Besorgniß, sondern segnete schweigend die Hand, die uns so liebevoll züchtigte. Eine Stimme schien mir zu sagen, was zu thun sei, wohin ich gehen, was ich zum Fenster hinauswerfen und was ich verbrennen lassen sollte. Ich sah die Nichtigkeit aller Dinge dieser Erde, und mit Gottes Gnade empfand ich eine so gänzliche Losschälung von der Welt, daß ich sie weder mündlich noch schriftlich auszudrücken im Stande bin. In Mitte dieses Unglückes waren meine Athemzüge Akte der Liebe und ich konnte mich nicht von dieser Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes losreißen."

Als sie ihr Crucifix auf dem Tische erblickte, ergriff sie dasselbe, um es gleichfalls zum Fenster hinauszuwerfen, aber ein Gefühl der Ehrfurcht hielt sie davon ab und sie legte es wieder an seinen Platz. Während sie die Papiere rettete, kam ihr das Heft, worin sie auf Befehl ihres Beichtvaters die Geschichte ihres Lebens niedergeschrieben hatte, zur Hand. Die erste Regung des Gehorsams gebot ihr, dasselbe mit dem Uebrigen aus den Flammen zu retten; aber dann warf sie es rasch entschlossen wieder auf den Tisch; sie glaubte den Willen Gottes zu erkennen, der ihr Gelegenheit bot, dasselbe in dem Augenblicke zu vernichten, da es in fremde Hände fallen konnte. All' das ging in einigen Minuten vor sich; denn schon drang das Feuer in den Schlafsaall und verwehrte ihr den Eingang zu dem Zimmer, in das sie zuerst gehen wollte. Das untere Stockwerk stand nun ganz in Flammen. Das Feuer fand reichliche Nahrung in dem harzigen Holze, das zum Baue verwendet worden war, und züngelte mit erschreckender Schnelligkeit bis zum Dache hinauf. So stand sie zwischen zwei Feuern, und war von einem dritten bedroht, das Alles zu zerstören schien. Zwischen brennenden Dielen und zusammenstürzenden Balken eilte sie den Glockenthurm hinab, der gänzlich von Flammen umzüngelt war, und dessen Glocke sie jeden Augenblick

erschlagen konnte. In der Zwischenzeit hatten die Mutter vom hl. Joseph und die Mutter vom hl. Laurentius ein hölzernes Gitter erbrochen, um sich mit einem Theile der Kinder, die sich zitternd in den Schlafsaal geflüchtet hatten, zu retten. Die jüngsten Kinder befanden sich jedoch noch in Mitte der Gefahr. Da faßte die Mutter vom heiligen Ignatius einen gewagten Entschluß, um sie aus den Flammen zu retten. Hastig stürzte sie sich durch brennende Balken, und brachte die Kinder einen Augenblick bevor die Böden zusammenstürzten, wohlbehalten in's Freie. Gleichzeitig trat die Mutter von der Menschwerdung aus dem Schlafsaale und befand sich allein auf einem ungeheueren Trümmerhaufen. Mit gewohnter Ruhe blickte sie um sich, und als sie gewahrte, daß hier nichts mehr zu retten sei, verbeugt sie sich tief vor ihrem Crucifixe, um ihre Unterwerfung in den Willen Gottes zu bezeugen, und lief halb erstickt vor Rauch in das Sprachzimmer, welches an den Schlafsaal stieß.

Der Superior der Jesuiten kam eiligst mit andern Patres und hatte große Mühe, das Allerheiligste und die übrigen heiligen Gefäße fortzutragen. Einer der Patres, der noch andere Sachen holen wollte, hätte fast sein Leben eingebüßt. Eine huronische Frau, eifrige Christin, die im Kloster wohnte, erwachte erst, als sie das Feuer von allen Seiten umgab, und entkam nur dadurch, daß sie sich vom zweiten Stockwerk hinunter stürzte, wo sie auf den gefrornen Boden fiel. Man hob sie ohnmächtig auf und hielt sie für todt; aber bald kam sie wieder zu sich und empfand keine empfindlichen Verletzungen.

Die Mutter vom heiligen Athanasius kam zuerst aus dem Kloster und hatte sich beeilt, alle Pforten zu öffnen; im Glauben, daß ein Theil der Klosterbewohner ihr folgte, flüchtete sie sich unter die große Esche; als sie sich jedoch umschaute, erblickte sie Niemand und ahnte ein entsetzliches Unglück. In herzzerreißenden Tönen rief sie nach

ihren Mitschwestern, allein Niemand antwortete ihr. Endlich warf sie sich erschöpft auf den Schnee nieder und machte zu Ehren der unbefleckten Empfängniß ein Gelöbniß. Kaum hatte sie dasselbe vollendet, so kamen ihre Schwestern auch schon, von allen Zöglingen begleitet. Die Mutter von der Menschwerdung allein fehlte noch; alle Blicke suchten sie unter der Menge, die aus der ganzen Stadt zusammen gelaufen kam. Wäre denn wirklich das größte Unglück geschehen? Diejenige, deren Leben das kostbarste, welche die Seele der Gemeinde, die Stütze des Klosters war, sollte sie umgekommen sein? Furcht und Angst erstickten alle Thränen, alle Klagen; endlich sah man sie kommen und erkannte sie an ihrem festen, gemessenen Schritt, welcher die unerschütterliche Ruhe ihrer Seele bekundete. Alle athmeten wieder auf.

Als die Mutter von der Menschwerdung zu den armen Geretteten kam, war sie Zeuge eines Schauspiels, das selbst die gefühllosesten Menschen zu Thränen gerührt hätte. Alle Zöglinge, sowohl die französischen als die wilden, standen dicht aneinander barfuß auf dem Schnee und zitterten vor Kälte. An ihrer Seite stand Frau von la Peltrie, die von unendlich zarter Gesundheit war, ebenfalls wie die andern barfuß auf dem Schnee; sie war nur in ein leichtes Mäntelchen gehüllt, das sie in aller Eile umgeworfen hatte. Das Traurigste aber war, die leidende Mutter vom heiligen Joseph zu sehen, die den Winter über noch kränker geworden war, und nun bleich, wie der Tod, leicht gekleidet und vor Kälte zitternd, ein wahres Jammerbild darbot.

„Wenn sie so viel Kraft als Muth gehabt hätte", sagt die Mutter von der Menschwerdung von dieser Schwester, „so würde sie mit mir einen Theil der Einrichtung des Schlafsaales gerettet haben; aber sie war so schwach, daß sie ihre Matraze gar nicht heben konnte, nur die meine wurde mit dem, was ich anhatte, dem Feuer entrissen."

Die Mutter von der Menschwerdung beraubte sich eines Theiles ihrer Kleider, um sie der armen Kranken trotz ihrer Weigerung zu bieten, und blieb wie die andern der furchtbaren Kälte ausgesetzt. Die wenigen Kleidungsstücke, die sie zum Fenster hinausgeworfen hatte, waren am Gitter des Speisesaalfensters hängen geblieben und verbrannt.

Es entstand nun ein Wettstreit des Edelmuthes unter denjenigen, die etwas mehr Kleidungsstücke anhatten, als die andern; Pantoffeln, Strümpfe, oder irgend einen anderen Theil der Bekleidung wollten die Begünstigtern ihren weniger bevorzugten Nachbarinnen mittheilen. Der Edelmuth der Mutter von der Menschwerdung war schnell in alle Herzen ihrer Mitschwestern gedrungen, der Verwirrung und Entmuthigung war mit einem Male die größte Ergebung gefolgt, und alle knieten nieder, um Gott zu danken, daß Er sie dieser Prüfung würdig gehalten habe. Entzückt über diese Großmuth in Mitte einer so vollkommenen Hilflosigkeit, zerflossen die Zeugen dieser Scene in Thränen der Rührung und des Mitleids. Einer von ihnen rief in seinem namenlosen Erstaunen aus: „Das sind entweder Närrinnen oder Heilige.“ „Er wußte nicht“, fügte die Mutter von der Menschwerdung hinzu, „daß Derjenige, der uns so schwer heimsuchte, uns auch die Gnade gab, diese Prüfung geduldig zu ertragen.“

Die Feuersbrunst wüthete noch in voller Heftigkeit. Die Nacht war schön, das Firmament mit zahlreichen Sternen besät, die Kälte schneidend. Die unermeßliche Gluth sprühte Funken, welche in einen Flammenregen auf den Wald, die Veste Saint-Louis, die Wohnung der Jesuiten und die zunächst liegenden Häuser fielen und die ganze Stadt einzuäschern drohten. Das Geschrei der Menge, die sich um die Brandstätte bewegte, der blutrothe Schein, der all diesen Gestalten einen fremden Anstrich gab, der röthliche Schnee, die blendende Helle, alles vereinigte sich, um das Entsetzliche dieses unglücklichen

Schauspieles zu verkünden. Als die Gefahr am größten war, bewegte sich ein leichter Wind von Seite des Flusses hin und lenkte die Flamme nach der Ebene hin, wo sich der Garten und die Felder der Ursulinerinnen befanden. Dieser glückliche Zufall verschonte die Stadt von einer ungeheueren Zerstörung.

Nach zwei Stunden endlich war Alles verbrannt, es blieben nur mehr die in dichten Rauch gehüllten Mauern stehen. Alles, was die Ursulinerinnen an Kleidung, Einrichtung und Vorräthen besessen hatten, war vernichtet.

Nach den ersten Momenten der Unordnung eilte der Pater Superior der Jesuiten*) zu den armen Unglücklichen und brachte sie in die Wohnung der Patres. Die Kinder wurden sodann hervorragenden Bürgern anvertraut, wo sie bestens versorgt waren; sie hatten so sehr von der Kälte gelitten, daß einige recht ernstlich krank wurden.

Die Spitalnonnen beeilten sich, den Ursulinerinnen ihr Haus anzubieten. Da es der zweckmäßigste Zufluchtsort für dieselben war, brachte sie der Superior selbst dahin, nachdem er die nothwendigsten Kleidungsstücke an dieselben vertheilt hatte.

Die guten Spitalnonnen zerflossen in Thränen beim Anblicke solchen Elendes, das sie mehr rührte, als die Betroffenen selbst. Sie gaben ihnen von ihren Kleidern und stellten das ganze Kloster zu ihrer Verfügung.

Am andern Tag kam der Befehlshaber der Stadt, vom Superior der Jesuiten begleitet, um ihnen seine Theilnahme auszudrücken. Er begab sich sodann mit ihnen an die Brandstätte und sie besichtigten die noch rauchenden Ruinen, denen Niemand sich zu nähern wagte. Alle Kamine und Scheidewände waren eingefallen und die Hauptmauern bis in die Fundamente zersprungen und zersplittert.

---

*) Pater Ragueneau.

Diese Trübsal bot den Ursulinerinnen Gelegenheit, die bewunderungswürdigen Absichten Gottes anzubeten, der alle Wunden, die Er schlägt, wieder zu heilen pflegt, der aus den räthselhaftesten Unglücksfällen Tröstungen hervorsprießen läßt. Von allen Seiten bekamen sie Beweise der rührendsten Theilnahme, wohl das glänzendste Zeugniß jener Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die mit dem Volke verwachsen zu sein schien. Jede Familie suchte nach Kräften ihre Noth zu erleichtern und ihre Thränen zu trocknen. Aber der Himmel schickte ihnen auch noch größere Beweise der Theilnahme und Zeichen kindlicher Dankbarkeit, die ihr Herz lebhaft ergriffen und sie für alle Verluste hinreichend entschädigten.

Nicht weit von der Brandstätte des Klosters waren noch viel traurigere und bedauerungswürdigere Ueberreste: es waren die Unglücklichen, welche den untergegangenen Stamm der Huronen überlebten, deren Ansiedlung sich zwischen dem Hotel-Dieu und dem Kloster der Ursulinerinnen erhoben.

Gleich nach der erzählten Katastrophe versammelten sich die Stimmführer dieses Stammes in dem Zelte ihres Obern um eine Berathung zu pflegen. Es wurde vorgeschlagen, an die „Jungfrauen" eine Deputation zu senden, um mit ihnen über ihr Unglück zu weinen und auf die Asche ihres Klosters Geschenke zu legen. Allein ach, die Tage waren vorbei, wo sie noch mit reichgefüllten Händen zu den Versammlungen kamen! Sie hatten nur als einzigen Reichthum zwei werthvolle Halsgewinde.

So beschlossen sie denn, ihnen dieselben anzubinden.

Sie hoben sogleich die Berathung auf und die Deputation begab sich nach dem Hotel-Dieu. Die Ursulinerinnen, mit den Spitalnonnen und Pater Ragueneau empfingen sie in einem Saale des Spitals. Der Obere, Namens Taiearonk, führte das Wort und sprach: „Fromme Jungfrauen, ihr seht vor euch die Ueberreste

einer Nation, die einstens mächtig war und es nun nicht mehr ist. Im Lande der Huronen wurden wir durch Krieg und Hungersnoth bis auf das Mark der Knochen aufgezehrt. Nur euch verdanken wir es, daß wir bis jetzt unser Leben fristen konnten. Ihr hattet einst durch Briefe erfahren, in welch' jammervollem Zustande wir uns befanden, aber nun seht ihr es mit eigenen Augen. Blicket um euch und ihr werdet von allen Seiten Dinge sehen, die uns nöthigen, über uns selbst zu weinen. Das unglückliche Ereigniß, das euch betroffen hat, muß unsere Schmerzen erneuern und die kaum getrockneten Thränen wieder fließen lassen! Als wir dieses schöne Haus Jesu Christi, diese Stätte der Barmherzigkeit in Asche verwandelt und die Flammen durch das Dach schlagen sahen, da erinnerten wir uns des ungeheueren Brandes unserer Häuser, unserer Dörfer, ja unseres ganzen Vaterlandes! Muß uns denn das Feuer überall hin verfolgen! Laßt uns weinen, ja laßt uns weinen über unser Elend, und das Elend, das nun auch diese unschuldigen Jungfrauen ereilt hat."

„Nun seid ihr in demselben Jammer, wie wir arme Huronen, ihr, die ihr stets so viel Mitleid mit uns gehabt! Nun seid ihr ohne Heimath, ohne Haus, ohne Vorrath und ohne Hülfe — außer der des Himmels, den ihr niemals außer Augen lasset."

„Wir sind hieher gekommen in der Absicht, euch zu trösten. Näher suchten wir zu ergründen, was eueren Herzen am meisten Trost bringen würde. Hätten wir mit unseres Gleichen zu thun, so würden wir nach unserer Landessitte euch ein Geschenk machen, um euere Thränen zu trocknen und ein zweites, um eueren Muth zu stärken; allein wir haben wohl gesehen, daß euer Muth nicht mit den Mauern eures Hauses zu Grunde ging; nicht einer von uns sah selbst eine einzige Thräne in euerm Auge, um beim Anblicke dieses Unglückes über euch selbst zu weinen. Euere Herzen werden nicht traurig durch den

Verluſt der Güter dieſer Welt; ſie trachten nur darnach, ſich himmliſche Güter zu erwerben."

„Wir fürchten nur das Eine, und dieß wäre ein Unglück für uns, daß nämlich die Nachricht von dem ſchrecklichen Ereigniſſe, das euch betroffen, euere Verwandten in Frankreich in größeren Schrecken verſetzt, als euch ſelbſt, ſo daß ſie euch bitten könnten, nach Frankreich zurückzukehren. Wie könnte auch eine Mutter ohne Thränen in einem Briefe leſen, daß ihre Tochter ſich ohne Kleider, ohne Bett, ohne Nahrung und ohne jene Bequemlichkeiten, die ſie von Jugend auf gewöhnt iſt, befindet? Mancher Bruder wird dort für ſeine Schweſter, ein Onkel oder eine Tante für ihre Nichte beſorgt ſein; und ſo ſind wir in Gefahr, nicht nur euch, ſondern mit euch zugleich auch die Hülfe zu verlieren, die wir für die Erziehung unſerer Töchter hofften."

„Aber laſſet euch nicht durch die Sorgen euerer Eltern beſiegen und zeigt jetzt, daß die Liebe, die ihr für die armen Wilden hegt, eine himmliſche iſt, mächtiger als alle Bande der Natur. Um euern Entſchluß hierin zu befeſtigen, bieten wir euch dieſes Halsband von zwölfhundert Perlen dar; es wird euch ſo ſehr an dieſes Land ketten, daß weder Eltern- noch Vaterlandsliebe euch zur Rückkehr bewegen werden."

„Das zweite Geſchenk, das wir euch bieten iſt ebenfalls ein Halsband mit zwölfhundert Perlen, um ein neues Haus aufzuführen, welches wieder das Haus unſeres Heilandes, das Haus des Gebetes ſein wird und wo ihr fortfahren werdet, unſere kleinen huroniſchen Mädchen zu unterrichten."

„Das ſind unſere Wünſche und es ſind auch die eurigen; denn auf euerm Todbette würdet ihr euch ſicher Vorwürfe machen, wenn ihr aus übergroßer Liebe zu euern Eltern das Heil ſo vieler Seelen vernachläſſigt hättet, die ihr um Gottes Willen geliebt. Ja ihr werdet

sie wiederum um euch versammeln und sie lehren, Gott zu lieben — sie aber werden einstens euere Krone im Himmel sein*).

So sprach der Anführer der Huronen mit bewegter zitternder Stimme.

„Ich habe dieser Ansprache nichts beigefügt", sagt Pater Ragueneau, der uns diese kindliche Rede darnach aufgezeichnet hat, „und ich kann den rührenden Ausdruck, den der Ton seiner Stimme dem wehmüthigen Redner verlieh, nicht wieder geben. Die Natur hat selbst ihre Beredsamkeit, und obwohl diese Menschen Wilde sind, so **mangelt ihnen keineswegs weder Verstand noch Gemüth.**"

Als der Anführer seine Worte beendet hatte, traten einige Augenblicke der Stille ein. Von Rührung überwältigt konnte die Mutter Oberin keine Silbe hervorbringen. Endlich antwortete sie mit halberstickter Stimme, und gab den guten Wilden die Versicherung, daß die Ursulinerinnen fortfahren würden, ihre Kinder zu unterrichten, daß kein Unglücksfall sie nach Frankreich zurückführen würde, und daß, nachdem sie ihr Leben in Canada vollendet hätten, ihre Leiber auch dort ruhen sollten.

Neuntes Kapitel.

Wiederaufbau des Klosters. — Tod der Mutter vom hl. Joseph.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte im Hotel-Dieu verließen die Ursulinerinnen die guten Spitalnonnen, die sie so liebevoll aufgenommen hatten, um sich in das Haus der Frau von la Peltrie zu begeben, wo sie die Leitung ihres Institutes wieder aufnahmen. Dieses aus zwei Zimmern bestehende Haus war nur dreißig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Sie mußten jedoch Platz finden

*) Berichte der Jesuiten 1651. Seite 12.

nicht allein für die Klostergemeinde, die aus dreizehn Personen bestand, sondern auch für ihre kleine zerstreute Herde von Neophyten*). So hatten sie wieder mit den nämlichen Unbequemlichkeiten zu kämpfen, wie einst in der untern Stadt und behalfen sich ebenso wie dort. Die Betten wurden in doppelten Reihen auf Gestellen aufgeschlagen. Die Zimmer dienten zugleich als Kapelle, Zellen, Sprechzimmer, Classen und als Küche. Dort war auch das Krankenzimmer, das man für eine theuere Schwester dieser kleinen Familie nöthig hatte, deren Lebenslicht in Mitte von Entbehrungen und Leiden langsam erlosch**).

Es war erst Januar, und Monate mußten vorüber gehen, bis man auf Hülfe aus Frankreich rechnen konnte. In dieser verzweifelten Lage blieben unsere Heldinnen immer gleichmüthig; sie warfen sich ganz in die Arme der Vorsehung und diese verließ sie nicht. Die Augustinerinnen entäußerten sich für sie des Allernothwendigsten. Die Jesuiten gaben ihnen alle Kleidungsstoffe, die sie noch im Kloster hatten. Der Befehlshaber und seine Frau sorgten fast allein für Nahrung.

„Wir waren", sagt die Mutter von der Menschwerdung, „der Gegenstand des Mitleids all unserer Freunde; dasselbe theilte sich sogar den Armen mit. Einer von den Letzteren brachte uns Wäsche, ein anderer einen alten Mantel, dieser ein Huhn, jener einige Eier, kurz Alles was sie geben konnten. All' diese Beweise der Theilnahme rührten uns tief. Sie kennen die Armuth des Landes, aber sein Wohlthätigkeitssinn ist noch größer."

---

*) Das Haus der Frau von la Peltrie wurde erst im Jahre 1836 niedergerissen und durch ein geräumigeres Gebäude ersetzt, das heute für die Stadtschülerinnen bestimmt ist.

**) Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec.

In diesem Zustande der Hülfsbedürftigkeit waren diese vom Geiste Christi erfüllten Seelen von hoher, heiliger Freude belebt; welch' Entzücken, sich so arm zu sehen, daß man von den Armen selbst Almosen empfängt!

Zu allem Unheil kamen in jenem Frühjahre die Schiffe später als sonst aus Frankreich an. Sie brachten übrigens den Ursulinerinnen nicht mehr, als die gewöhnlichen Hülfsmittel, denn die Nachricht des Brandes war noch nicht nach Frankreich gelangt. Da die Ursulinerinnen jedoch nicht länger auf Kosten der allgemeinen Wohlthätigkeit leben konnten, denn die Hülfsmittel des Landes waren noch so gering, daß jeder Colonist kaum genug hatte, um seine eigene Familie zu ernähren, sahen sie ruhigen Auges der Hungersnoth entgegen. Derjenige indeß, welcher die Vögel des Waldes speiset und die Lilien des Feldes kleidet, vergaß auch ihrer nicht. Er öffnete seine allmächtige Hand, um wunderbares Manna zu ihren Füßen zu streuen.

Die Ursulinerinnen besaßen in der Nähe der Stadt einen kleinen Maierhof, der bis jetzt unbenützt geblieben war*). Ein ehrwürdiger Priester, Herr Vignal**), der seit 1648 ihr Kloster-Kaplan war, beschloß, gerührt von ihrem Unglück, dieses Land mit seinen eigenen Händen zu bebauen. Sein Eifer und sein Wohlthätigkeitssinn ersetzten seine Kräfte, und so machte er sich nun an's Werk, führte selbst den Pflug und besäte einen großen Theil des Landstückes. Gott segnete seine Arbeit so reichlich, daß er im Herbste mit seiner Ernte für einen Theil des Jahres den Unterhalt der Gemeinde bestreiten konnte.

---

*) Er befand sich in der Nähe der „Ebenen Abrahams" und trug den Namen St. Josephs-Lehm.

**) 1657 gesellte sich Herr Vignal der Gesellschaft St. Sulpiz bei. Er wurde von den Irokesen 1661 erschossen, während er die Arbeiten eines Steinbruches leitete, den die Seminaristen auf der Insel A-la-Pierre eröffnet hatten.

Doch läßt sich nicht in Abrede stellen, das Brandunglück hatte die Beharrlichkeit einer großen Anzahl früherer Freunde der Ursulinerinnen erschüttert, die da glaubten, in dem Unfall einen Ruf der Vorsehung zu erblicken, sie sollten nach Frankreich zurückkehren. Aber die Mutter von der Menschwerdung blieb unerschütterlich trotz alles Zuredens. Da die ungeheuere Armuth der Ursulinerinnen ihr nicht erlaubte, viele Arbeiter zum Aufbau des Klosters zu werben, so räumte sie selbst mit ihren Schwestern den Schutt hinweg. Schon am 19. Mai 1651 wurde der Grundstein zum zweiten Klosterbau gelegt. Die ganze Last des Baues fiel dieses Mal ebenfalls auf die Mutter von der Menschwerdung, die am 12. Juni desselben Jahres zum zweiten Mal als Oberin gewählt wurde. Sie leitete die Arbeiten so rasch, daß am 29. Mai des darauf folgenden Jahres die Ursulinerinnen das neue Kloster konnten einweihen lassen. Diese Wiederherstellung war rein das Werk der Vorsehung.

„Du wirst Mühe haben, zu glauben", schrieb die Mutter von der Menschwerdung ihrem Sohne, „daß die Wiederherstellung unseres Klosters auf einem Wunder der Vorsehung beruhe. Es war aber in der That nicht anders. Wir hatten Alles verloren und der Brand hatte uns gänzlich von Allem entblößt. Wir haben unser Kloster wieder aufbauen lassen, uns neu gekleidet und wieder eingerichtet. Für all' dieß mußten wir Ausgaben von ungefähr dreißigtausend Pfund bestreiten. Man lieh uns auf das Land achttausend Pfund, die in Frankreich nicht den Werth von sechstausend haben würden. Von diesen bleiben uns nur viertausend Pfund zum Heimzahlen übrig. Auch läßt uns die Person, der wir diese Hälfte schulden, das Kapital nach ihrem Tode und verlangt von uns nur die Zinsen für die Dauer ihres Lebens. Im Ganzen bleiben uns noch vierundzwanzigtausend Pfund, die uns die Vorsehung auf wunderbare Weise schickte."

Die Mutter von der Menschwerdung schrieb dieses Wunder dem besonderen Schutze der Mutter Gottes zu, welche die Ursulinerinnen einige Tage vor dem Brande in einem Anflug kindlicher und rührender Frömmigkeit zur immerwährender Oberin ihres Klosters erwählt hatten.

Der Einzug, welcher am Vorabende des Pfingstfestes stattfand, war ein Fest für die ganze Stadt. Der Klerus der Pfarrei begab sich von einer großen Menge Volkes begleitet in das Haus der Frau von la Peltrie, von wo aus das Allerheiligste in Prozession zur Kapelle des Klosters gebracht wurde. Unmittelbar nachher begann das vierzigstündige Gebet, welches bis zum Pfingstdienstag dauerte. Während dieser drei Tage zog jeden Morgen eine feierliche Prozession aus den verschiedenen Kirchen der Stadt unter Absingung der Litanei in die Kapelle der Ursulinerinnen.

Die Freude wäre vollständig gewesen, wenn nicht eine der Stifterinnen gefehlt hätte, die leider nicht mehr kommen sollte.

Die Mutter Maria vom heiligen Joseph, die sanfte engelreine Freundin der Mutter von der Menschwerdung, hatte ihre mühevolle Pilgerreise vollendet und war in eine bessere Welt übergegangen, um dort den Lohn ihrer Arbeit zu empfangen. Seit vier und einem halben Jahre litt sie an Asthma und Lungensucht und hatte fortwährend Blutbrechen und Fieber. Sie hütete jedoch selten das Bett, beobachtete genau alle Regeln des Ordens und sang im Chore noch mit trotz ihrer Brustschmerzen. Endlich am 2. Februar 1652, am Feste Mariä Reinigung, zur Zeit als noch die ganze Gemeinde im Hause der Frau von la Peltrie sich behelfen mußte, legte sie sich zu Bette, um dasselbe nicht mehr zu verlassen. Zu ihrem frühern Leiden gesellte sich noch die Wassersucht, die ihr furchtbare Schmerzen verursachte. Man mußte tiefe Einschnitte machen, um dem Uebel zu steuern; aber die Lebensfähigkeit war erschöpft, die Wunden

wurden brandig, was ihre ungeheueren Schmerzen natürlich vermehrte. Ihr fortwährender Husten, das arge Fieber und die schmerzhaften Wunden ließen sie keinen Augenblick ruhen. Tag und Nacht verbrachte sie in diesem Zustande, beklagte sich jedoch niemals und dankte Gott, daß Er ihr diese elende Wohnung als letzten Zufluchtsort gegeben hatte.

„Ach! wie glücklich bin ich," sagte sie zu ihrer treuen Freundin, der Mutter von der Menschwerdung," wie glücklich bin ich, in einem armen Orte, weit von den Genüssen und Bequemlichkeiten Frankreichs, sterben zu dürfen! Bitte, schreiben Sie meinen Eltern, meinem Onkel, dem Bischof von Rochelle und unsern Müttern von Tours, daß ich sehr froh bin, sie verlassen zu haben, um als arme Klosterfrau der Mission der Ursulinerinnen in Canada sterben zu können."

Vom 2. Februar an mußte man bei der Kranken beständig wachen. Dieses Amt fiel gewöhnlich der Mutter von der Menschwerdung zu, die sie schon seit drei Jahren pflegte. „Aber", sagt sie, „die Nächte vergingen still und friedlich bei ihr, so unerschütterlich war ihre Geduld im Leiden."

Auf einem im Fachwerk der Wand angebrachten elenden Bette lag sterbend diejenige, die allen Freuden des Lebens, der Familie, dem Vaterland, diesem unvergleichlichen Frankreich des siebenzehnten Jahrhunderts, kurz allen Blendwerken der Welt, des Namens und des Vermögens entsagt hatte, um die Armuth Jesu Christi, und das Geheimniß des Kreuzes zu umfassen. Die Flammen des Kaminfeuers erleuchteten das Zimmer. Bei seinem fahlen Lichte sah man am Fuße des Bettes die Mutter von der Menschwerdung jede Bewegung der lieben Kranken belauschen und sie mit jener Zärtlichkeit pflegen, welche nur der Liebe einer Freundin und der Barmherzigkeit einer Heiligen eigen ist. Während der Ruhepausen verkürzt und versüßt sie sich die langen Stunden der Nacht

durch eine fromme Lesung im Leben der heiligen Theresia, oder überläßt sich auf dem Boden knieend ihren Betrachtungen, wobei sie gewöhnlich in Verzückungen geräth. Weiter zurück im Halbdunkel zeigt sich Frau von la Peltrie, die trotz ihrer zarten Gesundheit der Mutter von der Menschwerdung nicht das ausschließliche Vorrecht der Mühen und Nachtwachen bei ihrer gemeinsamen Freundin überlassen will. Von Zeit zu Zeit nähern sich beide dem Bette, und betrachten schweigend diese abgemagerten Züge, diese trockenen Lippen, diese fieberglühenden Wangen und lauschen ängstlich dem beklommenen Athem. Sie reden kein Wort, aber der Ausdruck ihrer Gesichtszüge sagt nur zu deutlich, welche Gedanken sie bewegen. Man liest darin jenes tiefe Mitleid, welches die Heiligen mit um so reicherer Liebe Andern schenken, als sie es sich selbst gänzlich versagen. Die junge Kranke scheint nicht zu bemerken, was um sie vorgeht. Die Hände auf der Brust gekreuzt ist sie wie in einer süßen Verzückung begriffen; ihre Lippen lispeln ein Gebet und während schon ihr klarer zum Himmel gerichteter Blick die himmlische Schönheit zu genießen scheint, trägt ihr Gesicht das Gepräge süßen Friedens und unaussprechlichen Glückes.

In einer Nacht schien sie in Folge eines solchen Selbstgespräches etwas erregt und eine leise Wolke zeigte sich auf ihrer Stirne. Sie winkte der Mutter von der Menschwerdung näher zu kommen, nahm sie bei der Hand, schaute sie mit einem Blicke voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit an und sprach mit von Thränen erstickter Stimme: „Verzeihen Sie mir, meine theuere Freundin, ach! verzeihen Sie mir all den Kummer, den ich Ihnen während der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes verursacht habe. Ich that es nur aus Gehorsam gegen meine Obern, die sich meiner bedienen wollten, um Sie zu prüfen. Sie wissen, wie schwer es mir wurde, Sie so zu betrüben."

Von Ergriffenheit und Bewunderung überwältigt, konnte die Mutter von der Menschwerdung sie nur innig an's Herz drücken, und ihre fieberheiße Stirne mit ihren Thränen benetzen.

Als sich die Nachricht des hoffnungslosen Zustands der Mutter vom heiligen Joseph verbreitete, nahm die ganze Bevölkerung am Kummer der Ursulinerinnen Antheil. Der neue Befehlshaber Herr von Lauzon, der eben so fromm als seine Vorgänger war, ließ sich ihrem Gebete empfehlen, und beschwor sie, vor dem Throne Gottes sich der Noth der Colonie zu erinnern. Auch die Huronen, die sich nicht lange vorher auf der Insel Orleans niedergelassen hatten, klopften täglich an der Klosterpforte und erkundigten sich nach dem Befinden der guten Kranken. „Hier, Mutter," sagten sie einmal zu Maria von der Menschwerdung, indem sie ihr einige Stück Wild gaben, „nimm diese Vögel für Maria Josepha, die fromme Jungfrau, damit sie esse und wieder gesund werde, um uns von Neuem zu unterrichten."

Allein weder die Wünsche der guten Wilden, noch die Gebete der Colonisten, sowie die der Mutter von der Menschwerdung und der ganzen Klostergemeinde sollten erhört werden. Mit sechsunddreißig Jahren war Schwester Maria Josepha reif für den Himmel. Ihr göttlicher Bräutigam wollte ihr den traurigen Winter des Lebens ersparen, und sie schon im Sommer desselben zur ewigen Hochzeit laden. Sie starb in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Maria von der Menschwerdung am 4. April 1652 gegen acht Uhr Abends, nachdem sie vierundzwanzig Stunden in einem leichten Todeskampf gelegen war. Schon weilte ihre Seele in den Armen der Engel, als man erst wahrnahm, daß sie aufgehört habe zu leben, so unmerklich war ihr letzter Athemzug gewesen.

Die Nachricht ihres Todes verbreitete allgemeine Trauer sowohl in der französischen als auch in der wilden Bevölkerung. Besonders beweinten die Huronen bitterlich die hinge-

gangene fromme Jungfrau, welche so lange ihre geistliche Mutter gewesen war. Am Tage nach ihrem Tode ließen sie in ihrer kleinen Kapelle der Insel Orleans einen feierlichen Gottesdienst für sie halten.

Ihr Begräbniß wurde in Quebec mit einer Pracht gefeiert, wie man sie in diesem Lande noch nie gesehen hatte.

Noch in derselben Nacht wurden ihre Ueberreste in das noch unbewohnte neue Kloster gebracht, um sie dort auszustellen, und von dort aus das Leichenbegängniß zu feiern. Den Seelengottesdienst hielt Pater Lalemant, ihr geistlicher Führer, in Gegenwart der ganzen wilden und französischen Bevölkerung Quebecs und derjenigen, die aus der Umgegend gekommen waren, um der Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen. Ihr Leichnam wurde einstweilen bis zur Errichtung der Klosterkirche im Garten des Klosters begraben. Dort ruhte er zehn Jahre lang; später ließen die Ursulinerinnen an der geweihten Stätte eine Statue ihres Namenspatrones errichten. Kamen die Wilden am Kloster vorbei, so warfen sie einen wehmüthigen Blick auf den Garten und zeigten ihren Kindern den Hügel, unter welchem Maria Josepha, die fromme Jungfrau, die Mutter der Wilden schlief.

Der Herr offenbarte bald durch mehrere Wunder die Glorie derjenigen, die auf Erden nur Demuth und Niedrigkeit geliebt hatte, und der Schmach des Kreuzes gefolgt war. Wir werden zur Erbauung unserer Leser zwei der merkwürdigsten mittheilen.

Im Kloster von Tours lebte damals eine sehr fromme Laienschwester, welche einst mit der Mutter vom heiligen Joseph innig verkehrt hatte. Schwester Elisabeth von der heiligen Martha hatte für die kleine Maria immer mütterlich gesorgt, als diese noch als Kind im Institute war. Das junge Mädchen, gerührt von dieser zärtlichen Fürsorge, behielt die größte Anhänglichkeit für Schwester Elisabeth. Vor ihrer Abreise nach Canada schloßen Beide

einen geistigen Bund und versprachen sich gegenseitig, ihre Verdienste vor Gott gemeinsam zu theilen. Kaum hatte Maria Josepha die letzten Todesseufzer ausgehaucht, so erschien sie zu Tours der Schwester Elisabeth und zwar in strahlendem Glanze, in entzückender Schönheit und unvergleichlicher Majestät. „Meine liebe Schwester Elisabeth", sagte sie, indem sie ihr mit der Hand zuwinkte, „bereite dich zur Abreise, denn es ist Zeit zu gehen."

Die Schwester erhob sich sogleich und eilte, obwohl es Nacht war, zur Oberin. „Ganz gewiß ist die Mutter Maria Josepha gestorben", sagte sie, „denn sie ist mir soeben erschienen und verkündete mir, daß ich nur mehr einige Tage zu leben habe, und mich auf den Tod vorbereiten solle." — Ohne die geringste Angst zu empfinden, verbrachte Schwester Elisabeth den andern Theil der Nacht in aller Gemüthsruhe. In der darauf folgenden Woche wurde sie jedoch wirklich krank und starb dreizehn Tage darnach, nachdem ihre Freundin ihr im Tode vorangegangen war, und sie gerufen hatte, um die Vereinigung der Herzen, die sie auf Erden begonnen, im Himmel fortzusetzen.

Im Jahre 1666, als Marquis von Tracy die Irokesen gezwungen hatte, alle gefangenen Franzosen freizugeben, befand sich unter den Gefangenen auch ein junges Mädchen, Namens Anna Baillargeon*), das schon vor acht Jahren geraubt worden war. Auffallender Weise hatte sich Anna so gut an die Sitten der Wilden und an das freie Leben in den Wäldern gewöhnt, daß sie sich weigerte, den übrigen Befreiten zu folgen und sich in den Waldungen versteckte. Sie glaubte sich dort sicher vor jeglicher Nachstellung. Da plötzlich erschien ihr eine Frau im klösterlichen Gewande und befahl ihr mit gebieterischer Miene, zu den Franzosen zurückzukehren.

*) Das Mädchen war die Schwester einer der Ahnfrauen des späteren Bischofs Baillargeon von Tloa.

Als das Kind beängstigt forteilte, drohte sie, es zu strafen, wenn es nicht sogleich folgen würde. Das Mädchen kam nach Quebec zurück, und Herr von Tracy übernahm seine Erziehung und vertraute es den Ursulinerinnen an.

Am Tage ihres Eintrittes erblickte sie im Speisezimmer das Bild der Mutter Maria Josepha.*) „Ach, rief Anna, ganz außer sich, da ist sie ja; diese hier ist es, die mit mir gesprochen hat; sie trägt auch dasselbe Kleid!"

Die Klosterfrauen waren ganz erstaunt, und frugen sie um Aufschluß, worauf sie ihnen die wunderbare Erscheinung erzählte. „Es kann sein", fügt die Mutter von der Menschwerdung hinzu, „daß Anna während ihrer langen Gefangenschaft unter den Wilden sich mancherlei Aberglauben hingab; eine große Reinheit des Herzens hat sie sich jedoch stets bewahrt; und es ist möglich, daß unsere selige Mutter ihr Schutzgeist wurde, um sie in ihrer Unschuld zu beschützen." —

Zehntes Kapitel.

Verzweifelte Lage der Colonie.

Die zehn folgenden Jahre umfassen die blutigste Periode der Geschichte Canadas.

Die Zügellosigkeit der Irokesen wuchs von Tag zu Tag. In allen Gegenden vertheilt entvölkerten sie die Colonie in erschreckender Schnelligkeit. Es gab keine Familie mehr, die nicht einen Verwandten oder Freund zählte, der entweder todt oder lebendig in die Hände der wilden Feinde gefallen wäre. Alles schien den unvermeidlichen Untergang von Neu-Frankreich zu verkünden.

*) Dieses Bild ging beim zweiten Brande des Klosters im Jahre 1686 zu Grunde. Man besitzt aber eine Copie desselben, die 1700 aus Frankreich geschickt wurde.

Im Herbste des Jahres 1660 erreichte die Wuth der Irokesen ihren Höhepunkt. In blinder Leidenschaft hatten sie damals die Ausrottung der Franzosen in Canada geschworen. Ein schändliches Complot ward angezettelt, um Quebec mit einem Male zu überfallen.

Sie wolten den Ononthio*) zuerst köpfen, sagten sie, und ist einmal das Haupt weg, so würden sie mit den Gliedern leicht fertig werden. Große Bestürzung herrschte in der Bevölkerung. In allen Kirchen wurden öffentliche Gebete veranstaltet, um Gottes Zorn abzuwenden. Am Mittwoch in der Pfingstoktav war das Volk, welches in Prozession von der Pfarrkirche gekommen war, in der Kirche der Ursulinerinnen zur Anbetung des Allerheiligsten versammelt. Hier lief plötzlich durch die Reihen der Menge die entsetzliche Nachricht, daß die Irokesen bereits an den Thoren der Stadt seien. Ein Gefangener, der erst kürzlich nach Quebec gebracht und am selben Tage von den Wilden lebendig verbrannt worden war, erklärte vom Scheiterhaufen aus, daß zwölfhundert Irokesen die beiden Ufer des Flusses besetzt hielten. Sogleich bringt man das Allerheiligste aus der Kirche und räth den Ursulinerinnen, sich in das Jesuiten-Collegium zu flüchten, wo ihnen mit den Spitalnonnen ein Flügel des Hauses angewiesen werden sollte. Die rasche Flucht der Ursulinerinnen aus ihrem Kloster, das doch fest gebaut und leicht zu befestigen war, erhöhte noch das Entsetzen der Bevölkerung. Viele verließen ihre Wohnungen und flüchteten die einen in die Festung St. Ludwig, die andern zu den Jesuiten, mehrere endlich in die verlassenen Säle des Ursulinerinnenklosters. Die Uebrigen verschanzten sich von allen Seiten in der untern Stadt und stellten dort mehrere Feldwachen auf. Die Huronen, von der Insel Orleans zurückgekehrt, wo die unversöhnliche Wuth ihrer Feinde sie wiederum verfolgt und decimirt hatte,

*) So nannten die Wilden den Befehlshaber Canadas.

schlugen ihre Zelte in dem innern Hofe des Jesuiten-Collegiums auf. Man hatte in aller Eile Boten nach Trois-Rivieres und Montreal gesandt, um die dortigen Bewohner vor der Gefahr zu warnen. Das Kloster der Ursulinerinnen wurde sogleich in förmlichen Vertheidigungszustand gesetzt. An allen Ecken desselben erhoben sich Schanzen, bei welchen Soldaten Schildwache standen. Alle Fenster des Klosters waren bis zur halben Höhe vermauert und mit Schießscharten versehen. Verbindungsbrücken führten von einem Theile des Hauses zum andern und vereinigten auch das Haus der Dienstleute mit dem Kloster. Auch die Eingänge waren stark befestigt.

„Selbst in den Hof", fügt die Mutter von der Menschwerdung hinzu, „konnte man nur mittels einer Drehkreuzthüre gelangen, durch die aber immer nur eine Person schliefen konnte. Kurz unser Kloster war in eine Festung verwandelt und von vierundzwanzig tapferen Männern besetzt."

Nach Außen waren alle Eingänge der Höfe sorgfältigst verschanzt und von einer jeden Redoute des Klosters konnte die Schildwache die Krone der äußern Mauer übersehen. Aber im Innern der Festungswerke befand sich eine Wache ganz anderer Art, deren Wachsamkeit viel thätiger und sicherer war, als die aller Schildwachen zusammen; es waren dieß zwölf ungeheuere Hunde, die auf das Jagen der Roth-Häute abgerichtet und in der Colonie sehr verbreitet waren. Die Irokesen fürchteten diese Bestien viel mehr als die Menschen, denn diese Hunde witterten sie mit wunderbarem Instinkte. Beim geringsten Lärm fuhren sie auf und mit flammenden Augen gaben sie unter entsetzlichem Gebell die Gefahr zu erkennen. Wehe dann dem Irokesen, der in einem Wäldchen oder Schatten sich verborgen glaubte; das Thier warf sich mit einem Satz auf ihn und zerriß ihn in Stücke.

In Mitte dieses Getümmels und der allgemeinen Bestürzung verlor die Mutter von der Menschwerdung

nicht einen Augenblick ihre gewohnte Fassung. Sie verlangte und erhielt die Erlaubniß, im Kloster zu bleiben, um die Soldaten zu versorgen, ihnen ihre Kost zu bereiten und zugleich, das Kloster nicht ganz den Händen dieser Kriegsleute zu überlassen. Man gesellte ihr noch drei Klosterfrauen zu, die ihr behilflich sein sollten.

Das Empfindlichste von Allem war ihr die Entfernung des Allerheiligsten, wodurch sich diese gottliebende Seele sehr vereinsamt fühlte. Die Nacht verging für die übrigen Bewohner in tödtlicher Angst, aber ohne wichtiges Ereigniß. Am andern Morgen nach der Messe kehrte die ausgewanderte Ursulinerinnen-Familie mit ihren Zöglingen in das Kloster zurück. Nachts suchten sie wieder ihren Schutz wie am vorhergehenden Abend. Diese außerordentliche Vorsicht wurde acht Tage lang beobachtet. Man hielt dann das Kloster für genügend befestigt und gestattete den Klosterfrauen wieder beständig darin zu wohnen.

Wer kann sich die Angst und den Schrecken dieser Nächte denken, die schlaflos verbracht wurden, in Erwartung eines Feindes, der in den nahen Wäldern versteckt, sich jeden Augenblick auf die schwachen Wälle der Stadt werfen konnte? Hatten sich die Schatten der Nacht auf Quebecs Vorgebirg gelagert, so horchte Alles in fieberhafter Angst auf den geringsten Lärm, der das Zeichen des Angriffes zu sein schien. Schaute man hinüber in die finstern Räume der Wälder, die sich von allen Seiten eng an die Wohnungen lehnten, so glaubte man in dem Schatten des Waldes unbestimmte Umrisse eines Irokesen oder den unheilbringenden Glanz seiner Augen zu gewahren. Da galt der Mondesschimmer auf einem lichten Gegenstand für das Blitzen eines Dolches und der Lärm eines dürren Zweiges für das Geräusch eines menschlichen Trittes.

Die Stunden vergingen, ohne daß ein Warnungszeichen gegeben wurde. Der gemessene Schritt der Schildwachen, ihre eigenen Signale und das Hundegebell waren

der einzige Lärm, wodurch die feierliche Stille der Nacht unterbrochen wurde.

Die Ungewißheit über das Schicksal von Montreal und Trois-Rivieres vermehrten das Entsetzliche der Lage. Vielleicht waren die beiden Städte schon in die Hände der Feinde gefallen, von ihnen gebrandschatzt und in Asche gelegt worden? Quebec war vielleicht in diesem Augenblick der letzte Wall der Colonie. Beim Anblicke der schwachen Ueberreste der Huronen erinnerte man sich unwillkührlich an die gräßliche Katastrophe ihrer Theilung, ihrer eingeäscherten Dörfer, ihrer gemordeten Familien, ja des ganzen Landes, das in ein Meer von Feuer und Blut verwandelt worden war, und man stellte sich die Frage, ob nicht ein gleiches Loos der französischen Bevölkerung vorbehalten sein könnte.

Aengstliche Frauen wollten in der Stille der Nacht klägliche Stimmen, oder weinende Kinder gehört haben, was sie für das Stöhnen der von den Irokesen Gefangenen oder für das Schluchzen und Weherufen eines Verlassenen hielten. Während ihres erregten Schlafes drückte wohl manche Mutter krampfhaft ihr Kind an sich, das sich zitternd an sie geschmiegt hatte.

Die wilde Natur, diese unbekannten Flächen, diese ungeheueren Waldungen, alles gab Stoff zum Geheimnißvollen und begünstigte den Aberglauben. Fügt man noch die unaufhörlichen Gefahren, die täglichen Kämpfe und schauerlichen Erzählungen hinzu, so wird man sich leicht ein Bild machen können von der Angst und dem Schrecken der Bevölkerung.

Nichts kennzeichnete damals die Charakterstärke und Willenskraft der Mutter von der Menschwerdung besser, als ihre männliche Fassung in solch' schwieriger Lage. Sie allein behielt den innern Frieden und das unerschütterlichste Vertrauen, während alle Andern nahe an der Verzweiflung waren. Ihr überaus freundlicher zuversichtlicher Blick ermuthigte alle, selbst die furchtsamsten Her-

zen. Bald kehrten auch ihre Mitschwestern wieder zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück und im Kloster ging Alles wieder seinen Gang. „Selbst der Lärm der Wache", sagte sie, „zerstreut uns nicht mehr. Die Leute kamen nur Abends in unsere Clausur, und verließen dieselbe am frühen Morgen, um an die Arbeit zu gehen. Nachts ließ man ihnen die untern Räume offen, um die Runde machen zu können."

„Ich war außerordentlich müde, denn während jener Schreckenszeit habe ich beinahe nie geschlafen. Ich horchte die ganze Nacht hindurch auf jedes Geräusch, um ja nicht überrascht zu werden und den Soldaten im Falle eines Angriffs die nöthigen Munitionen zu verabreichen. Wir hatten regelmäßig vierundzwanzig Männer im Hause zu versorgen; dieselben waren in drei Wachen vertheilt und machten die ganze Nacht hindurch die Runde vermöge der Verbindungsbrücken, die überall hinführten."

Quebec blieb fünf Wochen lang in diesem Zustande der Angst und Aufregung. Niemand kam zur Ruhe weder in der Nacht noch bei Tage. Eben fing man an sich zu beruhigen, als am 8. Juni plötzlich ein Schrei des Entsetzens erscholl: „die Irokesen sind vor den Thoren der Stadt!"

„In wenigen Augenblicken war Jeder an seinem Posten und in Wehrbereitschaft," erzählt die Mutter von der Menschwerdung. „Alle Thore wurden wiederum verschanzt, und ich versorgte unsere Soldaten mit dem Nöthigen. Unsere Franzosen, natürlich die Männer, waren so kampflustig, daß sie wünschten, es möge nicht wieder ein blinder Lärm sein; die Frauen waren hingegen voll Angst und Schrecken."

„Allein Gott wendete auch dieses Mal das Ungewitter von uns ab. Gottes Wege sind erhaben über alle menschliche Berechnung. Wir sind aber auch so sehr an Gottes Schutz gewöhnt, daß einer unserer Dienstleute, den ich an den Festungswerken arbeiten ließ, mir mit wahrhaft kindlicher Naivetät neulich sagte: „„Glaubt ja

nicht, ehrwürdige Mutter, daß Gott unsern Feinden erlauben werde, uns zu überfallen. Er wird uns durch die Fürbitte der Mutter Gottes irgend einen Huronen zusenden, der die uns zu unserer Erhaltung nöthigen Rathschläge geben wird. Die Mutter Gottes steht uns bei jeder Gelegenheit bei, sie wird es auch in Zukunft thun?""

„Diese Rede rührte mich sehr," sagt die Mutter von der Menschwerdung, und „schon Tags darauf sahen wir sie bestätigt."

Zwei huronische Gefangene entkamen nämlich den Händen der Irokesen, eilten nach Quebec und brachten die Nachricht von der Aufopferung und dem heldenmüthigen Tode Daulac's und seiner Gefährten, von der eiligen Flucht der Irokesen und der Befreiung der Colonie.

Wir haben in der Einleitung die kriegerischen Thaten dieser Helden Canadas erzählt, die von ihrem ausgezeichneten christlichen Befehlshaber Anahotaha und einigen treuen Huronen der Stadt Quebec unterstützt, sich einem sichern Tode weihten, um das in Gefahr stehende Vaterland zu retten. Wir erzählten von ihrem rührenden Abschiede und dem feierlichen Gelübde, das sie Alle zusammen am Fuße des Altares ablegten, um die Fluth der irokesischen Verheerungen aufzuhalten, oder mit den Waffen in der Hand zu fallen. Zehn Tage währte die Belagerung, die sie unter dem Schutze schwacher Schanzpfähle in der Veste Saut-des-Choudieres gegen siebenhundert Irokesen aushielten. Wir schilderten den verzweifelten Widerstand, den letzten mit ungeheuerer Anstrengung geführten Sturm, und endlich den Fall der tapfern Streiter. Die Irokesen, entsetzt ob dieses übermenschlichen Ringens, zählten ihre Todten und kehrten in ihr Land zurück. Sie waren jetzt von der Unmöglichkeit überzeugt, ein Volk zu vernichten, das durch solche Vertheidiger beschützt wird.

Elftes Kapitel.

Das Erdbeben vom Jahre 1663.

Die Schilderung des Volkes, welches Gott an die Ufer des St. Lorenzo-Flusses geführt hat, zeigte uns bisher lauter Gegensätze, entrollte uns ein Bild, das abwechselnd voll Sonnenglanz und dunklen Schlagschatten, voll seliger Ruhe und tobender Brandungen war. Wie in den Tagen der ersten Kirche zeigten sich nach Außen Verfolgungen, Feuer und Schwert, Folterqual, Mord, und schreckliche Gräuelthaten: nach Innen Friede, Heiterkeit, Gebet und hohe Begeisterung zu jeglicher Opferwilligkeit. Ja, letztere ist in Wahrheit jene blendende Lilie, die sich in Mitte eines Dornenkranzes entfaltet: Lilium inter spinas.

Allein diese Wiegenunschuld, dieser Jugendeifer konnte nicht immer währen. In allen menschlichen Institutionen zeigt sich das Geheimniß der Bosheit neben dem der Liebe. Dem Feinde gelingt es, stets Unkraut in den Acker des Familienvaters zu säen. Das Wachsthum der Bevölkerung mußte selbstverständlich diesen verhängnißvollen Keim hervorbringen. —

Gleich beim Entstehen von Neu-Frankreich schlich sich ein Mißbrauch ein, den der Befehlshaber sofort unterdrückte und zum Verschwinden brachte. Es war dieß der Verkauf von Branntwein, den die Wilden, hatten sie ihn einmal versucht, mit unersättlicher Leidenschaft genoßen.

Trotz der strengen Verordnungen und der Wachsamkeit der Obern setzte sich dieser Unfug im Verborgenen fort. Genährt durch die Gewinnsucht tauchte er von Zeit zu Zeit immer wieder auf.

In jener Periode, bei der wir eben anlangen, bedrohte der Branntwein das ganze Land zu entsittlichen, und

die mit so viel Fleiß errichtete kleine Christenheit der Wilden zu zerstören.

Baron Avaugour, seit 1661 Gouverneur des Landes, änderte mit einem Male seine Grundsätze, nachdem er bis dahin dem weisen Beispiele seiner Vorgänger gefolgt war; und trotz aller Vorstellungen der Geistlichkeit sowie der ersten Bürger verharrte er in seiner beklagenswerthen Halsstarrigkeit und ließ dem unheilvollen Handel freien Lauf. Die Mutter von der Menschwerdung beschreibt in herzzerreißender Weise die entsetzlichen Folgen dieses Mißbrauchs.

„In einem andern Briefe," schreibt sie, „erzählte ich Ihnen von einem Kreuze, das mich schwerer drückt, als alle Feindseligkeiten der Irokesen. Es gibt hier überaus gottvergessene und nichtswürdige Franzosen, die unsere neuen Christen verführen, indem sie ihnen starke Getränke, wie Wein und Branntwein geben, um von ihnen Biberhäute zu bekommen. Solche Getränke richten diese armen Leute zu Grunde, sowohl die Männer als die Frauen, ja auch Knaben und Mädchen, denn ein jedes Glied der Familie ist Herr in der Hütte, wenn es sich um Essen oder Trinken handelt. Sie werden sofort berauscht, verfallen wieder ihrer Wildheit und gerathen in wahre Raserei; unbekleidet rennen sie mit Schwertern oder andern Waffen, sei es bei Tag oder bei Nacht, durch Quebec, ohne daß Jemand es wagen dürfte, sie daran zu hindern. So entstehen Todtschläge und entsetzliche Rohheiten."

„Um diese Leidenschaft des Branntweintrinkens zu befriedigen," fügt Pater Lalemant hinzu, „berauben sich die Wilden vollständig ihrer Habe und bringen ihre Familie an den Bettelstab, ja sie gehen selbst so weit, ihre eigenen Kinder zu verkaufen. Meine Tinte ist nicht schwarz genug, all das Unglück zn beschreiben, das diese Ausschweifungen über die neue Kirche brachten. Mit welcher Bitterkeit sind unsere Herzen erfüllt! Es genügt zu

sagen, daß wir in einem Monate die Früchte von zehn- und zwanzigjähriger angestrengter Arbeit verlieren."

Nachdem alle Mittel der Vernunft erschöpft waren, verfuhr die bischöfliche Autorität mit Strenge gegen die Pflichtvergessenen und drohte mit der Exkommunication. Allein weder Bitten, noch Drohungen, noch auch die Kirchenstrafen vermochten zu siegen über ihre verhärteten Herzen und sie fröhnten nach wie vor ihrer verderblichen Leidenschaft. Es wäre um Neu-Frankreich geschehen gewesen, Gott hätte es vielleicht seinen Feinden preisgegeben und aus der Reihe der Nationen gestrichen, hätte nicht die Kirche, dieser andere Moses, der immer auf dem Berge seine Arme ausbreitet, den Zorn des Himmels durch die Gebete ihrer Heiligen abgewendet.

So viele Beschimpfungen, welche dem Herrn angethan wurden, verwundeten auf das Tiefste das Herz der Mutter von der Menschwerdung und sie opferte sich als Sühnopfer für die Schuld des Volkes auf. Wie Moses verlangte auch sie, um von Gott Gehör zu erlangen, lieber aus dem Buche des Lebens gestrichen zu werden. „Ich wünschte mit all diesen Sünden beladen zu sein, als wenn es meine eigenen wären, um allein die Strafe dafür zu empfangen. Ich hätte sogar gewollt, daß alle diese Abscheulichkeiten von der Welt als meine eigenen Verbrechen angesehen würden."

Gott ließ sich endlich erweichen durch die zärtlichen Bitten aller frommen Seelen der Colonie und übernahm es selbst, die so sehr gestörte Ordnung wieder herzustellen, seine mit Füßen getretenen Gesetze und seine verachtete Kirche zu rächen.

Wie einstens auf dem Sinai ließ Er seine mächtige Stimme unter Donner und Blitz erschallen. Während sieben Monaten folgten ununterbrochen die fremdartigsten Naturerscheinungen, erschreckende Störungen in der Luft und auf der Erde, Feuerkugeln

und furchtbare Erdbeben. Die Hand Gottes zeigte sich so sichtbar, daß es unmöglich war, sie zu verkennen*).

„Wenn Gott spricht", schreibt Pater Lalemant, „so läßt er sich deutlich vernehmen, besonders wenn er durch die Stimme des Donners und der Erdbeben spricht, die nicht weniger die verhärteten Herzen erschüttern, als unsere Felsen, die ärgern Umsturz in den Gewissen hervorbringen, als in unseren Wäldern und auf unseren Bergen."

„Schon im vorhergehenden Herbste hatte man „flammende Schlangen" gesehen, die sich in einander verflochten und von Feuerflügeln getragen, die Luft durchschnitten. Ueber Quebec hatte sich eine große Feuerkugel schwebend gezeigt, welche die Nacht hell erleuchtete, von allen Seiten aber Funken aussprühte und in die Schönheit des prachtvollen Anblicks Schrecken mischte. Dasselbe Meteor leuchtete über Montreal. Es schien mit einem donner- oder kanonenähnlichem Lärm aus der Richtung des Mondes hervorgetreten zu sein. Nachdem es einige Meilen in den Lüften sich fortbewegt hatte, verlor es sich endlich hinter dem großen Berge, welcher der Insel ihren Namen gibt**).

Diese einzelnen Erscheinungen waren nur die Vorboten gräßlicher Erschütterungen, die nachfolgen sollten. Unbestimmte Ahnungen bemächtigten sich der Menschen. Alles schien darauf hinzudeuten, daß Gottes Züchtigungen nahe seien. Fromme Personen hatten selbst geheime Offenbarungen darüber erhalten.

Im Kloster der Spitalnonnen lebte damals eine Klosterfrau***) im Geruche der Heiligkeit. Am Faschings-Montage Abends, am 5. Februar 1663, war sie im Gebete versunken, während sich die leichtsinnigen Leute dem Vergnügen hingaben. Man veranstaltete eben in den

*) Abbé Ferland.
**) Berichte der Jesuiten.
***) Mutter Katharina vom heiligen Augustin.

verschiedenen Kirchen öffentliche Gebete, um Gott für all diese Beleidigungen Abbitte zu thun. Da hatte jene Nonne eine Vision, in welcher ihr die Zuchtruthe gezeigt wurde, mit der Gott die Colonie bedrohen werde.

„Sie sah nämlich an den vier Seiten der Grenzen Quebec's ebenso viele rasende Teufel, welche an den Seiten so heftig rüttelten, als wollten sie die ganze Colonie vernichten. Zu gleicher Zeit erblickte sie einen jungen Mann von majestätischem Aeußern, der seine Macht über die Geister zeigte, indem er sie kurze Zeit lang zurückhielt, dann aber die Zügel ihnen schießen ließ. Sie hörte die Teufel klagen, das, was nun geschehe, werde alle Sünder bekehren" *).

Die Nonne betete noch, als man gegen halb sechs Uhr Abends bei klarem Wetter in der Ferne ein dumpfes Getöse vernahm. Es glich dem Gerassel vieler Wägen, die sich auf einem Steinpflaster in rasender Schnelligkeit bewegen. Jetzt fühlte man einen heftigen Stoß, begleitet von argem verworrenen Geräusch, welches an das Rauschen des Hagels auf den Dächern, das Rollen des Donners oder das Toben der erregten Meereswellen erinnerte.

Die Erde zitterte unter den Füßen, senkte und hob sich wieder, wogte hin und her gleich den Fluthen des Meeres und spaltete sich an tausend Stellen. Ein merkwürdiges Schauspiel zeigten unsere Wälder: die Bäume taumelten, die einen stießen aneinander, die anderen rißen sammt der Wurzel aus und deckten den Boden mit ihren Trümmern. Auch Felsen theilten sich und stürzten zusammen, große Steine lösten sich auf hohen Bergen und zogen bei ihrem Rollen in's Thal Wiesen- und Waldstücke mit sich. Bald nacheinander schwankte Haus an Haus, dieses rechts, jenes links; hin und her wie schlanke Tannen wiegten sich die Kirchthürme und ihre Glocken be-

*) Geschichte des Hotel-Dieu in Quebec.

gannen von selbst zu läuten. Entsetzliche Ereignisse! Viele Hausdächer hoben sich ab, die Pfeiler borsteten, die Fußböden krachten, die Thüren öffneten sich und schlugen wieder ein. Erschreckt suchten die Hausthiere unter furchtbarem Geheul sich zu flüchten.

Auf den Gewässern sah es nicht friedlicher aus als auf der Erde. Das fünf bis sechs Fuß dicke Eis des Flusses zersprang mit furchtbarem Krachen, es staute sich hoch wie beim wildesten Eisgang und zerschellte beim Fallen in tausend Trümmer. Die Erde blies aus ihren Rissen mächtige Rauch- und Sandwolken in die Höhe. Auch die Fische taumelten in Mitte dieser gräßlichen Verwirrung der Elemente und verließen das Wasser. Man hörte selbst das dumpfe Grunzen der Meerschweinchen, die in langen Heerden nach dem St. Petersflusse hinschwammen, wo man vorher nie deren gesehen hatte.

Diese Naturerscheinungen hielten die Einen anfänglich für einen Waldbrand, andere gar für einen plötzlichen Ueberfall der gefürchteten Irokesen. Was war es? Alles stürzte aus den Häusern, schrie Feuer und lief zu den Waffen. Zwischen mannigfachen Trümmern und dichtem Rauch mußte man sich Bahn brechen. Als jedoch die Erdstöße immer dumpfer und heftiger wurden, glaubten alle, das Ende der Welt sei gekommen. Viele Frauen stürzten ohnmächtig zu Boden, die Männer aber warfen sich auf ihr Angesicht, schlugen reuig an die Brust oder erhoben die Hände zum Himmel um Gottes Barmherzigkeit anzurufen. Jeder war gewärtig, daß die Erde jetzt sich öffne und ihn verschlinge. Unzählige Menschen liefen in die Kirchen, um zu beten und dann vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen.

Die ersten Stöße dauerten nahezu eine halbe Stunde — für die Bedrohten in der That eine Ewigkeit! Die Schwingungen machten sich darnach noch lange fühlbar, aber weniger heftig und etwas unregelmäßig; bald war es

ein starker Stoß, bald ein Schwanken wie das eines Schiffes auf den Wogen des Meeres.

Die Bestürzung der Einwohner war unbeschreiblich. Unter den Franzosen wie unter den Wilden war die gleiche Erregtheit. Diejenigen, die sich eben den Freuden des Faschings hingaben, machten die Verwirrung noch größer.

Gegen acht Uhr Abends erfolgte noch einmal ein gewaltiger Erdstoß. Die Ursulinerinnen befanden sich eben im Chore und sangen stehend die Matutin — plötzlich waren alle auf ihre Kniee geworfen.

Die ganze Nacht hindurch waren die Kirchen mit Gläubigen überfüllt. Jetzt belagerte man die Beichtstühle. Gott sollte durch Buße versöhnt werden. Wunderbare Bekehrungen gingen vor sich. Ein Missionär erzählte später der Mutter von der Menschwerdung, daß er unmittelbar nach jenen Naturereignissen mehr als achthundert Generalbeichten angehört habe.

Die nun beginnende heilige Fastenzeit verbrachten die Ursulinerinnen in außerordentlichen Bußübungen. Außer dem Fasten und den Kasteiungen, die sie sich auflegten, schliefen sie ganz angekleidet auf den Strohsäcken und bei jedem erneuten Erdstoße warfen sie sich auf die Kniee nieder und beteten den Psalm Miserere. *)

Auf diese Weise suchten sie Gottes Zorn zu beschwören. Sie brachten ihre Thränen dem Herrn zum Opfer dar für die himmelschreienden Verbrechen ihrer Mitbrüder.

Sieben Monate lang war die Erde nicht mehr vollständig ruhig. Im ganzen Lande war ihre Oberfläche mehr oder weniger zerstört. Ganze Berge waren verschwunden, dagegen hatten sich andere mit einem Male erhoben. Mächtige Waldungen waren wie abrasirt oder lagen in See'n begraben, die sich in Tagesfrist neugebildet hatten, während manche Thäler ausgefüllt waren. Man

*) Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec.

sah eine neue Insel in den Gewässern des St. Lorenzo-Flusses. Unbekannte Quellen begannen zu sprudeln. An manchen Orten hatten sich tiefe Risse gebildet, welche gewaltigen Strömen zum Bette dienten. Aus neuen Schachten stiegen schwefelartige Dünste empor. Der Lauf mehrerer Flüsse hatte seine Richtung verändert. Einige Flüsse, von Felsblöcken aufgehalten, überschritten ihre Ufer und führten eine so ungeheuere Menge Sand und Schlamm mit sich, daß ihr Wasser mehrere Tage hindurch ganz gelb blieb.*)

Diese lange Zeit verbrachte die Bevölkerung in tödtlicher Angst und in beständiger Erwartung dessen, was nun das Ende der Welt mit sich bringen würde. Immer hörte der Engel der Rache nicht auf, über diese mit dem Zorne des Himmels behaftete Gegend seine eiserne Zuchtruthe zu schwingen.

„Wenn der Tag zu Ende ging, bereitete man sich darauf vor, in der Nacht von der Erde verschlungen zu werden," sagt die Mutter von der Menschwerdung. „Und brach der Tag an, so erwartete man fortwährend den Tod. Mit einem Worte, alle Leute verzehrten sich in der peinlichen Angst irgend eines Weltunglücks."

Auch bei dieser allgemeinen Verzweiflung büßte die Mutter von der Menschwerdung ihre Ruhe nicht ein.

„Während die einen zittern", sagt ihr Sohn und Biograph, „und die andern erblassen und alle in unsäglicher Bestürzung sind, bleibt sie allein ruhig und gefaßt. Mit einer Hingebung und Geistesgegenwart, die selbst die Bewunderung der Engel erregen könnte, bringt sie sich Gott zum Sühnopfer dar für das ganze Land, um durch ihren Tod die Verbrechen zu büßen."

---

*) All diese Schilderungen sind den Briefen der Mutter von der Menschwerdung und Berichten der Jesuiten entnommen.

Endlich ließ sich der Himmel erweichen und mit dem Frieden der Tugend erschienen auch die ruhigen Tage wieder.

Die Nation, wiedergeboren in dem Bade der Buße, trat gnadenerfüllt aus dieser Zeit der Prüfung hervor.

Von jetzt an beginnt in Canada ein Zeitalter des Segens und eines bis dahin nicht gekannten Wohlstandes.

Die Gesellschaft der „Hundert Genossen," deren Unvermögen und Sorglosigkeit die Entwicklung der Colonie so lange zurückgehalten hatte, wird abgeschafft und Canada nimmt eine königliche Verfassung an.

Quebec wird zur Stadt erhoben.

Marquis von Tracy wird zum Vicekönig von Neu-Frankreich ernannt und landet daselbst am 30. Juni 1665. Ihm folgt bald eine Armee von 1400 bis 1500 Mann aus dem prächtigen Regimente Carignan. Viele der heutigen Familien Canadas rechnen es sich zur Ehre, von jenen Kriegsleuten abzustammen.*)

*) Das Regiment Carignan, durch Oberst von Salières befehligt, bildete den Glanzpunkt der französischen Armee. Dasselbe hatte sich mit Ruhm bedeckt in der Schlacht bei St. Gotthard, die in Ungarn 1664 gegen eine Armee von 24,000 Türken gewonnen wurde. Ihre glänzenden Angriffe hatten den Erfolg entschieden. Die Sieger richteten an jenem Tage ein entsetzliches Gemetzel an; mehr als zehntausend Mann der Truppen des Großveziers wurden in den Fluß hinabgestürzt und ertranken. Der General der französischen Armee, Graf von Coligny, bezeichnet mit zwei Worten die Scene: „Es war ein schwimmender Kirchhof." „Die Schlacht von St. Gotthard", sagt der Autor der „Geschichte von Louvois" (Herr Camillus Rousset), „ist eine jener militärischen Großthaten, deren politische und moralische Folgen das materielle Resultat übertrafen, sie war das Heil Deutschlands und der Ruhm Frankreichs." Fast alle Offiziere des Regiments Carignan gehörten dem französischen Adel an. Nicht ohne Rührung kann man auf der Liste so viele bekannte und theuere Namen dieser tapferen Soldaten lesen, deren zahlreiche Nachkommenschaft jetzt die beiden Ufer des Lorenzo-Flusses bevölkert und deren Blut fast in allen Zweigen der großen canadischen Familien fließt.

Der Stolz der Irokesen ist gedemüthigt; die Armee dringt bis in das Innerste ihres Landes, brennt ihre Dörfer nieder und zwingt sie zu Friedensbedingnissen, die Canada eine fast zwanzigjährige Ruhe geben.

Herr von Tracy hatte einen Mann mit sich gebracht, der für die Colonie von mehr Nutzen werden sollte, als die ganze Armee. Dieß war der Intendant Talon. Wenn Cartier der Entdecker und Champlain der Stifter Canada's genannt wird, so kann man sagen, daß Talon sein Schöpfer war.*) In der Schule des großen Colbert gebildet, wie dieser mit tiefem Verstande begabt, und unermüdlich thätig, leitete er die bürgerliche, politische und selbst militärische Verwaltung des Landes. Unter seiner geschickten Regierung kam die Colonie so sehr in Aufschwung, daß sich bald die Bevölkerung mehr als um das Doppelte vermehrte und der Wohlstand sich hob. Die religiöse Einrichtung war der bürgerlichen um einige Jahre vorausgegangen. Franz von Montmorency-Laval, bekannt unter dem Namen Abt von Montigny, wurde im Jahre 1658 zum Bischof von Petrée und apostolischen Vikar von Neu-Frankreich ernannt. Quebec wurde aber erst im Jahre 1670 zu einem Bischofssitze erhoben und Herr von Laval nahm denselben zuerst ein. Lassen wir die Mutter von der Menschwerdung die Tugenden dieses ersten Hirten der Kirche Canada's, dessen apostolischer Geist so viel Einfluß auf die Geschicke von Neu-Frankreich ausübte, beschreiben.

„Was die Liebe und die Demuth betrifft, so ist er ein zweiter heiliger Thomas von Villanova. Aus dem

---

Nennen wir z. B. die Familien Contrecoeur, Varennes, Verchères, Saint-Ours, verbunden mit den Familien Beaujeu, Gaspé, Léry, Gorgendière, Taschereau, Duchesnay, Lotbinière ꝛc. ꝛc., dann die Häuser Lanaudière, Baby, die beide in der von Herrn von Saint-Ours befehligten Compagnie dienten; endlich die Namen Durantaie, Beaumont, Berthier und so viele andere.

*) E. Rameau, Frankreich in den Colonien.

berühmten Hause der Montmorency abstammend, ist er ein Mann reich an Verdiensten mit außerordentlichen Tugenden begabt. Unermüdlich thätig und den Gütern der Welt gänzlich abgestorben, entblößt er sich von Allem, um den Armen beizustehen, so daß man in Wahrheit sagen kann, daß er im vollen Sinne des Wortes den Geist der Armuth besitzt."

Es sei uns gestattet, auch sein schönes Verdienst um die Stiftung des Seminars von Quebec zu erwähnen. Im Jahre 1663 gegründet, hat dieses Seminar nie aufgehört, eine der fruchtbarsten Pflanzschulen der Geistlichkeit Canada's zu sein und nimmt heute noch den ersten Rang unter den schönen Stiftungen des Landes ein.

Zwölftes Kapitel.

Krankheit der Mutter von der Menschwerdung. Tod der Frau von la Peltrie.

Die apostolische Mission der Mutter von der Menschwerdung schien zugleich mit dem bürgerlichen und materiellen Emporkommen der Colonie ihrem Ende zu nahen. Gott hatte sie aus so vielen großen Charakteren auserlesen, um die Wiege dieses Landes zu schützen und seine ersten Schritte zu lenken. Diese Aufgabe war nun gelöst und fortan konnte Canada selbstständig in das Leben treten.

In der That, im selben Jahre, wo diese großen Veränderungen vor sich gingen (1664), empfand sie die ersten Anzeichen jenes Uebels, welches ihrem Leben, das in einem immerwährenden Absterben bestanden hatte, ein Ende machen und sie für immer mit Gott vereinigen sollte. Kasteiungen, angestrengte Arbeiten und Nacht-

wachen hatten sie zuletzt so sehr erschöpft, daß sie von anhaltendem Fieber und Gallenkrämpfen befallen wurde, die sie oft weder bei Tage noch bei Nacht zur Ruhe kommen ließen.

Ihre entkräftete Natur konnte der Krankheit keinen Widerstand leisten, so daß letztere raschen Fortschritt machte. Die Mutter von der Menschwerdung theilte die Sorgen ihrer Mitschwestern nicht, sondern begrüßte mit Entzücken diesen Vorboten der Ewigkeit, der ihr die baldige Auflösung verkündigte. Schon nach einigen Tagen glaubte sie sich dem Tode nahe und empfing unter den Thränen der um ihr Schmerzenslager versammelten Mitschwestern die heiligen Sterbsakramente. Die ganze Stadt trauerte, als die Nachricht ihrer Krankheit sich verbreitete. Jede Familie schien von dem Verluste einer Mutter bedroht zu sein. Tag und Nacht erhoben sich in der Stadt und in dem Ursulinerinnenkloster Gebete, um den Himmel zu bestürmen und sie den Armen des Todes zu entreißen. Gott erhörte diese frommen rührenden Bitten und verlängerte noch ihre irdische Pilgerreise; aber ihr Leben war von dieser Zeit an nur mehr ein langsames Dahinwelken.

Bald nach dieser scheinbaren Genesung bekam sie unter gefährlichen Symptomen einen Rückfall, der eine innere Verletzung kund gab. Fortgesetztes Erbrechen, starke Schmerzen in der Seite und Nierenkrämpfe sammt einer Zusammenziehung aller Nerven verursachten ihr die gräßlichsten Schmerzen. „Hätte mich Gott nicht unterstützt", sagte sie, „würde ich laut aufgeschrieen haben. Aber durch Gottes Barmherzigkeit empfand ich während dieser langen Krankheit keine Ungeduld. Diese besondere Gnade verdanke ich meinem gekreuzigten Jesu, der mir nicht gestattete, einen Augenblick der Erleichterung mir zu wünschen, und der mir dennoch so viel Trost gab, daß ich

gerne bis zum letzten Gericht in diesem Zustande geblieben wäre."

Die angewandten Mittel vermehrten nur die Schmerzen, so daß die Aerzte sie ganz den Händen Gottes überließen, dessen Liebe sie mit diesem Kreuze zu behaften schien.

In der ganzen Colonie wurden Gelübde gemacht und neuntägige Andachten gehalten, um von Gott ihre Wiederherstellung zu erlangen. Einige Professoren und auch der Bischof von Laval, der sie täglich besuchte, baten sie, selbst um ihre Genesung zu beten. „Zu was kann ich denn noch nützlich sein mit meinen sechzig Jahren?" sagte sie mit zitternder Stimme. „Ach! verlängert nicht noch meine Verbannung und laßt mich zu meinem Gott gehen!"

Ihre Stunde war jedoch noch nicht gekommen; acht Jahre des Siechthums, der Leiden und Prüfungen sollten noch vergehen, bevor sie zum ewigen Hochzeitmahle geladen wurde.

Von Krankheit und Schwäche gebeugt, verlangte die fromme Dienerin Gottes, der Leitung des Hauses enthoben zu werden, denn nun zum dritten Male ward sie zur Oberin gewählt. Pater Lalemant, der trotz seines hohen Alters ihr Seelenführer geblieben war, und der den Segen und hohen Werth ihrer Leitung genau kannte, hütete sich, ihrer Bitte zu willfahren. Die demüthige Mutter unterwarf sich ohne Murren diesem neuen Opfer und nahm auf ihre so sehr gebeugten Schultern die Last der Oberleitung, nur mehr darauf bedacht, sich alle Leiden, die ihr der Himmel schickte, zu Nutzen zu machen.

„Mein jetziger Zustand", schrieb sie ihrem Sohne, „ist voll Süßigkeit, denn das Kreuz ist die Freude und Wonne meines Herrn. Ich kann mich von meiner Krankheit und ihren schmerzhaften und peinlichen Folgen nicht erholen. Die Natur gewöhnt sich indeß an Schmerzen und macht

sich mit dem Leiden vertraut. Ich liebe dieselben sogar und fürchte nur, daß meine Feigheit die göttliche Güte zwingen werde, mir dieselben wieder zu nehmen, oder doch zu erleichtern. Alles, was ich nehme, hat Wermuthgeschmack und erinnert mich fortwährend an die Bitterkeiten des Leidens unseres Herrn. Aus diesem Grunde habe ich meinen Zustand lieb gewonnen."

Ihr Uebel war chronisch geworden. Der Magen konnte fast nichts mehr vertragen und ihre Schwäche war so groß, daß sie nicht länger als fünf Minuten knieen konnte, ohne ohnmächtig zu werden. Der Arzt verordnete ihr, bei schönem Wetter sich viel im Freien zu bewegen. Man konnte dann diese ehrwürdige sechzigjährige Matrone sehen, wie sie sich mühsam unter dem Schatten der einsamen Laubgänge hinschleppte, um aus Gehorsam eine Genesung zu suchen, die sie selber nicht wünschte. Ihre abgemagerten Züge, ihre bedenkliche Bläße, ihre tiefliegenden Augen, ihr wankendes Haupt, ihre ganze früher so stattliche, jetzt gebeugte Haltung, all dieß ließ sie eher einem Gespenste als einem lebenden Wesen gleich sehen. Und doch, in dieser schwachen Hülle schlug ein Herz, das mehr als je vom Feuer der göttlichen Liebe entflammt war.

„Es ist mir", sagte sie, „als sollte dieses durch Liebesacte getränkte Herz seine Fesseln brechen, um sich in Demjenigen ganz zu verlieren, der all sein Leben ist. Gerade in dieser Abnahme der Naturkräfte fühlt sich die Seele fähiger, in voller Freiheit zu handeln, weil sie sich nicht mehr mit den Sinnen beschäftigt."

Man war erstaunt, daß ein so sehr erschöpfter und abgezehrter Körper noch leben konnte. Nach dreijähriger Krankheit fastete sie jedoch noch während der ganzen Fastenzeit und arbeitete unausgesetzt trotz ihrer Leiden. Noch immer die Erste auf und die Letzte zu Bett, gönnte sie sich keine Ruhe, beobachtete alle Ordensregeln, erfüllte

alle Pflichten ihres Amtes und schrieb eine Menge von Briefen. War sie zu müde oder zu schwach, um all dem nachzukommen, so beschäftigte sie sich mit Sticken oder Malen, woran sie von jeher große Freude hatte. Kurz sie leistete in einem Alter von 70 Jahren und trotz ihrer Kränklichkeit mehr als andere, die sich der besten Gesundheit erfreuten.

Die Liebe zu den Wilden, für deren Bekehrung sie dreißig Jahre lang emsig gearbeitet hatte, verließ sie auch jetzt nicht. Sie wollte ihr Apostolat für dieselben auch nach ihrem Tode noch fortsetzen, indem sie die jüngeren Klosterfrauen fortwährend unterrichtete. Im Winter versammelte sie dieselben in den Morgenstunden um sich und benützte die letzten Reste ihrer schwachen Stimme, um sie in der Sprache der Wilden zu unterweisen. Als sie die letzte Zeit ihres Lebens nicht mehr allein in das Klassenzimmer gehen konnte, ließ sie sich von zwei jungen Schwestern dahin führen. Man kann sich leicht denken, mit welch' tiefer Verehrung und heiliger Begierde diese frommen Schülerinnen ihrem Unterrichte lauschten und jedes ihrer Worte behielten.

Nicht zufrieden mit diesen Unterrichtsstunden, schrieb sie noch ein algonkinisches Wörterbuch in zwei starken Bänden, einen Katechismus in irokesischer, und einen dicken Band von Uebersetzungen der heiligen Schrift in algonkinischer Sprache.

„Du siehst", schrieb sie ihrem Sohne, als sie ihre Studien erwähnte, „der liebe Gott läßt mir trotz meiner großen Schwäche doch noch Kraft genug, um meinen Schwestern ein Vermächtniß zu hinterlassen, das sie zum Heile der Seelen verwenden können. Aber haben wir auch Alles gethan, was in unserer Macht steht, so müssen wir uns dennoch für nutzlose Geschöpfe halten, besonders ich, die ich nur ein Sandkorn am Gebäude dieser neuen Kirche bin."

In Mitte dieser angestrengten Arbeit erwartete die fromme Magd Christi den Augenblick, der sie für immer mit ihrem göttlichen Meister vereinigen sollte. Je näher sie ihrem Ende kam, desto inniger und kindlicher wurde ihr Verkehr mit Gott. Sie sagt hierüber:

„Ich finde zu Füßen der göttlichen Majestät keine Worte mehr. Meine Gebete bestehen nur in den Seufzern: Mein Gott, mein Gott! sei gelobt und gepriesen! Tage und Nächte vergehen auf diese Weise, und ich hoffe von der göttlicheu Güte, daß sie mich unter Aussprechung dieser Worte, oder besser gesagt, unter solchen Seufzern sterben lasse."

Diese geistige Freude wurde jedoch durch eine jener Prüfungen gestört, deren sich Gott oft bedient, um die vollkommene Vereinigung seiner treuen Diener noch auf Erden zu vollenden. Dieselbe bestand in einer großen Angst vor dem Gerichte Gottes. Sie benahm sich hier wie bei allen anderen Prüfungen und setzte diesen peinlichen Gedanken die tiefste Demuth und großes Vertrauen entgegen. Gehörten doch Furcht und Liebe, die um so mehr den Fortschritt der Seele begünstigen, als sie dieselbe vor Eigendünkel bewahren, zu jenen Gnaden des Himmels, deren die Mutter von der Menschwerdung mit der größten Dankbarkeit gedachte. Mit den Früchten, die sie hieraus zog, beschloß sie die Schilderung ihres mystischen Lebens.*)

„Ich sehe mich voll Treulosigkeiten, und bin darüber vor Gott oft so niedergeschlagen, daß ich nicht weiß, wie dem abzuhelfen sei. Mein Gemüth ist von solcher Dunkelheit umgeben, daß ich keinen Anfang und kein Ende finde. Ich stehe nun am Schlusse meiner Tage und thue nichts, was einer Seele würdig wäre, die der Herr bald vor sei-

*) Pater Charlevoix.

nem Richterstuhl wird erscheinen lassen. So unvollkommen und so zerknirscht ich in Seiner Gegenwart bin, so bin ich trotzdem ganz vertieft in Seine göttliche Majestät. Eine gewisse Abnahme des Geistes erlaubt mir nicht einmal, mich mit den Engeln über die Wonne der Auserwählten oder über die Geheimnisse unseres Glaubens zu unterhalten. Zuweilen will ich mich zerstreuen, um mich an der Schönheit der Engel zu erfreuen, aber ich vergesse sie sogleich wieder, und der Geist, der mich leitet, führt mich in meinen ersten Zustand zurück. Ich verliere mich ganz in Demjenigen, der mir mehr gefällt, als alles andere. Ich sehe seine Liebenswürdigkeit, seine Majestät, seine Größe, seine Macht, ohne darüber nachzudenken oder zu grübeln. Es ist ein Augenblick der Ewigkeit. Diese Wirkung kann ich in keiner andern Weise schildern. Es ist darin nichts Materielles, sondern die reinste Wahrheit, welche diese unendlichen Dinge ausspricht."

Wohnte nicht diese erhabene Seele schon in unsichtbaren Sphären, ehe sie noch ihre irdische Hülle abgestreift hatte? Wer kann überhaupt ahnen, was in den Herzen jener Auserwählten vor sich geht, in denen sich schon hienieden das Geheimniß der göttlichen Liebe vollendet? Sie selbst können es kaum in unsere unvollkommene Sprache fassen. Der Mensch, diese unsterbliche Hülle, die sich im Himmel erst entpuppen soll, verwandelt sich zuweilen schon früher unter den milden Strahlen der Gnade und entfaltet seine Flügel, ehe der ewige Frühling beginnt. Man könnte wohl annehmen, daß bei den Heiligen diese durch das Feuer der Abtödtungen und Bußübungen geläuterte irdische Hülle allmälig ganz ätherisch wird, und daß dann ihr Auge durch den Schleier der Zeitlichkeit dringt und die ewigen Schönheiten zu betrachten vermag.

Angekommen an dieser Epoche des Lebens seiner Mutter, spricht sich ihr Sohn und Biograph Claudius Martin auf folgende Weise aus:

„Von nun an redet nicht mehr die Mutter von der Menschwerdung; der Tod, der die Heiligen schweigen läßt, wird ihre Lippen schließen, und ihr nicht mehr gestatten, uns fernerhin von den kostbaren Schätzen mitzutheilen, die der Herr in ihre Seele verschlossen hat, und deren Preis wir erst in der Ewigkeit recht erkennen werden. Es ist Zeit, daß diese große Dienerin Gottes, die seit so vielen Jahren ein Opferleben, sowohl der Seele als auch dem Leibe nach führte, sich zum letzten Opfer bereite."

Von den drei aus Tours gekommenen Stifterinnen war nur mehr Frau von la Peltrie bei der Mutter von der Menschwerdung. Die Mutter Josepha war schon lange in die andere Welt vorangegangen, um den Lohn ihrer Tugenden zu empfangen; und Frau von la Peltrie, beladen mit der kostbaren Bürde eines achtundsechzigjährigen thatenreichen Lebens, war bereit, ihr zur ewigen Heimath zu folgen. Sie war bereits eine reife Frucht, deren Stiel nur mehr wenig an dem Baume des Lebens hing; schon erhob sich der sanfte Hauch, der sie für immer in die schönen Gärten hinüberwehen sollte. Am 12. November 1671 wurde Frau von la Peltrie von so heftigem Seitenstechen befallen, daß sie in wenigen Tagen dem Tode nahe war. Alle Tugenden, die sie in ihrem Leben ausgeübt hatte, schienen sich an ihrem Schmerzenslager zu vereinen, um sie auf diesem letzten Gange zu begleiten. Niemals in der That sah man sie demüthiger, liebenswürdiger, geduldiger, bußfertiger, der Oberin ergebener, mehr mit Gott vereinigt und seinem Willen gehorsamer *). Die evangelische Armuth war während der dreiunddreißig Jahre ihres Apostolats ihre tägliche Begleiterin gewesen; sie wollte dieselbe auch noch an ihr Sterbebett rufen. Die mächtige Erbin von Alençon besaß als Schloß nur eine arme Zelle, als Einrichtung zwei Strohstühle, einen hölzernen Tisch, auf welchem

*) Bericht der Jesuiten.

das heilige Evangelium und ein Betrachtungsbuch lagen, als Lagerstätte einen elenden Schragen; oberhalb dem Tische hing an der nackten Mauer ein bemaltes hölzernes Kreuz. Dieß war die Zierde und der Schmuck ihrer Zelle, wie es das Inventar, das man nach ihrem Tode aufnahm, bestätigt.

Als sie eines Tages auf ihrem Tische einige feinere Speisen erblickte, die man ihr wegen ihres Zustandes bereitet hatte, ließ sie dieselben wegbringen, und bemerkte, daß sich solches mit der Armuth nicht vertrage. Am vierten Tage ihrer Krankheit, den 15. November, machte sie ihr Testament in Gegenwart des Intendanten Talon. In ihrer Demuth hielt sie sich für unwürdig, im Kloster zu bleiben, das sie doch selbst gestiftet hatte, und verlangte als letzten Gnadenact einen Platz in der Gruft der Ursulinerinnen. Um den Wünschen der Jesuiten zu entsprechen, befahl sie, daß nach ihrem Tode ihr Herz ihnen eingehändigt würde; bestimmte aber zugleich, daß man es in einem ganz einfachen hölzernen Behälter mit Erde und ungelöschtem Kalk verschließe, damit es sich bald verzehre. Es sollte auf diese Weise zu den Jesuiten gebracht und unter den Stufen des Altars, wo das Allerheiligste sich befand, begraben werden, um dort in Staub zu verfallen und als Opfer zu den Füßen der göttlichen Majestät liegen zu bleiben.

Zwei Tage später, am 17. November, erklärte ihr der Arzt, daß sie den folgenden Tag nicht mehr erleben würde. Weit entfernt, darüber zu erschrecken, empfing sie diese Nachricht mit Freuden und bat ihre Umgebung, nur mehr von der Ewigkeit mit ihr zu sprechen. Als sie eine der Klosterfrauen frug, ob es ihr nicht leid sei, diese Welt zu verlassen, antwortete sie: „O nein! der Tag meines Todes ist mir lieber, als alle Tage meines Lebens.“ Der Himmel hatte ihr für ihre letzten Augenblicke einen besondern Trost vorbehalten. Ihr treuer

Beschützer, der ihr den Weg ihres Berufes geebnet, und einen so großen Antheil an der Stiftung der Ursulinerinnen in Quebec hatte, lebte in Canada mit allen seinen Tugenden in der Person eines seiner Neffen wieder auf. Herr Heinrich von Bernières war General-Vikar und Pfarrer von Quebec, und zugleich Superior der Ursulinerinnen. Aus seiner Hand empfing Frau von la Peltrie die heiligen Sterbsakramente, „mit Gefühlen der Zerknirschung, voll Liebe und Anmuth," sagen die Berichte. Sie bat die Ursulinerinnen, die stets um sie versammelt waren, ihr oft den ersten Vers des 121. Psalm's in's Gedächtniß zurückzurufen: „Lætatus sum in his quæ dicta sunt mihi: in domum Domini ibimus." Zwei Stunden lag sie in den Zügen und betete dabei fortwährend zu Gott. Gegen acht Uhr Abends entschlief sie sanft am 18. November 1671.

Am folgenden Tage wurde ihr Leichenbegängniß mit großem Gepränge im Kloster der Ursulinerinnen begangen. Der Generalgouverneur, Herr von Courcelles, der Intendant Talon und alle hervorragenden Bürger in Quebec und der Umgegend wollten ihr die letzte Ehre erweisen.

Als nach dem Gottesdienste die Accorde des Todtenpsalmes sich in den Hallen des Klosters verloren, begab sich die Geistlichkeit mit der irdischen Hülle der Verstorbenen in den Chor der Ursulinerinnen, um die Leiche, in einem bleiernen Sarge eingeschlossen, in die Gruft zu senken. Dieser Ceremonie folgte unmittelbar darauf die Uebertragung des Herzens der Stifterin. Einer der hervorragendsten Bürger trug die kostbare Reliquie, die mit einem schwarzen Flor bedeckt war. Ihm folgte die Geistlichkeit. Der Gouverneur, der Intendant Talon und das Volk schloßen den Zug. Vor dem Portale der Jesuiten-Kirche angekommen, stand der Zug still. Herr von Bernières trat mit der Reliquie vor, und

übergab sie in die Hände des Superiors, der sie an den Stufen des Hochaltars ausstellte. Dieser Altar war mit Spenden der Frau von la Peltrie geziert worden.

Die Ursulinerinnen haben uns das Bildniß ihrer frommen Stifterin erhalten. Ihre ganze Persönlichkeit war das Urbild der Freundlichkeit und Sanftmuth. Das schöne Oval ihres Gesichtes war vollendet durch das Ebenmaaß der Linien und die Vollkommenheit der Züge. Eine leicht gebogene Nase, ein schön gezeichneter, stets lächelnder Mund, ein klarer Blick, den der Geist der Betrachtung immer gesenkt hielt, und der von langen Augenlidern beschattet war, verlieh ihr ein unaussprechlich sanftes liebliches Wesen. Obwohl ihr Wuchs von mittlerer Größe war, und Alles in ihr Demuth und Bescheidenheit athmete, blieb ihr Auftreten dennoch immer voll Adel und Würde. Ihre ganze Erscheinung ließ errathen, daß sie jenen großen und mächtigen Geschlechtern, jenen tapferen Rittern entstammte, deren Schwert so oft für Kirche und Vaterland gekämpft hatte. Trotz der reizendsten Einfachheit behielt sie doch immer jenen edlen würdevollen Anstrich des siebenzehnten Jahrhunderts bei, der den alten Familien Frankreichs gemein war. Allein dieses imponirende Wesen ward durch ihre Sammlung und ihre Liebenswürdigkeit gemäßigt, die ihren Gesprächen einen unendlichen Reiz verliehen, und ihr die Verehrung und Liebe aller Derjenigen gewannen, die das Glück hatten, sie zu kennen.

Dieß ist das Bild der Stifterin der Ursulinerinnen; so war Maria Magdalena von Chauvigny von la Peltrie, einer der schönsten Namen, den Neu-Frankreich auf das Titelblatt seiner Geschichte setzt.

Dreizehntes Kapitel.

Tod der Mutter von der Menschwerdung.

Von Gott zuerst für die Mission in Canada auserwählt, sollte die Mutter von der Menschwerdung erst dann in die ewige Heimath eingehen dürfen, nachdem sie ihren beiden Mitstifterinnen als Stütze gedient und diese bis an ihr Grab begleitet hatte.

Trotz der außerordentlichen Hinfälligkeit ihrer Mutter gaben die Ursulinerinnen dennoch bis zu Anfang des Jahres 1672 die Hoffnung nicht auf, deren kostbares Leben noch einige Zeit zu erhalten. Seit ihrer letzten Krankheit litt sie fortwährend an großer Schwäche und an Gallenerbrechen, wodurch alle Speisen, die sie zu sich nahm, einen bitteren Beigeschmack erhielten. Es hatten sich jedoch noch keine beängstigenden Symptome gezeigt. Endlich in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar bekam sie so starke Brustbeklemmungen, daß sie glaubte, ersticken zu müssen. Diesem ersten Anfall folgte ein furchtbares Erbrechen, das sich vierundzwanzig Stunden lang wiederholte. Kaum hatte dieses Uebel aufgehört, so traten neue Erstickungsanfälle ein, noch ärger als die erstern. Zu diesen Beklemmungen gesellten sich heftige Kopfschmerzen, die sie weder schlafen noch ruhen ließen. Das Fieber hatte ihre Kräfte so sehr erschöpft und ihren Körper so unbehilflich gemacht, daß drei Personen sie nur mit Mühe heben konnten.

Die erhabene Kranke erschien noch großartiger auf ihren Schmerzenslager als in ihrer vollen Thätigkeit und in ihrem Verzückungen. Kein Seufzer, keine Klage, keine Muskelbewegung verriethen die furchtbaren Leiden, die sie verzehrten. Auf ihrem Antlitz leuchtete die Herrlichkeit majestätischer Ruhe und überirdischer Freude. Der

Glanz ihrer Seele drückte sich in ihrem ganzen Wesen aus. Im Uebermaaße ihres Glückes, sich mit Jesus Christus gekreuzigt zu sehen, wiederholte sie in heiliger Entzückung die Worte: „Mit Christus bin ich gekreuziget."

Das Uebel machte jedoch so rasche Fortschritte, daß schon nach fünf Tagen, am 20. Januar, die Aerzte ihren Zustand für hoffnungslos erklärten. Um 1 Uhr Mittags reichte ihr Herr von Bernières in Gegenwart ihrer weinenden Mitschwestern die heilige Wegzehrung. Sie empfand die lebhafteste Freude darüber, daß sie sich in dem Sakramente der Liebe mit dem göttlichen Heilande vereinigen durfte, den sie nun bald und für immer zu besitzen hoffte. Am darauf folgenden Tage, ehe sie die letzte Oelung empfing, bat sie Herrn von Bernières und den ehrwürdigen Pater Lalemant, ihren Beichtvater, um Verzeihung; hierauf wandte sie sich an die Oberin, die Mutter vom heiligen Athanasius, und dankte ihr, sowie der ganzen Klostergemeinde für ihre Liebe, und bat sie um Vergebung für alle Mühe und Arbeit, die sie während ihrer Krankheit ihnen verursacht hatte.

Einen Augenblick nachher, als sie erfuhr, daß das Töchterchen eines jüngst bekehrten algonkinischen Befehlshabers im Institute aufgenommen sei, ließ sie das Kind zu sich kommen und liebkoste es auf das Herzlichste. Hierauf wandte sie sich zu ihren Schwestern und suchte sie für ihren Beruf zu begeistern und zur Liebe für die kleinen Wilden, die sie die Freude ihres Herzens nannte, aufzumuntern. Alle Schülerinnen, sowohl die französischen als auch die wilden, wurden sodann zu ihr geführt, um ihren Segen zu empfangen. Die Sterbende legte ihre zitternden Hände auf ihre versammelten Kinder und mit überirdisch leuchtendem Blicke und dem zärtlichsten Lächeln auf den Lippen rief sie auf dieselbe alle Segnungen des Himmels herab. Das Schluchzen der Klosterfrauen und

der Kinder, die sie wie ihre Mutter liebten und verehrten, unterbrach die feierliche Stille. Die ganze Schaar zog sich hierauf zurück und erwartete mit Bangen den entscheidenden Moment. — Gebete und Gelübde hatten jedoch von Neuem begonnen, um von Gott die Verlängerung eines so theuern Lebens zu erlangen. Es betrübte die Mutter von der Menschwerdung, daß ihre Mitschwestern so ängstlich besorgt waren, ein Leben zu verlängern, das sie für unnöthig hielt, und sie beklagte sich darüber liebevoll bei Pater Lalemant. Diesem ehrwürdigen Greis ging die Traurigkeit der Klostergemeinde über das herannahende Ende dieser Heiligen so sehr zu Herzen, daß er der Kranken befahl, ihren Willen und ihre Gebete mit den Gebeten ihrer Schwestern zu vereinigen. Bestürzt über diesen Befehl sammelte sich die Kranke einen Augenblick, faltete dann die Hände, hob den Blick zum Himmel und sprach zu ihm: „Mein Vater, ich glaube, daß ich sterbe; wenn es aber Gottes Wille ist, daß ich noch länger lebe, so unterwerfe ich mich."

„Das ist Alles ganz recht, ehrwürdige Mutter," entgegnete der fromme Mann, „aber Sie müssen sich auf unsere Seite stellen, und Gott bitten, Sie dieser Gemeinde zu erhalten, die so sehr Ihrer zu bedürfen glaubt."

Bei diesen Worten ergab sich die dmüthige Mutter und opferwillig, gleich dem heiligen Martin von Tours, sprach sie: „Mein Gott, wenn Du glaubst, daß ich dieser kleinen Familie noch von Nutzen sein kann, so lasse mich noch leben, Dein heiliger Wille geschehe!"

Von diesem Augenblicke an empfand sie große Erleichterungen; das Fieber verschwand und bald darauf erklärten sie die Aerzte außer Gefahr. Ein Te Deum wurde in der Klosterkirche gesungen unter allgemeinem Jubel. Die Kranke vermochte demselben beizuwohnen und schien wieder zu neuen Kräften zu kommen.

Die Freude war allgemein und die ganze Stadt theilte dieselbe. Von allen Seiten wurde sie beglückwünschet und mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäuft. Dieses Wohlbefinden schien die ganze Fastenzeit hindurch zu dauern. Am Palmsonntage wohnte sie den Ceremonien bei, und am Charfreitag hatte sie noch Kraft genug, um die Kreuzanbetung mitzufeiern. Aber am selben Abende noch mußte sie der Oberin*) mittheilen, daß sie wieder heftige Schmerzen an der Seite empfinde. Der Arzt wurde sogleich gerufen und erklärte das Uebel für Eiterbeulen, die man sogleich öffnen müsse. Die Operation war sehr schmerzhaft, aber die heldenmüthige Kranke gab keinen Laut des Schmerzes von sich. Zweimal des Tages kam der Arzt, verband ihre Wunden, reinigte sie und mußte die Wunden zuweilen brennen. Eines Morgens konnte sie sich bei dieser schmerzhaften Operation einer leisen Bewegung der Angst nicht erwehren. Ganz beschämt über diese unwillkührliche Empfindlichkeit bereute sie dieselbe ebenso, als hätte sie grosses Aergerniß gegeben.

Schon glaubte der Arzt, die Wunden seien auf dem Wege der Heilung, als nach acht Tagen eine plötzliche Veränderung vor sich ging und eine große Erschöpfung eintrat, das sichere Anzeichen ihres nahen Endes.

Man theilte dieß der Sterbenden mit.

Bei dieser Nachricht wurde sie freudestahlend; ein unbeschreibliches Glück drückte sich auf ihren Zügen aus, und ihr Geist schien seinen Flug gegen Himmel beginnen zu wollen, um nie mehr von dort zurückzukehren. Ihren halbverschleierten Blick richtete sie fortwährend auf das Bild des Gekreuzigten, das sie in ihren Händen trug.

*) Die Mutter von der Menschwerdung hatte dieses Amt kurz vor ihrer Krankheit der Mutter vom heiligen Athanasius übergeben.

„Mit Sanftmuth und Freundlichkeit“ *) beantwortete sie alle Fragen, ohne ihre Betrachtung zu unterbrechen. Die Oberin, die keinen Augenblick von ihrer Seite wich, erinnerte sie an ihren Sohn, der so entfernt von ihr zurückbleibe und bot sich an, ihm ihre letzten Wünsche mitzutheilen. Als sie den Namen ihres Sohnes aussprechen hörte, bebte sie und tiefe Rührung malte sich auf ihren Zügen.

„Sagen Sie ihm, flüsterte sie, daß ich ihn in meinem Herzen mit mir in das Paradies nehme, wo ich nicht aufhören werde, für seine vollkommene Heiligung zu beten.“

Am 29. April empfing sie bei vollkommenem Bewußtsein neuerdings die Sterbsakramente, sprach aber nur wenig und schien fortwährend in Gott vertieft zu sein. Ihre Seele verkehrte nur mehr mit den himmlischen Geistern. Sie ließ in der letzten Zeit ihrer Krankheit öfter die kleinen Wilden zu sich kommen und nete sie jedesmal mit der unbeschreiblichen Zärt.. .t einer sterbenden Mutter. Einige Klosterfrauen baten sie, ihnen die Verdienste ihrer Leiden zukommen zu lassen. „Es gehört Alles den Wilden“, antwortete sie lächelnd, „ich habe nichts mehr zu verschenken.“

Als sie am 30. April in der Frühe ihr nahes Ende fühlte, wollte sie noch ein letztes Mal ihre theuern kleinen Neophyten sehen und nahm in deren Sprache mit so zärtlichen, liebevollen und eindringlichen Worten Abschied, daß alle Anwesenden in Thränen zerflossen.

Gegen Mittag lag sie schon in den Zügen. Obwohl sie jetzt weder hören, noch sprechen konnte, war sie

*) Claudius Martin.

dennoch vollkommen bei Bewußtsein. Nicht eine Bewegung, nicht ein Zeichen der äußern Unruhe verrieth den furchtbaren Kampf zwischen Leben und Tod. Auf ihrem Antlitz malte sich die vollkommenste Ruhe und innigste Vereinigung mit Gott. Mehrmals führte sie mit zitternder Hand das Cruzifix an ihre Lippen. Nach und nach verbreitete sich diese weiße Farbe des Todes an den bereits kalt gewordenen Händen und Füßen.

Ihre Mitschwestern, die das Schmerzenslager ihrer theuern Mutter umstehen und mit bangem Herzen die letzten Strahlen dieses großen Lichtes verschwinden sehen, das sich zum unsterblichen Glanze der Ewigkeit erhebt, verzehren sich in Kummer und Schmerz. Sie können die Wahrheit noch nicht fassen, die immer näher an sie herantritt. Mit weinenden Augen blicken sie schweigend und betend auf das Antlitz der Sterbenden und verfolgen ängstlich eine jede ihrer Bewegungen. „Eine Stunde vor ihrem Tode", sagt einer ihrer Biographen, „vergoß sie drei oder vier dicke Thränen. Gott allein weiß, aus welcher Quelle sie floßen. Bald darauf öffnete sie langsam die Augen, warf einen langen innigen Blick auf ihre theueren Schwestern, als wollte sie ihnen das letzte Lebewohl sagen, und schloß die Augen wieder, um sie auf dieser Welt nie mehr zu öffnen. Endlich gegen sechs Uhr Abends seufzte sie zweimal leise — und verschied ohne den geringsten Todeskampf.

Schauer ergriff alle Anwesenden. Unbeweglich, zwischen Schmerz und Bewunderung getheilt, starrten ihre Blicke auf das Antlitz der Verstorbenen, das plötzlich in strahlender Schönheit leuchtete. Es schien, als habe ihre Seele, während sie ihren Flug zu Gott nahm, einen Abglanz ihrer Glorie diesem Angesichte aufgedrückt.

Diese Erscheinung war so auffallend, daß die Ursulinerinnen das Andenken daran verewigen wollten, und

jedes Jahr wird am Todestag der Mutter von der Menschwerdung zur Erinnerung an dieses wunderbare Ereigniß im Kloster ein Te Deum gesungen.

Die Nachricht ihres Todes verbreitete sich mit Blitzesschnelle. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei, um Derjenigen die letzte Ehre zu erweisen, die sie wie eine Heilige verehrten.*)

In der Zeit von ihrem Tode bis zu ihrem Begräbniß nahm das Volksgedräng keinen Augenblick ab; alle wollten sie noch sehen; jeder suchte sich irgend eines Gegenstandes, den sie in ihrem Leben benützt hatte, als kostbare Reliquie anzueignen, und nur mit Mühe konnten die Ursulinerinnen ihren großen Rosenkranz für sich behalten, den man noch heutzutage in einer Kapelle ihrer Kirche sieht.

Man brachte Kreuze, Medaillen und Rosenkränze herbei, um sie auf den kostbaren Leichnam der Heiligen zu legen, und mehrere Klosterfrauen wurden bis zur Stunde des Begräbnisses dazu bestellt, diese rührenden und andächtigen Wünsche zu befriedigen.

Aber wie soll man die Verzweiflung der armen Wilden beschreiben, als sie den Tod ihrer ehrwürdigen Mutter erfuhren? Kaum war die Trauernachricht bis in die Dorfschaften von Loretto und Sillery gedrungen, so kamen sie massenhaft, und versammelten sich um das Kloster, um für diejenige zu beten, die ihnen so unendlich viel Gutes erwiesen und sie so ungemein zärtlich geliebt hatte. Sie läuteten der Reihe nach an der Glocke des Sprachzimmers, blickten die Klosterfrauen mit unbeschreiblicher Wehmuth an und sagten: „Unsere Mutter

*) „Bei ihrem Tode sprach sie die öffentliche Meinung heilig an allen Orten, wo sie bekannt war.“ P. v. Charlevoix.

ist todt!" Dabei legten sie den Finger auf die Lippen, um anzudeuten, daß sich ein solcher Schmerz nicht aussprechen lasse. Die Ursulinerinnen, die ihre Traurigkeit kaum bemeistern konnten (so erzählt die Klosterchronik), tröstete dieselben, indem sie ihnen den Himmel zeigten. Dann ging jedes seinen Weg, um bis zur Stunde des Begräbnisses zu beten und zu weinen.*)

Am Begräbnißtage war die Kirche der Ursulinerinnen schon in frühester Morgenstunde von Leuten überfüllt. Die bürgerlichen und militärischen Spitzen der Stadt, der Gouverneur und der Klerus der ganzen Umgegend, fanden sich ein, um der Heiligkeit dieser großen Dienerin Gottes ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Dem tiefen Schmerze dieser Menge mischte sich aber doch zugleich ein Gefühl der Freude bei. Es war, als durchdringe ein Strahl jener Glorie, deren die Verstorbene sich bereits erfreute, die finsteren Schatten des Todes und die Trauer der Anwesenden. Alle fühlten sich mächtig gedrängt, sie viel eher um ihre Fürbitte anzurufen, als für sie zu beten, und jeder freute sich darüber, eine so große Beschützerin für Neu-Frankreich im Himmel zu wissen.

Der Bischof von Laval befand sich damals in Frankreich, deßhalb hielt Herr von Bernières das Leichenbegängniß. Die Trauerrede hingegen wurde von dem ehrwürdigen achtzigjährigen Greis Pater Lalemant gehalten, der seit so vielen Jahren in der Seele der Mutter von der Menschwerdung selbst die geheimsten Gedanken gelesen hatte, und daher die Schätze dieses Heiligthums vollkommen zu würdigen wußte.**) Er stellte einen Vergleich an

*) Geschichte der Ursulinerinnen von Quebec.

**) Pater Hieronymus Lalemant war am 26. August 1638 in Canda angekommen. Er war die längste Zeit der See-

zwischen dem starken Weibe der Schrift und der Mutter von der Menschwerdung und schilderte deren Werke und herrliche Tugenden.

Als sich nach dem Gottesdienste die Volksmenge verlaufen hatte, riethen Herr von Courcelles, Talon, Herr von Bernières und Pater Lalemant den Ursulinerinnen, die Leiche aus der Gruft wieder herauszunehmen, um das Bildniß der Verstorbenen malen zu lassen; denn der Tod hatte dem Antlitz noch nichts von jenem Glanze und jener Frische genommen, welche die Seele bei ihrem Schwunge nach dem Himmel der irdischen Hülle zurückgelassen hatte.

Eine liebliche Frische belebte noch die Ruhe des Todes, und der Geist schien noch nicht dieses edle Antlitz verlassen zu haben, das der Nimbus der Auserwählung umstrahlte.

Am folgenden Tage schickte der Gouverneur einen Künstler, dem es gelang, ihre Züge sprechend ähnlich wieder zu geben.*) Hierauf wurde der Sarg wieder geschlossen und in der Gruft beigesetzt. Auf einer daran befestigten Zinkplatte steht folgende Inschrift:

---

lenführer der Mutter von der Menschwerdung. Im Jahre 1640 wurde er als Missionär zu den Huronen gesandt, blieb dort bis zur Zerstörung der Nation, und begab sich wieder nach Quebec im Juli des Jahres 1650. Die Mutter von der Menschwerdung sprach sich am 8. Oktober 1671 in folgender Weise über ihn aus: „Obwohl er im achtzigsten Jahre seines Lebens steht, sind dennoch sein Verstand und sein Urtheil so gesund wie immer.“ Er starb bald darauf am 2. Januar 1673.

*) Dieses Bild ging leider beim zweiten Brande des Klosters 1686 zu Grunde. Dasjenige, welches das Titelblatt der französischen Ausgabe dieses Buches schmückt, ist die Copie eines anderen aus Frankreich kommenden Bildes.

Hier ruht
die ehrwürdige Mutter
Maria Guyard von der Menschwerdung.
Erste Oberin dieses Klosters.
Gestorben am letzten Tage des April 1672
im Alter von
zweiundsiebenzig Jahren und sechs Monaten.
Profeß-Schwester.
Aus Tours gekommen.
Betet für ihre Seele.

Die Mutter von der Menschwerdung war von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau. Ihre etwas scharfen Gesichtszüge waren vollkommen regelmäßig, aber von männlicher Schönheit, welche die ganze Größe und den Heldenmuth ihrer Seele bekundeten. Ihr Gang war majestätisch; und ihr ganzes Wesen hatte etwas so Großartiges, daß man, als sie noch in der Welt war, auf der Straße stehen blieb, um ihr nachzusehen.

In diesem edlen Aeußern fand man jedoch nicht weniger Liebenswürdigkeit als Würde. Denn Demuth und Nächstenliebe hatten diese schönen Gesichtszüge mit Gnade und Sanftmuth umflort. Ihr Blick hatte eine unwiderstehliche Anmuth. Ruhe und Friede waren darin ausgeprägt. Alle ihre Züge, durch Gebet und Verzückungen verklärt, besaßen jene zarte Durchsichtigkeit, die majestätischen Seelen so oft eigen ist. Ja, die Schönheit ihres Innern widerstrahlte auf ihrem Gesichte, dessen regelmäßige Linien sich nach und nach ihren stets zum Himmel strebenden Gedanken conformirten.*)

*) Der Hauch, den der Einfluß des christlichen Geistes in der Kunst hervorbringt, erneuert sich so zu sagen täglich in der durch den Meißel der Gnade gebildeten Architektur der menschlichen

Dieß ist das Bild der ehrwürdigen Mutter Maria von der Menschwerdung — die Theresia von Neu-Frankreich genannt — einer der außerordentlichsten Frauen, deren Andenken uns die Geschichte erhalten hat. Unter so vielen ehrwürdigen Frauen unserer Annalen, unter allen heiligen Erinnerungen ist keine, die einen Bewohner Canada's mit mehr Ehrfurcht und Liebe, mit mehr Dankbarkeit und Verehrung erfüllt. —

Und nun, ehe ich dieses Buch zu Ende bringe, sei es mir erlaubt, ein letztes Mal mich an diese ehrwürdige und vielgeliebte Mutter zu wenden. Ich habe es gewagt, die Geschichte ihres Lebens niederzuschreiben. Habe ich nicht vielmehr ihren Ruhm und ihr Werk herabgesetzt, während ich versuchte, ihr Leben zu beschreiben? Denn wer kann die unvergleichlichen Wunder der Gnade erfassen, die Gott in den Herzen seiner Auserwählten wirkt? Ersetze Du, o ehrwürdige Mutter, durch deine Gebete meine Schwachheit und Unwürdigkeit, und bitte den Herrn, daß Er dieses Werk segne, welches zu Seiner Ehre geschrieben ist!

Physiognomie. Welch' ein Unterschied zwischen dem materiellen, in den Genüssen der Erde schwelgenden Menschen, und jenem, der nach Höherem strebt, dessen Seele durch die Gnade vergeistiget ist! Blicken wir auf das schwerfällige Gesicht des Ersteren, und schauen wir die horizontalen Falten, die sich auf seiner Stirne furchen, um seine Hoffnungen zu begraben, während auf dem klaren Antlitz des gläubigen Christen, auf den reinen Zügen der christlichen Jungfrau, auf allen durch das Gebet veredelten Physiognomien die Hauptlinien sich verfeinern und mit der Seele himmelwärts streben. Es genüge uns übrigens die unübertrefflichen Typen der Frömmigkeit und der Geistesfülle zu betrachten, welche die christliche Kunst hervorbrachte, auf den Bildern von Cimabue, von Giotto, von Perugini, von Fra Angelico — diese sinnigen Köpfe zu beobachten, diese idealen Gesichter, so rein so edel, so leuchtend, so entzückend, diese Heiligen in Extase, von denen man meinen sollte, ein leichter Hauch könne sie von der Leinwand hinwegwehen. Wenn man auf diesen zarten Zügen die Hauptlinien und deren Streben nach aufwärts verfolgt, so wird man sich von dieser auffallenden Wahrheit überzeugen.

Beim Schlusse dieser süßen Arbeit steigen unwillkührlich aus meiner Seele traurige und wehmüthige Gedanken. Fast seit vier Jahren war ich gewohnt, mit dir zu verkehren, an deiner Seite zu leben. Ich folgte so gerne der ganzen Entwicklung deines Wesens durch so viele Arbeiten und Mühen; ich begleitete dich von deiner Wiege bis zu deinem Eintritt in das Kloster, in deinem apostolischen Berufe, durch alle Wunder der Gnade, durch so viele Gefahren des Meeres bis zu deiner Ankunft an der Küste unseres Landes; ich folgte dir endlich Schritt für Schritt in deiner ganzen spätern Laufbahn. Du bist meine Begleiterin, meine Freundin geworden!

Wie viele trübe Tage und einsame Abende hat mir dein edles Leben verschönert! Wie viele Thränen habe ich bei Lesung deiner Schriften, bei Betrachtung deiner Werke vergossen! Und nun entrückt dich plötzlich der Tod, oder vielmehr der Himmel unseren Augen! Allein auf der Erde zurückgeblieben, sind wir traurig und niedergeschlagen, wie der Schüler des Propheten, nachdem der feuerige Wagen diesen gegen Himmel gebracht. Höre nun, o ehrwürdige Mutter, mein letztes Lebewohl und bitte Gott um Erbarmen für den unwürdigsten deiner Biographen.

Beschütze dieses kleine Volk, das du heranwachsen sahest, das du so sehr geliebt, dem du dein Leben, deine Gebete und all' deine Verdienste geweiht hast. Bete für unser theueres Canada, für die Nachkommen jener frommen Colonisten, die dein Beispiel so sehr erbaute, und deren glückliche Ahnen du erzogen hast. Bete für die ganze canadische Nation, damit sie den kostbaren Schatz des Glaubens stets rein und unversehrt bewahren möge.

Aber bete, o bete auch für deine frommen Töchter, die Ursulinerinnen, die Erbinen deiner Tugenden, damit sie stets deinen Fußstapfen folgen, immer an Gnaden und Verdiensten vor Gott zunehmen und immer fort-

fahren mögen, die Jugend zu erziehen, wie sie schon unsere Mütter erzogen haben.*) Mögen wir es alle zusammen dereinst verdienen, daß die Kirche die Stimme unseres Volkes bestätige, daß sie alle unsere Wünsche erfülle, indem sie gestattet, das Bild Marien's von der Menschwerdung auf unsern Altären aufzustellen, sie knieend um ihre Fürbitte anzuflehen und freudetrunken auszurufen: „Heilige Maria von der Menschwerdung — bitte für uns! Amen."

*) Man erinnere sich des herrlichen Lobes, welches vor einigen Jahren Pater Felix von der Kanzel von Notre Dame in Paris herab den Müttern Canada's gespendet.

Anhang.

Urtheile Bossuets, des Bischofs von Laval, des Pater Lalemant, des Herrn von Camus und des Herrn von Emery über die Mutter von der Menschwerdung.

Bossuet trug kein Bedenken, die Mutter von der Menschwerdung eine zweite hl. Theresia zu nennen. Er vertheidigte ihre Schriften gegen die Angriffe gewisser Mystiker ihrer Zeit, die es „mit der Vollkommenheit für unvereinbar hielten, daß man sich selbst die ewige Glückseligkeit wünsche, oder sie von Gott verlange." Nachdem Bossuet gegen sie die Zeugnisse des hl. Chrysostomus angeführt hat, commentirt er die Schriften der hl. Katharina von Genua und der hl. Theresia — „jener hl. Theresia, sagt er, welche die Kirche fast auf die Stufe der Theologen stellt, indem sie die Herrlichkeit ihrer Lehren preist," und fügt dann hinzu:

„Nach dem Beispiele dieser großen Seelen hat sich die Ursulinerin Mutter Maria von der Menschwerdung, die man auch die Theresia unserer Zeit und der neuen Welt nennt, einstens bei Betrachtung der unerbittlichen Gerechtigkeit Gottes selbst zur ewigen Pein verurtheilt und sich Gott als Sühnopfer dargebracht, damit Seiner Gerechtigkeit Genugthuung geschehe, „„wofern ich, sagte sie, der Liebe Gottes und seiner selbst nicht beraubt werde.""

„Ein ehrwürdiger und gelehrter Ordensmann (der Sohn dieser heiligen Wittwe mehr noch dem Geiste als dem Fleische nach), schrieb deren Leben nieder, das von unseren

berühmtesten Theologen gut geheißen wurde. Er zeigt darin, daß in den gottvereinigten Seelen solche Ausbrüche der Liebe erregt werden. Diese Seelen wollen durch solche Ausbrüche die unendliche, unfaßbare Würde Gottes zeigen, für den sie eher alle Martern, ja selbst die ewigen Peinen erdulden möchten, als ihn durch die kleinste Sünde zu beleidigen. Man braucht übrigens keine Gründe zu suchen, um solche Acte gut zu heißen; jeder weiß ja, daß man solche Ausbrüche keineswegs als Ergebnisse der Frömmigkeit dieser letzten Jahrhunderte anzusehen, noch sie auch auf Rechnung der Schwächen zu setzen hat; hat man ja deren Theorie und Praxis schon in den ersten Jahren der Kirche gesehen und die berühmtesten Väter dieser Zeit haben sie, als vom heiligen Paulus ausgeübt, bewundert." (Siehe das 4. Kap. des dritten Abschnittes unseres Buches.) So Bossuet.

Der erste Bischof von Quebec, Herr von Laval, schrieb bei der Todesnachricht der Mutter von der Menschwerdung Folgendes aus Frankreich:

„Wir preisen Gott den Herrn, dem es gefallen hat, uns die Todesnachricht der Mutter Maria von der Menschwerdung, die unserm Hirtenamte anvertraut war, zukommen zu lassen. Wir können ihr das Zeugniß geben, daß sie mit allen Tugenden geziert war, und zwar in einem sehr hohen Grade. Besonders schmückte sie die Gabe des Gebetes und der vollkommenen Vereinigung mit Gott, so daß sie stets mit ihm verkehrte, selbst mitten in den schwierigsten und verwickeltsten Geschäften und bei den verschiedenartigsten Pflichten ihres Berufes. Sie war sich selbst vollkommen abgestorben; Jesus allein lebte und wirkte in ihr. Gott, der sie zur Einführung des Ordens der heiligen Ursula in Canada auserwählte, gab ihr eine Fülle des Geistes für dieses heilige Werk. Sie war eine vortreffliche Oberin, eine ausgezeichnete Novizen-Meisterin und außerordentlich befähigt, den verschiedenen Aemtern

einer Klostergemeinde vorzustehen. Nach außen hin äußerst einfach, nach innen aber ganz vollkommen, war sie eine lebendige Ordensregel für ihre Schwestern. Ihr Eifer für das Heil der Seelen und vorzüglich für das der Wilden war so glühend, daß sie dieselben alle in ihrem Herzen zu tragen schien. Wir zweifeln nicht, daß die Gnaden, deren die wachsende Kirche Canada's sich jetzt erfreut, großentheils ihren Gebeten zu danken sind."

„Das Andenken der ehrwürdigen Mutter Maria von der Menschwerdung", sagt Pater Hieronymus Lalemant, „wird stets für diese Gegend ein Segen sein. Ich insbesondere habe viel Vertrauen in ihre Gebete und hoffe, daß sie mir in meiner Todesstunde besser beistehen werde, als ich es ihr thun konnte. Ich war ihr in Allem und überall ein unnützer Diener; ich begnügte mich damit, die Werke des heiligen Geistes in ihr zu beobachten, und da ich sie in so guten Händen wußte, mischte ich mich in gar nichts ein, aus Angst, Alles zu verderben."

Unter den berühmten Theologen, von denen Bossuet in der oben citirten Frage spricht, welche die Schriften von der Mutter von der Menschwerdung gut hießen, nennen wir noch Melchior Camus, Doktor der Sorbonne, Theologe und Kanzler der Kirche von Tours. „Die Gerechten", sagt die Schrift, „sterben nur in den Augen der Thörichten;" ihr vor Gott kostbarer Tod ist ja weniger ein solcher, als ein glücklicher Uebergang des gegenwärtigen Lebens in die Ewigkeit. Zudem leben sie auch noch immer auf Erden fort, entweder durch ihre Tugend, deren Erinnerung die Menschen erbaut, oder durch ihre Werke, deren Geist sie belehrt. Die ehrwürdige Maria von der Menschwerdung hat sich dieses Vorrecht der Unsterblichkeit, welches der Antheil auserwählter Seelen ist, nicht allein durch ihre außerordentliche Frömmigkeit und

ihren steten Verkehr mit Gott erworben, der sie zum bewunderungswürdigen Vorbild und zum Gegenstand großer Erbauung für ihren Orden machte, sondern auch durch ihre so sehr evangelischen und christlichen Lehren, welche stets die Leser des Buches: „Briefe der ehrwürdigen Mutter Maria von der Menschwerdung“ zum Guten führen werden.

Zu all' diesen herrlichen Zeugnissen wollen wir noch das des ehrwürdigen Herrn Emery, Superiors im Seminar von St. Sulpiz in Paris, hinzufügen. Derselbe schrieb im Jahre 1800 dem Bischof J. O. Plessis von Quebec:

„Ich habe eine hohe Achtung für die Ursulinerinnen von Quebec, die ohne Zweifel die außerordentlichen Tugenden der Mutter Maria von der Menschwerdung geerbt haben. Sie ist eine Heilige, die ich innig verehre und eben so hoch schätze wie die hl. Theresia. Bei meinen letzten Exercitien fand ich in ihrem Leben, ihren Briefen und Betrachtungen Stoff genug zu meinen Lesungen und Erwägungen.“

sie zum be-
stand großer
auch durch
ren, welche
würdigen
ung" zum

n wir noch
periors im
gen. Der-
O. Pleſſis

ulinerinnen
hen Tugen-
ung geerbt
erehre und
Bei meinen
en Briefen
ungen und